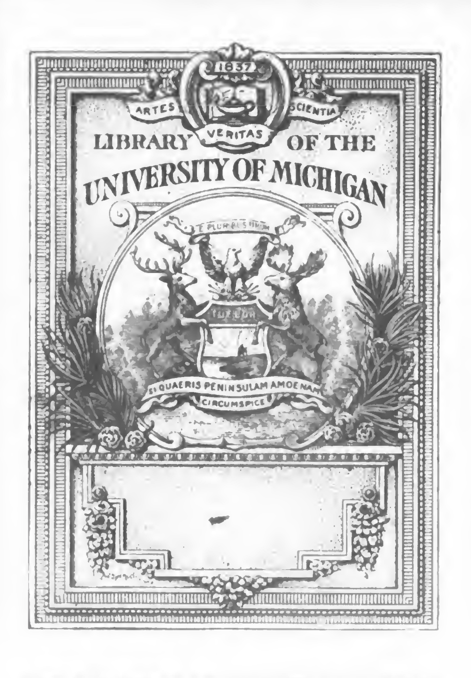
Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens


1837
ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE

Bibliothek

der

Unterhaltung

und des

Wissens.

Mit Original-Beiträgen

der

hervorragendsten Schriftsteller und Gelehrten.

Jahrgang 1890.

Zehnter Band.



Stuttgart.

Verlag der „Union" Deutsche Verlagsgesellschaft

(früher Hermann Schönleins Nachfolger).

Inhalts-Verzeichniß des zehnten Bandes.

Sarah's Opfer.

Roman

von

Wilhelm Berger.

(Fortsetzung.)

Es war am Abende dieses Tages, als Sarah durch ihre Tante Wiedener jenen Brief Arno's empfing, worin er seine Liebe zu Olympia Brooks bekannte und zugleich seine Armuth beklagte, die ihn zur Entsagung zwänge. „Der bedauernswerthe Junge!" schrieb Frau Wiedener. „Wenn Du mir doch erlaubt hättest, ihm anzudeuten, wie gut Du ihm bist, dann wär' es gewiß nicht dahin gekommen. Und wie hübsch könnte jetzt Alles sein. Aber wacker finde ich es doch von Arno, daß er soviel männlichen Stolz zeigt. Freilich, was nützt er ihm? Nun könnte er's gut haben und will nicht. Ich seh' es kommen: ich werde ihn niemals wiedersehen. Nun wird er sich abarbeiten, um das Mädchen zu gewinnen, das es ihm angethan hat — sie ist gewiß sehr schön und liebenswürdig, diese Olympia — und das in dem abscheulichen Klima, wo jede Ueberanstrengung so verderblich ist. Und dann die fürchterliche Enttäuschung, wenn's ihm nicht

gelingen sollte. Ich kenne ihn; dabei ginge er gewiß zu Grunde. Wenn er doch weniger bedenklich wäre! Als selbstständiger Kaufmann könnte er in ein paar Jahren einmal einen Besuch in der Heimath machen und dann, wenn er Glück hätte, käme er bald darauf ganz zu uns. Das ist immer meine stille Hoffnung gewesen. Wenn diese Olympia nur keine Engländerin wäre! Aber darein könnte ich mich am Ende finden; ein bischen Deutsch würde Arno ihr gewiß beibringen."

Sarah legte den Brief aus der Hand. Ein unsäglich bitteres Gefühl war es, das sich ihrer bemächtigte. Arno's Mutter ergriff Partei für die Unbekannte, die er liebte, weil er sie liebte. Sie wünschte diese Verbindung, damit ihr Sohn glücklich werde, damit sie selbst weiter hoffen dürfe, ihn im Alter an ihrer Seite zu sehen. Daran, daß Sarah's Herz bluten mußte, wenn sie die Nachricht empfing, welche ihre Luftschlösser zerstörte — daran dachte sie nicht. Und Frau Wiedener kannte doch diese Luftschlösser, seit Kurzem erbaut, so gut!

„Sie ist gewiß sehr schön und liebenswürdig, diese Olympia." — Arglos hatte Frau Wiedener diese Worte eingeschaltet. Natürlich, diejenige, die ihr herrlicher Sohn zu lieben sich entschließen konnte, mußte schön, mußte liebenswürdig sein. Und weil sie, Sarah, beides nicht war, deshalb hatte Arno ihr keine Neigung zugewandt.

Sarah lächelte schmerzlich.

Wider ihre Gewohnheit blieb sie auf ihrem Zimmer. Sinnend, in sich selbst versunken, wanderte sie hin und her. Zuweilen erschrak sie vor ihrem Bilde, wenn es ihr

in einem der großen, bis auf den Fußboden hinabreichenden Wandspiegel plötzlich entgegentrat. Und einmal blieb sie stehen und nahm sich vor, sich unparteiisch zu betrachten. Nein, häßlich war sie nicht; abschreckend sah sie nicht aus trotz des schwarzen Kleides, das ihre blasse Farbe noch mehr hervorhob. Aber freilich: von jenem Lichte körperlicher Schönheit, das die Männer anzieht, zeigten ihre Züge keine Spur. Und auch nichts Charakteristisches hatte ihr Gesicht. „Fabrikwaare der Natur," lautete das Ergebniß ihrer Selbstbetrachtung. Und doch blieb ihr das Bewußtsein ihres inneren Werthes, und sie konnte es über sich gewinnen, über den Spruch zu lächeln, den sie über sich gefällt hatte.

Immer wieder fiel ihr Blick auf jenen Brief Arno's. Und immer klang daraus die Bitte hervor: Sarah, hilf mir! — Es war seine Stimme, die sie hörte: Du kannst es, Sarah! Weit mehr besitzest Du, als Du brauchst. Was würde es Dir ausmachen, wenn Du einen armen Teufel wie mich ausstattetest? Rüttle einen Sack voll Goldstücke aus Deiner Schürze heraus!

So ähnlich war der Ton dieser Reden demjenigen, den Arno früher gegen sie angeschlagen hatte, daß Sarah sich betroffen fragte, welche geheimnißvolle Kraft hier wirksam sein möge. Indessen erinnerte sie sich, daß auch in den Träumen, die sie doch selbst gestaltete, Arno in derselben Weise zu sprechen pflegte. Es war die Thätigkeit ihrer eigenen Seele, welche die Gedanken des fernen Freundes errieth und ihm in den Mund legte. Und sie antwortete: Warum nicht? Und warum nicht gleich? — Es wäre wie eine Opferspende, den Göttern dargebracht; loskaufen kann ich mich damit von

dem Fluch, der auf dem Golde ruht. Und was mir verbleibt: ich will es verwalten frommen Sinnes, für mich allen Ansprüchen auf weltliche Lust entsagend. Nur so kann ich mir Frieden schaffen und innere Freiheit gewinnen.

Am liebsten hätte sie gleich jetzt, trotz der späten Abendstunde, ihren Beistand herbeiholen lassen, um ihren Entschluß in die That umzusetzen. Doch wußte sie, daß Siebels, der rasch Bekannte gewonnen hatte, nicht in seinem Zimmer zu finden sei. Wohl oder übel mußte sie sich gedulden bis zum nächsten Morgen. Aber sehr leicht war es ihr um's Herz, als sie sich niederlegte; eine himmlische Ruhe war über sie gekommen. —

Der Rechtsanwalt Siebels verzog keine Miene, als Sarah ihm den anderen Morgen die Summe der Schenkung nannte, die sie zu machen gedachte; nur seinen blonden Schnurrbart strich er einigemal energisch, während er die Verschwenderin aufmerksam anhörte.

Ob ihr Plan sofort ausführbar sei, erkundigte Sarah sich zaghaft.

Siebels stutzte doch etwas über die Ungeduld seiner Klientin, sich eines so ansehnlichen Theiles ihres Vermögens zu entäußern. Jedoch erwiederte er gleichmüthig: „Warum nicht? Reichen Leuten bieten sich leicht willige Hände dar. Baares Geld ist gegen Sicherheit jederzeit zu schaffen."

„Würde sich eine derartige Summe auf irgend eine Weise telegraphisch nach Kalkutta überweisen lassen?" fragte Sarah.

„Ohne Zweifel. In Form eines Kredits. Nichts ist heutzutage leichter beweglich als Geld."

„Bitte, dann besorgen Sie die Angelegenheit."

„Ich fliege, gnädiges Fräulein. Nur einige Zeilen von Ihrer Hand möchte ich vorweisen können. Sie haben wohl die Güte."

„Weshalb?" entgegnete Sarah befremdet. „Sind Sie nicht ein- für allemal mein Bevollmächtigter?"

„Allerdings. Zu dieser Transaktion bedarf ich indessen einer außerordentlichen Rückenstärkung."

„Sie sind sonderbar, Herr Doktor."

„Nicht im Mindesten; nur vorsichtig."

„Wenn Sie meine Motive kennten, würden Sie nicht so bedenklich sein," rief sie aus. „Arno Wiedener ist mein Pflegebruder."

„Ich weiß es. Arno Wiedener's erinnere ich mich ganz gut. Er hat in der Schule nie mehr gethan, als er mußte, außerhalb der Schule aber sich stets in Dingen ausgezeichnet, zu denen ihm die Reife noch fehlte. Entschuldigen Sie diese Bemerkung, gnädiges Fräulein."

Sarah biß sich auf die Lippen. „Sie sollen Ihren Willen haben," sagte sie nach einer Pause und ging zum Schreibtisch. „In welcher Form wünschen Sie den Auftrag?"

„Schreiben Sie ein Billet an mich; das wird genügen."

Er überflog das Blatt, welches Sarah ihm schweigend darreichte, faltete es und legte es in seine Brieftasche. „Haben Sie noch die Absicht, heute nach Viereggen zu reisen? — In diesem Falle würden Sie auf meine Begleitung verzichten müssen; das Geschäft, das Sie mir

aufgetragen haben, wird mein Verbleiben hier für heute und wahrscheinlich auch noch morgen erforderlich machen."

„Ich warte," entschied Sarah.

Siebels verbeugte sich und ging.

Ist er neidisch darüber, daß einem Anderen zu Theil wird, was ihm doch niemals geworden wäre? dachte Sarah. Fast scheint es so. Und doch ist es seltsam. Mir gönnt er den Besitz, warum Jenem nicht?

Sie irrte sich. Eugen Siebels war nicht neidisch. Nur Erbitterung hatte ihn ergriffen, weil er Sarah Unvernünftiges thun sah, oder doch etwas, das nach seiner Meinung unvernünftig war. Es gibt Menschen, bei denen gleich die Galle in Bewegung geräth, wenn sie Jemanden bei einer Dummheit beobachten. Es geht sie nichts an, und Schaden davon haben sie auch nicht; aber der Aerger packt sie doch, und um so heftiger, wenn sie ihm nicht Luft machen können.

In Eugen Siebels grollte es, bis er mit der Böhmischen Landesbank im Reinen war; dann erst schmeckte ihm der Wein wieder.

Inzwischen hatte Sarah an Arno geschrieben: „Mir ist unerwartet, ungewünscht, ein großes Vermögen zugefallen. Ich halte es für meine Pflicht, meine Verwandten daran Antheil nehmen zu lassen. Deshalb habe ich veranlaßt, daß Dir eine Summe zur Verfügung gestellt worden ist, die hinreichen wird, die materiellen Sorgen des Lebens für immer von Dir fern zu halten und Dich in den Stand zu setzen, in dem von Dir erwählten Beruf Dich zu ehrenvoller Stellung aufzuschwingen. Auf

Dank mache ich keinen Anspruch; ich entbehre nicht, was ich Dir zugewandt habe. Ich würde mich freuen, wenn es Dir gelänge, den Lieblingswunsch Deiner Mutter zu erfüllen, der darin besteht, Dich dereinst im Alter in ihrer Nähe zu haben. Gott erhalte Dir die Gesundheit und segne Deine Arbeit!"

7.

Arno's Hochzeit stand unmittelbar bevor, als dieser Brief Sarah's in seine Hände gelangte und seine geheime Furcht beseitigte, daß ihre Geldsendung nur ein Darlehen sei. Jetzt erst wurde er seines Besitzes recht froh; die letzte Wolke schien ihm vom Himmel seiner Zukunft verschwunden.

Ein langer Brautstand ist nicht Sitte in Kalkutta; ein Paar, das sich gefunden hat, beschäftigt sich sofort mit der Einrichtung des künftigen Hausstandes und heirathet, sobald dieselbe vollendet ist. Arno hatte eine Villa am Ufer des Hugli oberhalb der Stadt erstanden. Die Ausstattung nahm nicht viele Zeit in Anspruch, da eine Anhäufung von Hausrath, wie das europäische Klima sie gestattet, in den Tropen durchaus unthunlich ist. Fast Alles, was wir aufwenden, um unseren Wohnungen ein behagliches Ansehen zu geben, muß in einem Lande fehlen, wo das Thermometer nur in der Zeit von November bis Februar zuweilen Nachts auf 10 Grad Wärme sinkt, im ganzen übrigen Jahre jedoch zwischen 25 und 30 Graden schwankt. Dazu kommt in der beinahe fünf Monate an-

haltenden Regenzeit eine Feuchtigkeit der Luft, die überall Vegetationskeime zur Entwickelung bringt und eine unglaubliche Vermehrung des Ungeziefers, namentlich der weißen Ameisen, dieser Landplage Ostindiens, zur Folge hat. Die weißgetünchten Wände müssen ohne Bilderschmuck gelassen werden; Teppiche sind außer Frage, höchstens gestattet man sich lose aufgelegte Strohmatten, die man häufig genug Morgens zerfressen findet. Daß die Aufstellung von Polstermöbeln sich verbietet, versteht sich von selbst. Unter diesen Umständen, welche die größte Einfachheit der Einrichtung gebieterisch fordern, verursacht natürlich die Ausstattung eines Heims einem jungen Paare keine sonderliche Mühe. Abhaltung der Wärme, Herstellung eines kühlenden Luftzuges ist überall die erste und vornehmste Sorge.

Noch immer war Arno Buchhalter bei den Gebrüdern Brooks. Daß er dort als Theilhaber eintrete, hatte Olympia hintertrieben. Es sei nicht klug, machte sie geltend, daß die ganze Familie in einem Ofen ihr Brod backe. Sie hatte nicht Unrecht; der wahre Grund ihres Widerstandes gegen jenes doch am nächsten liegende Arrangement war jedoch ihr Aerger darüber, daß Onkel Robert ihren Wünschen damals entgegen gewesen war, als sie die Beförderung des armen Arno anregte. Jetzt bot sich die Gelegenheit, ihn zu strafen, und Olympia nahm sie wahr.

Was Arno betraf, so hatte sich bei ihm der erste Eifer, nun recht rasch zur Selbstständigkeit zu gelangen, bald abgekühlt. Es war sonderbar: das Kapital, das ihm zuerst

unermeßlich dünkte, schrumpfte in seiner Schätzung von Tag zu Tag mehr zusammen. Und in demselben Grade verminderte sich seine Unternehmungslust; er wurde immer zaghafter und vorsichtiger; nichts schien ihm sicher genug; jede Anerbietung, die ihm gemacht wurde, betrachtete er mit Mißtrauen. Er hatte ja keine Eile, meinte er. Die Gesellschaft, unter dem Eindruck seiner Wohlhabenheit und seiner bevorstehenden Verbindung mit Olympia Brooks, ignorirte freundlichst die Thatsache, daß er in Wirklichkeit nur ein Angestellter war, und erwies ihm alle Ehren eines Gleichgestellten.

Die Trauung des jungen Paares fand in der Kapelle der anglikanischen Kirche statt. Ihr folgte in Mangrove Cottage eine jener Festmahlzeiten, die in allen civilisirten Ländern der Erde eine Plage der gebildeten Kreise sind. Bei den Angloindiern hat sich das Ceremoniell bei diesen anspruchsvollen „Dinners", für welche die Landessprache ein eigenes Wort — burra-khana — besitzt, bis zur brustbeklemmenden Feierlichkeit ausgebildet. Für den Neuling in Indien hat allerdings der Anblick eines solchen burra-khana zunächst etwas sehr Fesselndes, da jedem Gaste von seinem eigenen Diener aufgewartet wird, und die Menge der fremdartigen Gestalten von verschiedenartiger Hautfarbe und in den mannigfaltigsten Trachten, die in tiefem Schweigen ihre Obliegenheiten versehen, ein eigenthümliches Bild darbietet. Dazu kommt noch der von der Decke herabhängende riesengroße Fächer, der Punkah, welcher fortwährend in Bewegung gehalten wird. Sieht man jedoch von diesen Aeußerlichkeiten ab, dann bleibt wenig

mehr übrig, als die Sättigung einer Anzahl von Menschen in Gesellschaftstoilette, die einander langweilen.

Arno und Olympia hatten auf eine Hochzeitsreise verzichtet. Noch herrschte die heiße Jahreszeit, und das Reisen ist dann in dem Gangesdelta eine Strapaze, der sich Niemand freiwillig unterzieht. Als die Gäste sich entfernten, ließen auch Herr und Frau Wiedener ihren Wagen vorfahren und begaben sich nach Hause.

Nüchtern wie eine Staatsaktion, deren dürftiger Inhalt durch Gepränge zu einer scheinbaren Wichtigkeit aufgebauscht wird, war die Hochzeit verlaufen. Kein Wort war gefallen, das der Bedeutung des Ereignisses nur einigermaßen entsprochen hätte. Weder der Prediger in seiner Traurede, noch Richter Halliwell in seinem Trinkspruche auf das junge Paar bei Tisch, hatten mehr gethan, als den nächstliegenden Gedanken schmucklosen Ausdruck gegeben. Kein Klang tieferer Empfindung war vernehmbar geworden; weltliche Prosa hatte die Stimme der Herzen erstickt.

Jetzt war das murmelnde Geräusch faden Gespräches verklungen; stille Nacht umgab die Heimfahrenden. Am Himmel stand der Mond und goß eine Fülle silbernen Lichtes herab. Links glitt der breite Fluß lautlos zum Ocean; vom jenseitigen Ufer schimmerte eine lange Reihe kleiner gelber Lichtpunkte herüber. All' das unendlich vielgestaltige, rastlos lärmende Leben, das Tags über durch die volkreiche Stadt, auf dem gewaltigen Strome fluthet, war erloschen. Schwarz zeichnete sich das Laub der Tamarinden-, der Mango- und Salbäume, der Palmen gegen

den hellen Himmel ab. Vereinzelte Sternbilder blinkten hervor; nicht jene uns Europäern so vertraute Gruppen, die uns inmitten des glitzernden Gewimmels als zusammengehörige Wanderer erscheinen, über unseren Häuptern in fester Rangordnung kreisend, sondern weitgedehnte Figuren, die sich nur mit Anstrengung finden lassen. Nur das südliche Kreuz strahlte in einsamer Pracht, wie ein funkelndes Diadem, für immer der südlichen Erdhälfte als Schmuck der Nacht zugewiesen.

In Arno Wiedener wurde wieder lebendig, was er in seinen Jugendjahren an Poesie in sich aufgenommen, seitdem aber als werthlosen Besitz hatte verkümmern lassen. Er faßte Olympia's Hand und schmiegte sich an sie. „Wie wunderbar schön ist die Nacht," flüsterte er und spürte eine Feuchte in seinen Augen.

Olympia antwortete nicht gleich; ihre Gedanken beschäftigten sich mit Dingen, welche durchaus der Welt angehörten, worin sie nunmehr eine neue Rolle zu spielen gedachte. Sie bedurfte einiger Zeit, um sich der Stimmung anzupassen, die sich ihres Mannes bemächtigt hatte.

„Ich habe nie für die Nacht schwärmen können," erwiederte sie endlich. „Selbst die schönste ist mir unheimlich. Vollends hier. Der Fluß dort — ich muß immer daran denken, daß er Leichen mit sich führt. Der alte Aberglaube der Hindu an die Wunderkraft des heiligen Wassers ist nicht auszurotten, und die Polizei kann nicht überall sein."

Der Wagen rollte an einer Anzahl Gestalten vorüber, die zusammengedrängt im tiefen Schatten eines Salbaumes

standen. Nur ein Mönch im gelben Gewande scheute das Licht des Mondes nicht; hellbeleuchtet verblieb er unbeweglich an der Grenze der Fahrbahn.

„Sie bergen einen Todten zwischen sich," sagte Olympia.

„Warum nicht gar, Liebchen! Und wenn es der Fall wäre, was kümmert's uns? Mit Dir an meiner Seite würde ich durch eine Legion von Todten hindurchfahren, ohne mich's anfechten zu lassen. Ich sehe nur Dich; ich denke nur daran, daß Du mir jetzt angehörst."

Er legte den Arm um sie und zog sie an sich. Das Tuch hatte sich dabei von ihren Schultern verschoben; er küßte sie auf den weißen Nacken.

„Arno!" rief sie aufflammend. „Du bist kühn!"

„Vergib mir; ich konnte nicht widerstehen."

Olympia zog ihr Tuch dicht über der Brust zusammen.

Beide schwiegen.

Der Wagen bog wieder hinaus in die Reihe der Villen, die sich in der Nähe des Flusses hinzieht. Dunkel lagen sie alle da; nur eine schimmerte aus der Ferne in hellem Lichte herüber. Es war ihr eigenes Heim. Man hatte den Hufschlag der Pferde, das Rollen des Wagens vernommen; an der Einfahrt flammten zwei Fackeln empor.

„Sind Dir diese Sterne lieber, als die da oben?" fragte Arno.

„Gewiß. Sie winken zu der sicheren irdischen Heimath."

„Und jene anderen?"

„Ich weiß es nicht."

„So frei denkst Du?"

„Ueberrascht es Dich? Du etwa nicht?"

„Ich glaube nur an Deine Liebe, nur an Seligkeit durch Dich. Ist dieser Glaube der richtige?"

„Ein arger Ketzer bist Du, Arno," sagte Olympia lächelnd.

„Und wie lautet Dein Bekenntniß?"

„Du bist mein Gatte und Gebieter," erwiederte sie, sich leicht verneigend. „So haben wir's heute in der Kapelle miteinander ausgemacht."

„Und von Deiner Liebe weißt Du mir nichts zu sagen?"

„Bin ich nicht Dein Weib geworden?"

„Es ist wahr: Du bist mein Weib. Dies sollte mir genügen. Nichts ist mir sicherer, als daß Du mich liebst. Dennoch dürstet mich darnach, dies von Deinen Lippen zu hören — Olympia, nur ein einziges Mal."

Sie wich seinem flehenden Blicke aus. „Dränge mich nicht über die Schranke, die mir gezogen ist," sagte sie. „Wir Frauen versagen oder gewähren. Das Warum verbergen zu dürfen, ist unser schönes Vorrecht. Euch Männern steht das Wort zu, nicht uns; wir können nur errathen lassen, was uns erniedrigen würde, wenn wir es aussprächen. Bist Du nun zufrieden?"

„Ich habe Dich verstanden und werde nicht wieder fragen."

Doch empfand der junge Gatte Olympia's vestalische Sprödigkeit als einen kalten Reif auf der Blume ihrer Schönheit. Wohl gab sie sich ihm zu eigen, aber die Region ihres Empfindens hielt sie vor ihm verschlossen. Es war eine Ehe, die er eingegangen war, doch nicht eine solche der höchsten Art: der Bund der Herzen fehlte.

Roth lohte das Licht der Fackeln in den rasch vorüberschießenden Wagen. Am Fuße der breiten Treppe, die zu dem säulengetragenen Eingange führte, stand die Schaar der Dienerschaft, den Herrn und die Herrin zu empfangen. Als der Wagen hielt, knatterte links und rechts vom Hause ein Feuerwerk auf. Raketen zischten in die Luft, bunte Leuchtkugeln schwebten empor, aus kreisenden Rädern strömten Garben von feurigen Funken, Kanonenschläge erschütterten die Luft.

„Das Schauspiel ist recht hübsch," sagte Olympia. „Wir werden morgen einen hohen Preis dafür bezahlen müssen."

Arno lachte. „Fühlst Du Dich schon als Hausfrau? Ich begrüße Deine Bemerkung als ein gutes Vorzeichen für das Gedeihen der Wirthschaft. Komm, das Pulver ist verpufft und der Rauch geblieben; laß uns ihm entweichen."

Er hob Olympia aus dem Wagen; an seinem Arme überschritt sie die Schwelle des neuen Heims.

8.

Eines Abends, einige Wochen nach der Hochzeit, als Arno aus dem Geschäfte nach Hause kam, erzählte er, daß er nach Tisch Besuch zu erwarten habe. „Ein europäisch gebildeter Hindu ist es, der sich angemeldet hat," erklärte er. „Ramdschai Gosala heißt er. Er ist ein Sohn des Bankiers, mit welchem Deines Vaters Firma arbeitet. Ich kenne ihn nicht persönlich, doch habe ich

von ihm gehört. Er ist einer derjenigen Eingeborenen, die wir als ‚Jung-Bengalen‘ bezeichnen. Sie haben ihre Vorurtheile über Bord geworfen und verkehren mit uns Fremden auf gleichem Fuße. Ramdschai Gosala ist einige Jahre in England gewesen, hat den Kontinent besucht, und man rühmt von ihm, daß er eine vielseitige Bildung besitze."

„Was will er von Dir?" fragte Olympia.

„Vermuthlich mich zu irgend welcher gemeinschaftlichen Unternehmung gewinnen. Sein Vater gilt für sehr reich."

„Aber ein Hindu!"

„Das ist das Wenigste. Wir handeln täglich mit einheimischen Kaufleuten; diese Klasse genießt des allerbesten Rufes bei uns. Mit vollem Rechte. Sie sind ehrlich und solide, entgegenkommend und zuverlässig."

„Doch ist ihre Moral von der unserigen verschieden," wandte Olympia ein.

„Davon habe ich noch nichts gemerkt. In Geschäften gibt es überhaupt nur eine Moral: die Ehrlichkeit. Welche religiöse Unterlage dieselbe hat — ob überhaupt eine solche vorhanden, das ist praktisch gleichgiltig."

„Stelle mir diesen Herrn Gosala vor, wenn er kommt. Ich bin neugierig auf ihn."

Bald nach Tisch langte Ramdschai Gosala an, ein schlanker, mittelgroßer Mann von sicherer Haltung. Er stellte sich vor; sein Benehmen war fein und gewandt, dabei frei und selbstbewußt; sein Englisch untadelhaft.

Während er sich mit Arno unterhielt, den Zweck seines

Kommens als einen geschäftlichen bezeichnend, nahm Olympia die Gelegenheit wahr, ihn zu betrachten. Kaum verrieth seine Hautfarbe den Indier, weit mehr der edle Schnitt seines Gesichts. Insbesondere waren es die dunklen und doch so sanften Augen, die keinem anderen Volke angehören konnten, als demjenigen, dessen Religion schon seit mehr als dreitausend Jahren den Blick nach innen zu richten lehrt und von dem Truge der Welt predigt. Und wie melodisch klang seine Stimme, wie einschmeichelnd drang sie in's Ohr! So weich hatte Olympia noch keinen Stammesgenossen ihr heimisches Idiom reden hören.

Die Herren machten Anstalt, sich auf die Veranda zu begeben. „Darf ich mich noch bei Ihnen verabschieden, gnädige Frau, ehe ich gehe?" fragte Gosala.

Ein voller Blick aus seinen Augen traf Olympia. Verwirrt erwiederte sie: „Nein — ja — das heißt — wenn Sie bleiben, nachdem Sie Ihr Geschäft mit meinem Manne erledigt haben, geselle ich mich draußen zu Ihnen."

Arno war erstaunt über diese Antwort. Eines solchen Entgegenkommens hatte sich noch kein Landsmann bei Olympia rühmen dürfen, geschweige denn ein Fremder.

Der Indier verneigte sich. „Ich danke Ihnen für Ihre Güte. Meine Zeit gehört Ihnen."

Die Herren ließen sich auf der Veranda nieder. Olympia nahm die Tageszeitung zur Hand, die Arno aus der Stadt gebracht hatte. Doch konnte sie nicht lesen. Fortwährend tönte ihr das Summen von Gosala's leiser Stimme in die Ohren. Er sprach viel, ohne Stocken floß die Rede von seinen Lippen.

Selten nur ließ Arno sich vernehmen; sein Organ kam ihr plötzlich hart und rauh vor. Etwas ganz Neues war ihr ein so auffälliger Klangunterschied zwischen zwei Stimmen.

Und noch ein Anderes. Als ob der Ton etwas Körperliches habe, kam es ihr vor, eine individuelle Färbung, eine klingende Seele.

Träumend legte sie sich zurück im Sessel und winkte dem Punkahschwinger, innezuhalten in seiner einförmigen Arbeit. Nun drang es zu ihr wie das abwechselnde Plätschern von zwei Bächen, von denen der eine gleichmäßig hinströmt, der andere an Hindernissen wie ärgerlich aufrauscht. Sie lächelte über das Spiel ihrer Gedanken, über ihre müßige Hingabe an phantastische Vorstellungen. Hatte sie jemals schon mit ähnlichen Thorheiten sich die Zeit vertrieben? Nein, gewiß nicht. Aber sie hörte nicht auf zu lauschen.

Endlich sandte Arno einen Diener mit der Botschaft, die Herren bäten um ihre Gesellschaft.

Jetzt war Arno aufgeregt und lebhaft; augenscheinlich war er von dem Ergebniß der Unterredung befriedigt. Mit höflicher Aufmerksamkeit hörte Gosala seiner Erzählung von dem Erwerbe des Hauses zu, worin sie sich befanden. Arno schenkte dem Gaste keinen Paragraphen des Kaufkontraktes; mit dem Enthusiasmus eines neugebackenen Hauseigenthümers beschrieb er jegliche von ihm ersonnene Verbesserung.

Nochmals hatte Olympia Gelegenheit, die Züge des Indiers zu mustern. Und plötzlich, als Arno einen Augen=

blick innehielt, gab sie dem Eindrucke, den sie empfangen, Worte.

„Sie sind gewiß aus edlem Geschlecht, Herr Gosala?" fragte sie.

Langsam wandte der Indier sich ihr zu. „Sie sagten es, gnädige Frau. In meiner Familie lebt die Ueberlieferung, die Gosalas seien in uralten Zeiten ein mächtiges Herrschergeschlecht gewesen. Dort, wo das Himalayagebirge seine Ströme entläßt, soll ihr Thron gestanden haben. Aber in diesem großen Lande haben unzählige Fürsten geherrscht, deren Spur verweht ist. Kein Schreibkundiger hat daran gedacht, daß dereinst die Enkel den Wunsch haben könnten, etwas von ihren Ahnen zu erfahren. Wir Indier haben keine Geschichte, gnädige Frau."

„Wirklich nicht?" erwiederte Olympia erstaunt. „Wie ist das möglich?"

„Mein Volk ist von jeher ein Sonderling unter den Völkern gewesen. Was andere Nationen vornehmlich erstreben: den Zusammenschluß zu wohlorganisirten staatlichen Gebilden, das hat uns niemals bewegt. Es wird Ihnen bekannt sein, daß unsere Civilisation eine der ältesten ist. Trotzdem haben gewisse Ideen, die Ihnen wohl von jeder Civilisation unzertrennlich scheinen, keinen Eingang bei uns gefunden. Der Gedanke der politischen Freiheit ist in Indien immer ungekannt und unverstanden geblieben: wir besitzen keine Nationalhelden." Und mit leichtem Spott fügte er hinzu: „An Heiligen dagegen leiden wir keinen Mangel."

„Ich bin in Indien geboren und weiß doch so wenig

von den einheimischen Bewohnern dieses ungeheuren Reiches," gestand Olympia.

„Nur wenige Fremde gibt es, die wirklich etwas von uns wissen, und auch diese begreifen uns nicht. Die Seele meines Volkes wird den Abendländern ewig ein Räthsel bleiben. Viele Fragen habe ich beantworten müssen, als ich in Europa war — in London, in Paris, in Berlin. In allen drei Städten bin ich Männern begegnet, die unsere heiligen Schriften im Urtexte gelesen haben. Was sie daraus gewonnen, war immer ein verzerrtes Bild der Lehre, dem Spiegel gemäß, den ihre Bildung geschliffen, und ich vermochte nicht, es zu verbessern."

„Auch in Berlin waren Sie?" fragte Arno.

„Zuletzt auf meiner großen Reise," erwiederte Gosala. „Ich hatte dort die Ehre, zusammen mit dem Fürsten Bismarck bei dem englischen Gesandten zu speisen. Ich wurde als Rarität vorgeführt; Seine Durchlaucht hatten die Gnade, mehrmals das Wort an mich zu richten."

„Erzählen Sie uns Näheres," bat Arno.

„Die Unterhaltung betraf unwichtige Gegenstände und beschränkte sich auf Frage und Antwort."

„Und wie war der Eindruck, den Sie von der Persönlichkeit des Fürsten empfangen haben?"

„Er ist aus Ihrem Volksstamm, Herr Wiedener. Nur was gleiche Wurzel hat, vermag das Außerordentliche der Art zu würdigen. Die Stärke der Eiche, die auf sich selbst ruht, bleibt der Schlingpflanze unverständlich."

Eine halbe Stunde noch erzählte Gosala von Begegnungen mit Berühmtheiten des Staats und der Gesell-

schaft, die er in Europa gehabt hatte. Dann brach er auf, bis zum letzten Augenblick seine ruhige, würdevolle Haltung behauptend.

„Und was wollte Herr Ramdschai Gosala von Dir?" fragte Olympia ihren Gatten.

„Nichts mehr noch weniger als ein Geschäft mit mir begründen, ein Geschäft im größten Styl. Denke Dir!"

„Und Du hast zugegriffen?"

„Noch nicht. So groß sind die Vortheile, die er bietet, daß ich stutzig wurde, während er seinen Plan vor mir entrollte. Bin ich ihm doch ein Unbekannter, noch dazu ein Fremder!"

„Du hast ihn also abgewiesen?"

„Keineswegs; ich habe mir nur Bedenkzeit ausgebeten. Morgen Abend speisen wir im Club zusammen. So ist die Verabredung. Wie gefällt er Dir?"

„Er ist ein Gentleman."

„Das ist auch meine Meinung," versetzte Arno. „Aber —"

„Sein Blut ist nicht Dein Blut, willst Du sagen. Desto besser. Nicht auf der Gleichheit beruht die Macht einer Verbindung."

„Du empfiehlst mir, anzunehmen? So ohne Weiteres? Wie ein Wagehals, der sich dem ersten besten Schiff anvertraut, nur weil es eine gute Figur auf dem Wasser macht? Es ist ja wahr: dieser Indier hat etwas Bestechendes. Aber hat er in sein Inneres blicken lassen?"

Lebhaft entgegnete Olympia: „O, und wie deutlich! Gleich von Anfang an. Erinnere Dich nur! Mit welch'

schmerzlicher Bitterkeit sprach er von dem Volke, dem er durch seine Geburt angehört, von dem Sonderling unter den Völkern, das keine Geschichte hat, dem die Idee der Freiheit unbekannt ist. Resignation ist der Ausdruck in seinen Zügen, von Hoffnungslosigkeit reden seine Augen. Er hat erkannt, daß der Volksgeist, über den er sich erhoben hat, ohnmächtig ist, ohnmächtig bleiben wird, sein Ziel in dieser Welt zu suchen. Nur unter Fremden findet er seinesgleichen. Ist das nicht hart, ist das nicht tragisch?"

„Recht wohl; doch sehe ich nicht ein, inwiefern seine schiefe Stellung ihn mir zum Theilhaber empfehlen soll, zu einer rein praktischen Verbindung mit dem ausschließlichen Zwecke, Geld zu verdienen?"

„Du bist sonderbar, Arno," sagte Olympia, den Kopf schüttelnd. „Angebot auf Angebot hast Du verworfen. Immer ängstlicher bist Du geworden. Schließlich wirst Du Deine Bedenken vom Monde herabholen, um nur Nein sagen zu können. Noch bist Du meines Vaters Gehilfe. Als ich Dir meine Hand zusagte, waren wir darüber einig, daß Du diese untergeordnete Stellung in kurzer Zeit, wenn nicht sogleich, verlassen würdest. Bisher habe ich geschwiegen; ich glaubte auf Deinen Ehrgeiz rechnen zu dürfen. Schon aber fängt man an, mich merken zu lassen, daß ich nicht mehr die gleiche Stellung einnehme wie früher; Du kennst ja unsere Gesellschaft. Als ich gestern bei dem Hafenaufseher Lawrence vorfuhr, wies mich der Diener ab mit der landesüblichen Phrase: die Thür ist verschlossen. Es kann Dein Wunsch nicht sein,

mich fernerhin einer solchen Behandlung auszusetzen. Du bist es mir schuldig, eine Wiederholung dieser Kränkung unmöglich zu machen. Und Dir selbst auch, denn in mir, mit mir wirst auch Du beleidigt."

Olympia's Vorwürfe trafen Arno empfindlich. Sein Selbstgefühl wallte auf. Er rief aus: „Allerdings, wenn man anfängt, Dir die schuldige Achtung zu versagen, dann ist es die höchste Zeit, daß ich mich in der öffentlichen Meinung hebe. Sei es denn: morgen schließe ich mit Gosala ab."

„Endlich!" athmete Olympia auf. „Ich wurde schon irre an Dir. Ich freue mich, daß Du Deine Energie wiedergefunden hast."

Etwas wie Triumph war in ihren Mienen. Sie umarmte und küßte ihn. Es war das erste Mal, daß sie ihn aus eigenem Antriebe liebkoste.

9.

Seit die Würfel gefallen waren, fand Olympia keine Veranlassung mehr, sich über Vernachlässigung und Zurücksetzung zu beklagen. Im Gegentheil. In den Regierungskreisen verursachte das neue Unternehmen eine angenehme Ueberraschung. Betrachtete man doch Arno Wiedener als Engländer, oder doch wenigstens als ganz und gar in der Interessensphäre der Engländer wirkend. Und jede Annäherung der vornehmen, begüterten Hindu, die bisher fast allgemein bei Seite gestanden hatten, an die herrschenden Kreise wurde gern gesehen. Auf die Partei des

„Jungen Bengalen" setzte man die Hoffnung, daß sie allmählig eine lebhaftere Betheiligung ihrer Stammesgenossen an den Aufgaben des Staates herbeiführen und ihnen das Verständniß für die Vorzüge der europäischen Kultur erschließen würde. Sogar der Vicekönig geruhte, sich die beiden Theilhaber der neuen Firma vorstellen zu lassen. und zeichnete bald darauf Ramdschai Gosola durch eine Einladung zu einem offiziellen Diner aus.

Häufig war Ramdschai Gosala jetzt in Arno's Hause; zu Tisch war immer ein Gedeck für ihn aufgelegt. Arno rühmte ihn ausnehmend; vor allen Dingen sei er eine durchaus edle Natur, aber er besitze auch staunenswerthe kaufmännische Kenntnisse, wie sich ganz beiläufig von Tag zu Tag ergeben habe. Olympia widmete dem Gast eine freundschaftliche Fürsorge, die sich doch wieder mit einer gewissen Schüchternheit geltend machte, als ob sie fürchte, sich etwas zu vergeben. Sie war auch diejenige, die ihn am meisten in Anspruch nahm, Belehrung von ihm suchend über das innere Leben seines Volkes. Und Ramdschai, ohne jemals seine ruhige Gelassenheit zu verlieren, beantwortete stets freundlich ihre Fragen, selbst wenn dieselben Gebiete berührten, welche von den Hindu nicht gern besprochen werden.

So hatte Olympia einst bei Tisch die Rede auf die einheimischen Damen gebracht und den Indier nach seiner Frau gefragt. Arno erschrak und warnte sie durch Zeichen. Wußte er doch nicht, ob Gosola sich auch in Bezug auf die Stellung der Frau von den Anschauungen seines Volkes befreit habe. Hatte er selbst doch nicht gewagt, ihn zu fragen, ob er verheirathet sei.

Gosala bemerkte Arno's Geberdensprache. „Seien Sie unbesorgt, mein Freund," sagte er. „Auch über diesen Gegenstand gebe ich Frau Wiedener bereitwillig Auskunft. Ich bin nicht verheirathet. Dies ist nur ein Zufall. Nach altem Brauche wurde mir die Braut verbunden, als ich ein fünfjähriger Knabe war. Mit fünfzehn Jahren sollte ich die Ehe schließen; kurz vorher starb das mir kaum bekannte Wesen. Mittlerweile hatten sich meine Ansichten erweitert, die Gefährtin, die mich anzog, hätte ich in meinem Volke nimmer gefunden, und die Vorurtheile einer Fremden zu besiegen, kann ich nicht hoffen."

Mit einer leichten Verwirrung, die Gosala nicht entging, brach Olympia das Gespräch ab.

— — — — — — — — — — — —

Einige Zeit darauf traf Robert Brooks einmal mit seiner Nichte zusammen.

„Ich höre, dieser Heide Gosala streckt beinahe täglich die Füße unter eurem Tisch aus," begann er in seiner englisch derben Art.

„Und wenn er's thäte?" gab Olympia kühl zurück.

„Vertraute Gemeinschaft mit den Gottlosen zu pflegen geziemt sich für keine Christin."

„Deine Sorge für mein Seelenheil verpflichtet mich zu tiefem Dank," erwiederte Olympia spöttisch.

Der Onkel sah sie scharf an. „Du glaubst vielleicht, ich ärgere mich darüber, daß die Gelbhaut uns Deinen Mann weggefangen hat."

„Das thue ich in der That, Onkel Robert."

„Pah, Kind, es war mir unangenehm, das gebe ich

zu. Dein Mann in seiner Rathlosigkeit hätte sich doch schließlich bei uns hereingesetzt, wenn ihm der Gottseibeiuns nicht einen seiner Knechte zugeschoben hätte. Aber darüber bin ich längst hinweg; Geschäftsärger wird bei mir nicht wochenalt."

„Die Ausdrücke, in denen Du des Herrn Gosala erwähnst, kann ich nicht gerade geschmackvoll finden," sagte Olympia gereizt.

Doch Robert Brooks ließ sich nicht beirren. „Wenn er noch ein ordentlicher Hindu wäre, der seine paar tausend Götter in gebührendem Respekt hielte!" brummte er. „Aber er ist einer von der neuen Sorte, die an nichts mehr glaubt."

„Wer hat Dir das gesagt?"

„Na, ein Geheimniß ist's doch nicht! Und wo kein Glaube ist, da ist auch keine Moral."

Niemals früher hätte Olympia diesem Satze widersprochen. Er gab durchaus die Anschauung wieder, die sie von Kindheit an gehegt hatte. Was sie jetzt veranlaßte, sich gegen den Oheim zu wenden, wußte sie selbst nicht.

„Diese Behauptung streitet gegen alle Erfahrung," versetzte sie. „Der gute Mensch bedarf keiner Religion, um gut zu handeln."

Robert Brooks ließ einen leisen, langgezogenen Pfiff hören. „Ich bitte um Entschuldigung, Frau Wiedener," sagte er dann. „Ich habe mich geirrt. Die Gesellschaft des Herrn Gosala ist außerordentlich passend für Dich. Ihr werdet gewiß recht intim miteinander werden, wenn ihr es noch nicht seid."

„Das hoffe ich. Meine Freunde mir selbst zu wählen, halte ich für ein Recht, das ich mir nicht antasten lassen werde."

In dem jungen Geschäfte stellte sich die Nothwendigkeit heraus, daß einer der Theilhaber sich nach Europa begebe, und es entstand die Frage: wer sollte gehen?

Arno war einsichtig genug, nach kurzer Ueberlegung zuzugeben, daß Gosala in Kalkutta unentbehrlich sei. Der ganze Verkehr mit den Eingeborenen lag in seiner Hand; Arno, der Landessprache unkundig, konnte ihn nicht ersetzen. Die Entscheidung mußte also dahin ausfallen, daß Arno sich der Reise zu unterziehen habe.

Eine Reise nach Europa ist in dem Berufsleben des indischen Kaufmanns ein gewöhnliches Ereigniß. In den großen Handelsstädten ist ein beständiges Gehen und Kommen, hin und her. Man nimmt kaum Abschied für die paar Monate, die man abwesend sein wird. Was ist's denn weiter? Eine Tour, die man fast bis auf den Tag berechnen kann. Unterwegs eine Reihe von Stationen, wo der Reisende sein Telegramm von Hause vorfindet. Immer nur kurze Zeit muß er die Verbindung mit seinem Wohnort entbehren. Wie eine große Heerstraße ist der Weg von Bombay in's rothe Meer hinauf und weiter durch den Suezkanal und das mittelländische Meer bis Brindisi. Und die Dampfer sind so bequem eingerichtet wie möglich.

Es kostete demnach Arno keine sonderliche Ueberwindung, der Nothwendigkeit zu gehorchen. Die bevorstehende Trennung

von Olympia verursachte ihm keine störenden Schmerzen. Seine Ehe hatte ihm das Glück nicht gebracht, das er davon erwartet hatte. Noch immer stand er fremd seiner Frau gegenüber.

Wie sie sich als Strohwittwe einzurichten gedenke, fragte er. Ob sie in das Haus ihres Vaters zurückzukehren wünsche?

Nein. Mit den alten Verhältnissen sei sie fertig. Sie habe keine Lust, ihre jetzige Lebensweise zu ändern, bei welcher sie sich sehr wohl befinde.

„Wie Du willst," sagte Arno. „In diesem Falle würdest Du indessen eine Ehrendame zu Dir nehmen müssen."

Daran hatte Olympia schon gedacht. „Ich werde Frau Warburton zu mir einladen, die Wittwe des Regierungssekretärs. Ihre Pension ist nicht groß; sie wird gern etwas davon zurücklegen."

„Es ist gut. Solltest Du sonst irgend etwas bedürfen, Rath, Beistand, was es auch sein möge, so wende Dich an Gosala."

„Er wird wenig Zeit für mich haben."

„Ich werde ihm besonders anempfehlen, über Dein Wohlergehen zu wachen. Es ist mir lieber, daß er Dein Beistand ist, als Dein Vater, dem ich mich nicht gerne verpflichten möchte."

„Mache Dir meinethalben keine unnöthigen Sorgen," sagte Olympia ungeduldig. „Was könnte sich ereignen, dem ich nicht allein gewachsen wäre?"

Freilich, Olympia hatte Recht; die Einförmigkeit des

Lebens in Kalkutta war eine Thatsache, die sich nicht leugnen ließ.

Und der Tag kam, an dem der Dampfer „Oriental" die Anker lichtete und sich zwischen den Schlammbänken des Hugli seinen Weg nach der See suchte. Arno war der Abschied nicht schwer geworden. Auch Olympia hatte an Bord, als die Glocke ihr das Signal zum Verlassen des Schiffs gegeben, seinen letzten Kuß mit trockenen Augen empfangen. Es war allerdings wahr: eine öffentliche Demonstration des Schmerzes ihrerseits wäre ihm unangenehm gewesen, als charakterschwach und kleinstädtisch. Dennoch würde er etwas mehr Bewegung, als sie zeigte, gerne gesehen haben. Es ist doch schmeichelhaft, von einem schönen Weibe den Tribut der Liebe entgegenzunehmen.

Die Gesellschaft auf dem „Oriental" schloß sich rasch aneinander. Man gewöhnte sich an die Enge und machte sich's darin möglichst bequem. Und endlich wandte sich der Schnabel des Schiffes nach Norden, und die wirbelnde Schraube trieb es rastlos vorwärts auf dem unsichtbaren Pfade, der Asien und Europa verbindet.

— — — — — — — — — — — —

Arno schwamm auf dem Mittelmeer, als der Brief, worin er seiner Mutter sein baldiges Kommen in Aussicht stellte, auf Schloß Viereggen eintraf. Dort, bei Leoben, am Ufer der Mur, hatte Sarah Zurmühlen sich niedergelassen, und Frau Wiedener war zu ihr gezogen.

„Er ist unterwegs zu uns, Sarah!" jubelte die Mutter

Es war im Park. Die junge Schloßherrin saß vor einer Staffelei und malte. Erschrocken setzte sie ab. „Wer? Arno?"

„Wer anders, Kind? Höre nur. Zuerst verweilt er einige Zeit in England, dann will er hierher kommen.“ Sie rechnete. „Drei Wochen wird es noch dauern, vielleicht sogar vier.“

Sarah mischte Farben auf der Palette, die nichts miteinander zu thun hatten. Ohne aufzublicken fragte sie: „Ist er allein?“

„Diesmal ja. Es ist eine Geschäftsreise, die er plötzlich hat unternehmen müssen; da konnte er natürlich Olympia nicht mitbringen. Schade, nicht wahr?“

Sarah erhob sich mit Anstrengung von dem Schemel, worauf sie saß, in der Absicht, sich zu entfernen. Sie fühlte das Bedürfniß, eine Weile allein zu sein. Doch mußte sie sich wieder niedersetzen; die Füße versagten ihr den Dienst.

„Was ist Dir, Kind?“ fragte Frau Wiedener ängstlich.

„Nichts. Das anstrengende Sehen bei dem grellen Lichte ... Du würdest mir einen Gefallen thun, Tante, wenn Du mir ein Glas Tokayer heraussenden wolltest.“

Bereitwillig stand Frau Wiedener auf. „Du strengst Dich zu sehr an; ich hab' es Dir gestern schon gesagt. Mit einem Eifer betreibst Du die Kunst, als ob Du für Geld malen müßtest. Laß ab für heute; ich hole Dir selbst einen kleinen Imbiß.“

Sie trippelte davon. —

„So bald schon!“ rief Sarah schmerzlich aus. „Werde ich's ertragen können? Er wird mit seinem Glück prahlen, mit Entzücken von seiner Frau reden. O, ich kenne ihn. War er doch immer voll überschwänglichen Rühmens von

Allein, was ihn anging, sein Ich das unerschöpfliche Thema seiner Lobgesänge. Und jetzt erst! Schon um seine Dankbarkeit gegen mich zu zeigen, wird er in allen Tonarten preisen, was ich ihm verschafft habe. Am hellsten, am nachdrücklichsten sein Weib. Und dem soll ich zuhören, soll mich stellen, als ob sein Jubel in meiner Brust ein Echo fände. Nein: das ist zuviel verlangt; diese Qual brauche ich nicht auf mich zu nehmen. Arno soll mich hier nicht finden; ihm und seiner Mutter lasse ich das Feld. Später — er wird ja wiederkommen — mein thörichtes Herz muß doch endlich überwinden ..."

Als indessen Arno's Telegramm eintraf: „Morgen früh bin ich bei euch," da hatte Sarah das Schloß noch nicht verlassen. Und auch jetzt vermochte sie nicht, sich zur eiligen Flucht zu entschließen. Einen großen, heroischen Entschluß fassen, wenn es das Wohl Anderer galt, das konnte sie; da schwiegen alle kleinlichen Bedenken in ihrer Brust. Handelte es sich aber darum, einen eigenen Wunsch zu befriedigen, dann war sie zaghaft, dann schrak sie davor zurück, einen auffallenden Schritt zu thun.

Sie blieb. Mit Beben sah sie dem Wiedersehen entgegen; in der Nacht überlegte sie noch, wie sie dasselbe möglichst lange hinausschieben konnte. Sie wollte sich bei Arno's Ankunft zurückhalten, Mutter und Sohn Gelegenheit zur vertraulichen Aussprache geben. Man würde sie vergessen, redete sie sich vor; bis Mittag würde sie Zeit gewinnen. Dann — nun, in Gottes Namen — dann mußte sie hervorkommen, dann mußte sie, als Wirthin, den Gast empfangen.

Doch kam es ganz anders. Noch vor Frau Wiedener war Sarah auf und erklomm den Schloßthurm, um nach Arno auszuspähen auf dem Streckchen Landstraße, welches von dort aus sichtbar war. Viel zu früh mühte sie sich; nicht einmal mit Wolkenpferden, die der Sturmwind peitscht, hätte der Reisende schon zu der Waldblöße gelangt sein können, geschweige denn mit den langsamen Trabern, die sie ihm zum Bahnhofe gesandt hatte. Sie wußte es; dennoch wandte sie kein Auge von der Stelle, wo er erscheinen mußte. Und als endlich die Kalesche aus dem Dunkel des Waldes hervorkroch und sich schneckengleich auf dem hellen Streifen der Landstraße weiterbewegte, da flog sie die Wendeltreppe hinab in den Saal: „Tante! Tante! Er kommt!"

„Wie erhitzt Du aussiehst, Kind!" rief Frau Wiedener. „Deine Wangen glühen. Wenn Du diese Farbe Dir nur erhalten könntest! So hübsch kenn' ich Dich gar nicht. — Du warst wohl auf dem Thurm und hast Dir zum ruhigen Niedersteigen die Zeit nicht gegönnt. Sieh nur, wie Du außer Athem bist!"

Sarah preßte die Hand auf das Herz. „Es ist Sturm darin, Tante," sagte sie. „Gekommen ist er gegen meinen Willen, und beschwören kann ich ihn auch nicht. Verrathe mich nur nicht, Tante, ich bitte Dich!"

„Aber, mein liebes Kind — denkst Du noch immer an die alten Geschichten? Nein, ich werde nichts verrathen, natürlich nicht. Wenn Du nur nicht selbst in Deiner Aufregung zu weit gehst!"

„Sei unbesorgt, Tante," entgegnete Sarah. „Und

wenn ich Arno entgegenkäme wie eine Braut — in Allem, was mich betrifft, ist er vollständig blind. Darauf rechne ich."

Sie sagte dies ohne Bitterkeit; eher schien sie eine gewisse Ruhe aus dieser Ueberzeugung zu schöpfen.

Doch fiel die Begrüßung, die Arno ihr zu Theil werden ließ, so aus, daß der eingelullte Sturm in ihrem Innern auf's Neue losbrach. Arno, in der Einsamkeit der letzten Fahrt die veränderten Verhältnisse seit jenem Abschiede im Hafenorte erwägend, wurde von einem lebhaften Gefühle der Dankbarkeit gegen seine Wohlthäterin erfüllt. Zum ersten Male eigentlich kam ihm die Größe des von ihr gebrachten Opfers zum Bewußtsein. In Kalkutta hatte er sich in seine Lüge von der Erbschaft so sehr verstrickt, war er so sehr von dem Taumel des Besitzes ergriffen, daß ihm die Bedeutung der Thatsache verschleiert blieb. Jetzt, in der Vorempfindung von Sarah's Nähe, erschien ihm ihre That endlich in vollem Lichte. Und so mächtig wirkte die neue Erkenntniß auf ihn ein, daß er, als der Wagen an der Freitreppe des Schlosses hielt, zuerst auf Sarah zueilte und sie mit Wärme in die Arme schloß.

„Du mußt die Erste sein, die ich begrüße!" rief er aus. „Die Mutter mag mir's verzeihen; ich kann nicht anders." Und er küßte sie auf den Mund. „Du mußt mir's erlauben; das volle Herz will sein Recht haben. Lange genug hab' ich's mit mir umhergetragen; durch die Feder konnte ich's nicht entleeren. Nun bin ich da und kann Dir's sagen, Auge in Auge, wie sehr Deine unverdiente Güte mich beglückt hat."

„Deine Mutter wartet," erinnerte Sarah gluthübergossen.

Geduldig harrte Frau Wiedener, den heimgekehrten Sohn entzückt betrachtend. „An mich wird die Reihe schon kommen," sagte sie. Und nachdem Arno auch sie zärtlich begrüßt hatte: „Du hast Dich doch mehr verändert, als ich dachte. Die frische Jugend, die Dir so gut stand, ist von Dir gewichen. Ich muß mich erst wieder an Dich gewöhnen."

Arno lächelte. „Dazu wird eine Viertelstunde genügen, Mutter." Er wandte sich um und ließ den Blick über die weite Landschaft schweifen, die mit den Bergen Steiermarks am Horizont abschloß.

„Himmel, wie wohnt ihr schön!" rief er aus. „Der Onkel Oberst, der diese Stelle auswählte, muß doch nicht der rauhe Kriegsgeselle gewesen sein, als welcher er seinen Verwandten gegolten hat!"

„Nein, das war er auch nicht," antwortete Sarah. „Nur die Schale ist hart gewesen; er hat ein weiches, menschliches Herz gehabt. Wenig nur weiß ich von ihm, und dies meist aus dem Munde seiner Untergebenen. Was ich aber von ihm weiß, hat mich mit großer Verehrung für ihn erfüllt, und in seinem Geiste zu walten ist die Aufgabe, die ich mir gesetzt habe."

„Mit Staunen seh' ich Dich an, Bäschen," sagte Arno. „Ist mir's doch, als wärest Du eine Andere geworden."

„Schwerlich," versetzte Sarah. „Nur Deine Augen haben sich verbessert."

„Was sagst Du, Mutter? Ist sie nicht wie eine

Pflanze, die in den richtigen Boden gekommen ist? Ist sie nicht lieblich anzusehen vor allem Volk?"

„Aber Arno!" wehrte Sarah ab.

Arno lachte. „Du mußt mir schon gestatten, daß ich zuweilen wieder in den alten Ton falle. Denn jetzt, da ich bei euch bin, kommt es über mich, als ob die letzten sechs Jahre nur ein Traum gewesen wären, worin ich eine mir fremde Rolle gespielt habe. Sonderbar! Kann man in diesem Leben verschiedene Existenzen führen! Mich in diesem Augenblicke im Geist nach Indien zu versetzen, fällt mir schwer. Und doch: als ich dort war, wie ganz und gar lebte ich in meiner Umgebung."

„Und Olympia?" erinnerte Frau Wiedener befremdet.

„Ach so — meine Frau! Später von ihr und allem Uebrigen, was draußen an mir haftet. Jetzt erzählt mir von euch, damit ich auf's Neue mit euch vertraut werde!"

10.

Wenn nah verwandte Menschen nach langer Trennung wieder beisammen sind, dann befinden sie sich in den ersten Tagen in einem Zustande innerer Erregung, der ein verschönerndes Licht über sie ausgießt. Sie fühlen warm und denken beschwingt, und sehen und hören voneinander nur Gutes und Liebenswürdiges. Allmählig sinkt das Thermometer auf den normalen Punkt, und die Verschiedenheit der Individualitäten tritt wieder hervor.

„Fragt mich nicht, wie lange ich bleibe," hatte Arno gleich nach seiner Ankunft gebeten. „Ich möchte eine Zeit-

lang vergessen, daß Tag und Stunde mir etwas bedeuten. Ich habe meine Anordnungen so getroffen, daß mich hier nichts beunruhigen kann; Briefe und Telegramme gehen nach Wien und warten dort auf mich. Viereggen soll meine Welt sein, außerhalb deren es nichts für mich gibt. In dieser Region stillen Friedens will ich mich erholen. Das Bedürfniß ist über mich gekommen, schon als ich in England landete."

Und Arno's Wunsche gemäß wurden auch keine Besuche in der Umgegend oder weitere Ausflüge geplant, wie man solche gewöhnlich für einen Gast zu veranstalten pflegt, um ihm Abwechslung zu schaffen. Nur ein Reitpferd, das Sarah für ihn hatte einstellen lassen, benutzte er fleißig, meist indessen frühmorgens, ehe die Frauen aufgestanden waren.

Ueber Indien zeigte sich Arno weit weniger mittheilsam, als Frau Wiedener wünschte. Sie hatte sich unter Olympia ein außerordentliches Wesen vorgestellt und war darauf vorbereitet, ihren Sohn von ihr nur mit leuchtender Begeisterung sprechen zu hören. Nichts der Art erfolgte; vielmehr fand Arno sich mit der von ihm geforderten Beschreibung von Olympia's Tugenden und Vorzügen ziemlich rasch ab.

„Sie ist eben eine Lady vom Wirbel bis zur Zehe, weder mehr noch weniger," erklärte er. „Sie würde Dir Morgens die eine Wange zum Kusse darreichen, Mutter, und Abends die andere, und dabei würdest Du die Empfindung haben, daß Dir eine hohe Ehre widerführe. Frau Wiedener aber bliebst Du für sie. O, sie ist schön,

sogar sehr schön; und auch so klug, daß ich zuweilen das unangenehme Gefühl habe, sie übersieht mich. Du kannst stolz sein auf Deine Schwiegertochter."

Deutlicher sprach er sich einmal gegen Sarah aus, als er allein mit ihr Abends im Park lustwandelte.

„Lebhaft steht mir heute mein tropisches Heim vor Augen," sagte er. „Und fast schäme ich mich, es zu gestehen: es hat nichts Verlockendes für mich. Dir kann ich's sagen, Sarah; die Mutter würde aus allen ihren Himmeln fallen, wenn sie nicht mehr glauben dürfte, ich sei in jeder Hinsicht eine bevorzugte Kreatur."

„Du hast mit den Augen geliebt und nicht mit dem Herzen," erwiederte Sarah sanft. „Und nun fühlt das Herz sich betrogen."

„So ist es, Bäschen Vernünftig; ich wußte, Du würdest mich verstehen. Als wir noch Kinder waren — vielleicht erinnerst Du Dich auch noch daran — besuchten wir einmal mit meiner Mutter ein fürstliches Residenzschloß. Ich war außer mir über die Pracht der Räume, dergleichen ich noch nie gesehen. Dort wohnen zu können, welche Seligkeit! rief ich begeistert aus. Da erwiedertest Du: ‚Kalter Prunk macht nicht satt.' Wie Recht hattest Du doch! Seitdem hab' ich's erfahren."

„Armer Vetter!"

„Du warntest mich, ehe ich in See ging. Was Du meintest, wußte ich nicht. Kaum war ich in Kalkutta warm geworden, als ich mich beeilte, mir den Maßstab anzueignen, der in meinen Kreisen bei Schätzung der irdischen Werthe galt. Hätte mir Jemand gesagt, ich

würde dadurch in eine Wüste gerathen — wahrhaftig, ich hätte ihn für verrückt gehalten. Aufgedämmert ist mir die wirkliche Sachlage erst, als einige hundert Meilen Wasser zwischen mir und Kalkutta lagen, und ganz klar ist sie mir dann hier geworden, während ich Dich ansah und Dir die Gedanken von der Stirn ablas."

„Solchen Einfluß übte ich auf Dich aus?"

„Merkwürdig genug ist's. In früheren Zeiten spottete ich über Deine Lebensauffassung. Da war ich stets der Klügere — nach meiner Meinung. Ich sah die Welt als den richtigen Tummelplatz für Leute mit hellen Köpfen und kräftigen Armen an. Da gab es reiche Leute, und ich schien mir wie geschaffen dafür, einen Theil an mich zu bringen. Ich wollte euch Idealisten zeigen, daß in eurem Reich nichts zu holen ist, in dem meinigen dagegen Reichthum und Ehre und Genuß ohne Ende."

„Und jetzt?" fragte Sarah.

„Hättest Du mich doch zappeln lassen, anstatt mir die Glieder mit Deiner Goldsalbe zu stärken!" rief Arno aus. „Dann wäre mir die Erkenntniß erspart geblieben, daß Alles eitel ist."

„Dies hören zu müssen, ist mir schmerzlich."

„Verzeih' mir! Du behandeltest mich, wie ich's verdiente. Ich schrie nach Geld, und Du, Du sagtest: ‚Das Kind soll seinen Willen haben.' Oder hattest Du einen besseren Grund, einen Grund, der mich weniger demüthigt?"

Sarah blickte nieder, tief erröthend. „Helfen wollte ich Dir, das Glück zu erreichen, das Du so heiß begehrtest," antwortete sie stockend.

„Das Glück der Vereinigung mit einem angebeteten Mädchen — jawohl. Das war der Inhalt meiner Seufzer. Du aber, Bäschen Vernünftig, was wußtest Du von der vergeblichen Liebe furchtbaren Leiden? Kein Mitgefühl konnte Dich so barmherzig machen."

„Meinst Du?" erwiederte Sarah.

Er überhörte das schmerzliche Zittern in dem Tone ihrer Stimme. „Und ich," fuhr er fort, „was war ich Dir? Wir sind miteinander aufgewachsen, es ist wahr — wir sind Verwandte. Aber nicht einmal gute Freunde sind wir früher gewesen. Du hattest nicht viel für mich übrig, und ich verdenke Dir's nicht. Dennoch — wahrhaftig, Sarah, Du bist ein Engel!"

„Halt' ein, Vetter Arno! Deine Bewunderung kommt zu spät; wir halten uns besser in der gemäßigten Zone nüchterner gegenseitiger Anerkennung." — Und gewaltsam ablenkend fügte sie hinzu: „Du hast mir noch nicht gesagt, wie Du Deine Mutter gefunden hast. Ist sie auch zufrieden mit der jetzigen Gestaltung ihres Lebens? Oder hat sie irgend einen Wunsch gegen Dich geäußert, daß sie dies oder jenes anders haben möchte?"

Arno hörte kaum, was sie sagte; eine Ahnung der Wahrheit war ihm aufgedämmert. Aber es konnte ja nicht sein; Alles sprach dagegen. Sarah ihn lieben? Wann hätte sie ihn dies jemals merken lassen? Und wenn sie es that, wie würde wohl sie, gerade sie, seine Verbindung mit einer Anderen ermöglicht haben! Seit wann war es denn Brauch in der Welt geworden, daß ein Weib dem Geliebten den Weg in die Arme der

Nebenbuhlerin bahnte? Nein, nein: der Gedanke war lächerlich.

Zerstreut antwortete er: „Die Mutter? Was sollte sie zu wünschen haben?“

Sarah beruhigte sich; sie hatte schon gefürchtet, ihr Geheimniß verrathen zu haben.

Wenn indessen Arno auch zunächst den Gedanken zurückgewiesen hatte, so kehrte er doch zurück und nochmals zurück, und als er zum dritten Male kam, schien er schon gar nicht mehr so unwahrscheinlich. Und Arno nahm sich vor, bei nächster Gelegenheit seine Mutter auszuforschen. —

Am nächsten Morgen stand er früher auf wie gewöhnlich, und Niemand von der Bedienung im Hause vorfindend, begab er sich in den Stall, um nöthigenfalls sein Pferd selbst zu satteln. Er entdeckte daselbst ein zweites Reitpferd und erfuhr von dem herbeieilenden Knechte, dasselbe werde von dem gnädigen Fräulein benutzt. Als er hernach Sarah traf, fragte er vorwurfsvoll, warum sie ihm verschwiegen habe, daß sie reite.

„Du hast mich ja nicht gefragt,“ antwortete sie.

„So ist sie,“ bemerkte Frau Wiedener. „Was sie gelernt hat und kann, verbirgt sie fast ängstlich, immer besorgt, es könnte ihr als Prahlerei ausgelegt werden, wenn sie es zeigte. Wenige wissen, wie unterrichtet sie ist.“

Arno bestand darauf, daß Sarah von jetzt an auf seinen Spazierritten ihm Gesellschaft leiste. Und er war erstaunt über die anmuthige Haltung, mit der sie zu Pferde saß, über ihre leichte und sichere Führung des

keineswegs frommen Thieres. Durch die körperliche Anstrengung, durch die rasche Bewegung in der frischen Luft gewannen ihre Wangen Farbe, ihre Augen Glanz; heller klang ihre Stimme, freier gab sie sich im Gespräch.

„Jetzt erst sehe ich, wie jung Du geblieben bist," sagte Arno nach einem scharfen Ritt, als sie mit festem Griff das aufgeregte Pferd bändigte.

„Jung — ich?" erwiederte sie, mit einem räthselhaften Seitenblick auf den artigen Vetter. „Vielleicht habe ich etwas in mir von jener Jugend, welche nie verfliegt. Aber davon zeigt der Spiegel nichts."

Langsam ritten sie nebeneinander in den grünen Wald hinein. Um sie her stiegen die glatten Silberschäfte der Buchen hoch in die Luft empor; in den leise bewegten Kronen flimmerte der Glanz der Morgensonne. Tiefe Stille; nur die vorjährigen, vergilbten Blätter rauschten unter den Hufen der Pferde. Hin und wieder ein kurzer Vogelschrei aus der Ferne.

Der Stimmung Ausdruck gebend, welche sich ihrer bemächtigte, sprach Sarah vor sich hin:

„Wir wallen abgeschieden
Von aller Noth der Welt,
Und stiller Waldesfrieden
Das Herz umfangen hält.
Nicht strebt's mit allen Sinnen
Begehrlich mehr hinaus;
Es sammelt sich tiefinnen
Und ruht vom Sehnen aus."

Arno lauschte. Die Sprache der Poesie hatte lange

nicht mehr an sein Ohr geklungen; seltsam ergriff ihn das einfache Lied mit seiner Beziehung auf ihn selbst. Er wiederholte nachdenklich die beiden letzten Zeilen und sagte dann trübe: „Beneidenswerther Zustand! Mir wird er nie beschieden werden.“

„Hast Du ihn schon gesucht?“ fragte Sarah.

„Wann hätte ich Zeit dazu gehabt? Jetzt allerdings — seit ich hier bin, gehen die Wogen in mir allmählig nieder. Aber was hilft's? Noch ein paar Tage, und die alte Unruhe beginnt wieder. Und drüben erst — es ist kein Boden dort für Sammlung.“

„Und doch hat sich von allen Völkern gerade das indische in jener Stimmung, aus welcher mein Gedicht geboren ist, am meisten heimisch gemacht.“

„Das ist mir neu. Ah, ich erinnere mich jetzt, daß Du Dich — vor Jahren schon — mit der Literatur Indiens beschäftigt hast. Du sandtest mir allerlei Fragen, auf die ich keine Antwort wußte. Ich mochte Dir meine Unwissenheit nicht gestehen, und — nun ja: die Sache schien mir nicht wichtig genug, um Nachforschungen anzustellen. Du siehst, ich bin aufrichtig.“

„Du sagst mir nichts Neues. Das Problem des ewigen Seins inmitten des Werdens und Vergehens hat auf den sogenannten praktischen Menschen noch niemals eine besondere Anziehung ausgeübt.“

„Du hältst wohl von meiner Bildung nicht ganz viel, Bäschen Vernünftig,“ erwiederte Arno etwas verletzt.

„Verzeih' meinen Freimuth. Ich hatte nicht die Absicht, Dich zu kränken.“

„Das kannst Du nicht, Sarah. Und im Grunde hast Du Recht. Zum Nachdenken gehört Muße. Wenn ich nicht irre, haben die indischen Weisen, bei denen Du in die Schule gegangen zu sein scheinst, kein Geschäft gehabt. Ich kann mich mit keinem Problem abgeben außer dem einen, absatzfähige Waaren billig einzukaufen."

Er trieb sein Pferd an.

„Sachte, Vetter," bat Sarah. „Störe den heiligen Frieden des Waldes nicht!"

„Träumst Du so gern im Wachen?"

„Zuweilen. Von Allem, was mir das Leben versagt."

„Ich glaube Dich zu verstehen. Aber auch Dir wird die Sonne höchsten Glückes noch aufgehen. Von Herzen wünsche ich's Dir."

„Du bist sehr freundlich," erwiederte Sarah mit wehmüthigem Lächeln. „Was Du indessen meinst, ist für mich ein verschlossenes Paradies."

„Warum?"

„Wenn man jung ist, Arno, dann sieht man eine Menge Thüren zum Glück offen stehen. An manchen geht man mißtrauisch vorüber, andere, in die man gerne eintreten möchte, schließen sich, und am Ende drängt uns der Zufall in eine Pforte, die wir uns nie ausgesucht haben würden. Die Thüre zur Ehe ist eine derjenigen, die vor meinen Augen in's Schloß gefallen ist. Und auch noch ein Riegel liegt an der anderen Seite davor."

Der Wald war zu Ende; Sarah, wie um das Gespräch abzubrechen, setzte ihr Pferd in Galop. Arno blieb

ihr zur Seite, die räthselhafte Aeußerung der Gefährtin stille bedenkend.

Aber als sie wieder zu Hause angelangt waren, und er an der Seite seiner Mutter saß, die ihr Strickzeug zur Hand genommen hatte, wie sie jedesmal zu thun pflegte, wenn ein Plauderstündchen in Sicht war, da überraschte Arno die alte Frau mit der Frage, ob Sarah etwa früher unglücklich geliebt habe.

„Wie kommst Du darauf?" entgegnete Frau Wiedener erschrocken.

„Verschiedene dunkle Worte, die ich von ihr gehört habe, gehen mir im Kopfe herum. Auf diese Spur bin ich gekommen, ich weiß nicht wie."

„Verfolge sie nicht," sagte Frau Wiedener eifrig. „Laß Dir rathen, Arno. Wenn Sarah ein Geheimniß zu hüten hat, dann thust Du am besten, Deine Neugier zu unterdrücken."

„Meinst Du, Mutter? Warum muß es für mich ein Geheimniß bleiben?"

„Frage mich nicht weiter; von mir erfährst Du nichts. Ich habe Sarah feierlich gelobt, zu schweigen."

Ihre Verlegenheit war beredt genug. „Gut," erklärte Arno. „Lassen wir also diesen Gegenstand ruhen. Aber um auf etwas Anderes zu kommen: Du schriebst mir einmal nach Kalkutta — es war in dem Briefe mit der Nachricht von der Erbschaft — ich hätte im Vaterlande einen echten Diamanten um's Bücken haben können. So ungefähr lautete der Ausdruck. Was bedeutete dieser geheimnißvolle Wink? Welche untadel-

hafte Jungfrau hegte den stillen Wunsch, mein eigen zu sein?"

Arno bemerkte, daß die Nadeln seiner Mutter einen Fehlstich nach dem andern machten.

„Sarah ist ja ganz außer Frage," fuhr er unerbittlich fort. „Wir Beide sind im Kriegszustande gewesen, so lange ich denken kann, bis jetzt, wo sich ein leidliches Verhältniß zwischen uns hergestellt hat. Und darum begreife ich noch immer nicht, wie sie dazu gekommen ist, mich so freigebig auszustatten. Siehst Du, Mutter: aus Liebe zu Dir — das ist doch kaum denkbar. Du bist zwar eine vortreffliche Frau und es ist unstreitig ein Vergnügen, Dir eine Million zu schenken; aber ich bin nicht Du."

Länger hielt Frau Wiedener sich nicht. „O Du komischer Junge!" sagte sie. „Nicht aus Liebe zu mir ist Sarah so unerhört großmüthig gegen Dich gewesen, sondern — das arme Mädchen — weil sie Dich liebt. Ich habe mich nicht wenig gewundert, als sie mir's gestand, nachdem Du abgereist warst. Aber um's Leben nicht hätte sie es Dir verrathen. Und auch mir verbot sie das Reden. Damit hatte es freilich keine Noth damals; wußte ich doch, wie Du über sie dachtest. Auch war sie ja keine passende Parthie für Dich. Hernach war's zu spät, nun, es ist wohl am besten so. Ich glaube, Sarah hat sich gefunden; sie ist so ungeheuer vernünftig. Seit sie Dir das Geschenk machte, ist kein Wort mehr zwischen uns gefallen, was auf ihre frühere Neigung Bezug hatte."

Sarah sich gefunden? Arno wußte es besser. Aber er ließ sich nichts merken. „Sarah's Liebe zu mir war

ein Irrthum," sagte er. „Ich bin nicht gut genug für sie."

Erstaunt blickte Frau Wiedener den bescheidenen Sohn an. „Das ist das Erste, was ich höre," rief sie.

„Auch ich habe früher Sarah nicht nach Gebühr geschätzt," bekannte Arno. „Und mich über Gebühr. Das ist jetzt anders. Ich habe gelernt, die Schale vom Kern zu unterscheiden. Und ich sage Dir, Mutter, halte mir die Sarah hoch; sie ist ein Wesen, wie es wenige gibt."

Er war aufgestanden, trat in die offene Flügelthüre und sah in den Park hinaus. An sein eigenes Heim am Ufer des Hugli dachte er, an das fragwürdige Loos, das er sich mit raschen Händen bereitet hatte.

Seine Mutter beobachtete ihn mit einem geheimen Bangen; eine unbestimmte Empfindung sagte ihr, daß eine Art von Katastrophe im Anzuge sei, die sie selbst durch ihre Geschwätzigkeit herauf beschworen. Schon fing sie an, sich zu beruhigen, als Arno zu ihr zurückkam und, sich niederbeugend, sie auf die Stirne küßte. Um so größer war dann ihr Schrecken, als er ihr mit kurzen Worten eröffnete, daß er am nächsten Tage abreisen wolle. Lebhaft klagte sie sich an, daß sie an diesem Entschlusse schuld sei, an diesem Entschlusse, dessen Gründe sie nicht verstand.

Arno bemühte sich, ihr diese Vorstellung auszureden. „Es war unbedacht von mir, meine Telegramme und Briefe nach Wien senden zu lassen," sagte er. „Nun bin ich unruhig und bilde mir ein, etwas Wichtiges zu versäumen. Die ganze Nacht schon hat mich dieser Gedanke gequält. Und soeben ist mir's klar geworden: ich muß

ein Ende machen. Ich bin nicht nach Europa gereist, um hier auf der Bärenhaut zu liegen; ich habe Pflichten gegen meinen Theilhaber, gegen meine Frau. Vielleicht kann ich's möglich machen, später nochmals kurze Zeit auf Viereggen einzukehren; Abschied nehmen wir jedenfalls morgen noch nicht von einander."

Begierig griff Frau Wiedener nach diesem Strohhalm. „Versprich mir's, Arno, daß Du wiederkommst," bat sie.

„Wenn ich es irgendwie einrichten kann, siehst Du mich sehr bald wieder," versetzte er ausweichend.

„Was wird Sarah dazu sagen!" rief Frau Wiedener.

„Sarah — ja, was ich Dich bitten wollte, Mutter, theile ihr's mit, ehe sie herunterkommt; es würde mir schwer werden, ihr selbst die erste Nachricht zu geben." —

Erst am Abend erschien Sarah unten; es hatte lange gedauert, bis sie sich in den Gedanken an die baldige Trennung von Arno gefunden. Endlich aber überwand sie ihre Schwäche, und nichts in ihren Zügen verrieth den Kampf, den sie in der Einsamkeit gekämpft.

„Du willst uns schon verlassen?" sagte sie mit ruhiger Freundlichkeit. „Ich brauche Dir nicht zu sagen, daß es mir leid thut, Dich so bald scheiden zu sehen. Doch das Leben darf Dir nicht zum Idyll werden; der Drang nach Thätigkeit reißt Dich aus dem stillen Heim, worin zwei einzelne Frauen die Zeit verträumen. Es ist in der Ordnung so, und ich mache keinen Versuch, Dich länger zu halten. Nur um Eines bitte ich: laßt uns heute Abend vergessen, was morgen bevorsteht. Eine Gesellschaft, die an Thränen würgt, ist schrecklich."

Was Sarah forderte, war nicht leicht, weder für sie, noch für Mutter Wiedener, die dem Versprechen ihres Sohnes, zurückzukehren, nicht recht traute. Aber bei einigermaßen gutem Willen läßt sich sogar gute Laune täuschend nachahmen. Wer die drei Personen beobachtet hätte, wie sie auf der Terrasse bis elf Uhr plaudernd zusammensaßen, würde nicht geahnt haben, wie sehr sie sich gegenseitig betrogen.

Es war Sarah, die zuerst aufbrach. „Wir sehen uns noch, Arno," sagte sie. „Auf wann hast Du den Wagen bestellt?"

„Auf sieben Uhr."

Er sah sie nicht an, als er diese Antwort gab. Sarah wußte, daß er log, daß er sich und ihr den Abschied ersparen wollte.

„Gute Nacht, Arno."

Ihre Augen trafen sich. Ein Augenblick des Zögerns, des Schwankens zwischen dem Natürlichen und dem Schicklichen, dann zog Arno das tapfere Mädchen an sich und küßte sie auf den Mund.

„Lebe wohl, Sarah," flüsterte er.

Da verlor sie die Herrschaft über sich; laut schluchzte sie auf.

Arno winkte seiner Mutter. „Geh' mit ihr und tröste sie, Mutter! Bleibe bei ihr, bis sie schläft — um meinetwillen!"

Um sechs Uhr am nächsten Morgen fuhr der Wagen vor. Sarah's Schlafzimmer lag an der anderen Seite des Schlosses, dem Park zu; Arno konnte nicht erwarten,

sie noch zu sehen. Ohne aufzuschauen, stieg er ein. Da hörte er aus der Höhe ihren Zuruf; oben auf dem Thurme stand sie und winkte herab. Und dort sah er noch ihr weißes Tuch schimmern, als er, zwanzig Minuten später, den letzten Blick nach Viereggen zurückwarf.

11.

Frau Warburton, die Ehrendame Olympia's, galt in Kalkutta allgemein als sehr respektabel. Man traf sie in der besten Gesellschaft; der Rang ihres verstorbenen Mannes verschaffte ihr überall Zutritt. Ohne Zweifel verdiente sie ihre Beliebtheit, da sie sich dieselbe zu erhalten verstand.

Gegen ältere Frauen zeigte sie sich stets bescheiden und unterwürfig; Frauen ihres Alters erwies sie sich gefällig, wo sie nur konnte, und der jüngeren weiblichen Generation war sie eine theilnehmende Vertraute und wohlwollende Beratherin. Niemals mißbrauchte sie ihre Kenntniß intimer Vorgänge in den Familien, wo sie ein und aus ging; niemals sagte sie Jemandem etwas Böses nach. Fiel etwas Ungehöriges vor, und sie konnte nicht vermeiden, ein Urtheil abzugeben, so fiel dasselbe stets sehr milde aus. „Wir sind alle arme, unvollkommene Menschen," so lautete ein Lieblingswort von ihr, womit sie die schlimmsten Fälle liebevoll zudeckte.

Olympia, ohnehin eine selbstständige Natur und der Freundschaft nicht bedürftig, hatte sich niemals sonderlich von der schmiegsamen, glatten Frau Warburton angezogen

gefühlt. Dennoch, als sie für die Zeit ihres Strohwittwenthums eine Gefährtin wählen mußte, und sie im Kreise ihrer Bekannten Umschau hielt', bot sich ihr Keine dar, die ihr so passend schien. Und Frau Warburton nahm Olympia's Anerbieten mit großer Freude an, die sie sich allerdings nicht merken ließ. Daß diese stolze junge Dame eine Gefälligkeit von ihr in Anspruch nahm, war ein Triumph für sie, der nicht wenig bedeutete.

„Wir wollen uns die Zeit nicht lang werden lassen, meine Theure," sagte sie beim Einzuge. „Nicht wahr, Sie haben nicht die Absicht, sich einzuschließen und das Bild Ihres Mannes anzuschwärmen."

„Durchaus nicht," antwortete Olympia. „Ich wüßte nicht, weshalb ich auf das Vergnügen der Geselligkeit verzichten sollte, weil mein Mann sich auf Reisen befindet."

Alice Warburton war beruhigt. Von allen Geschäften, zu denen sie sich benutzen ließ, war ihr dasjenige des Trostspendens am unangenehmsten. Und sie war nicht ganz sicher gewesen, ob Olympia die Trennung von ihrem Gatten mit dem philosophischen Gleichmuthe ertragen würde, den sie für eine Dame von Welt schicklich hielt.

In der That änderte Olympia ihre Lebensweise nicht. Täglich zeigte sie sich bei dem Korso, hoheitsvoll das dunkle Haupt neigend, während die blonde Frau Warburton neben ihr mit dem Lächeln grüßte, welches ihr so gut stand.

Eines Tages auf dem Heimwege begegnete sie Gosala, und ließ sofort halten, als sie seiner ansichtig wurde. Er sprang aus dem Wagen und kreuzte die Straße.

„Was soll ich von Ihnen denken?" empfing sie ihn. „So rasch vergessen Sie Ihre Freunde? Noch nicht ein einziges Mal sind Sie gekommen, seit Wiedener abgereist ist. Und er hat Sie doch gebeten, Sie möchten sich etwas um mich bekümmern."

„Ich hörte von Herrn Robert Brooks, daß es Ihnen wohl gehe."

„Von meinem Onkel Robert?" unterbrach Olympia ihn mit leichtem Stirnrunzeln. „Der weiß nicht mehr von mir, wie der Mann im Monde. Nein, Herr Gosala, mit bloßen Erkundigungen nach mir ist mir nicht gedient. Fahren Sie mit uns hinaus! Was meinen Sie, Frau Warburton: erlaubt uns der heutige Speisezettel, Herrn Gosala einzuladen?"

Frau Warburton versicherte lächelnd, der Khansamah habe am Morgen einen Auftrag auf ausgesuchte Leckereien erhalten.

„Ich folge Ihnen in fünf Minuten," erklärte der Indier mit einem Aufblitzen seiner dunklen Augen.

Als die Damen sich wieder unterwegs befanden, sagte Alice: „Das ist ja ein allerliebster Mensch, meine Liebe! Mir ist noch nie ein Hindu begegnet, der einem Gentleman so ähnlich sieht, wie Herr Gosala."

„Fürstliches Blut, Frau Warburton," entgegnete Olympia. „Das Geschlecht der Gosala hat oben am Ganges ein Königreich beherrscht, etwa um die Zeit, als William der Eroberer an unserer Küste landete."

„In der That!" rief die blonde Frau erstaunt. „Das habe ich noch nicht gewußt. Es ist verschiedentlich von

dem Herrn in Beamtenkreisen die Rede gewesen; man rühmte sein Wissen, seinen freien Geist. Also von fürstlichem Geblüt! Was Sie sagen! Das ist ja höchst interessant."

Und Gosala wurde, als er sich in der Villa Wiedener's einstellte, sehr freundlich von Frau Warburton empfangen. Ihre Haltung ihm gegenüber hatte sogar eine leichte Färbung von Unterwürfigkeit, wie sie einem geborenen Lord in England gezollt zu werden pflegt. Gosala fragte mit den Augen bei Olympia an, was dies bedeute; sie antwortete belustigt mit einem schalkhaften Lächeln. Er verstand, daß sie seine Wichtigkeit übertrieben habe und ging auf ihre kleine Intrigue ein.

Zwischen ihm und Olympia wurden nicht viele Worte gewechselt an diesem Mittage. Es war Alice, die für die Unterhaltung sorgte. Dennoch ging ein fortwährender Gedankenaustausch hin und her von der Wirthin zum Gaste und umgekehrt. Zuweilen beantwortete Gosala laut eine Frage, die Olympia nur gedacht hatte. Und wieder schaltete Olympia in das Geplauder ihrer Ehrendame Erklärungen ein, die nach ihrem Gefühl Gosola wünschte. Und in diesem stillen Verkehr lag für Beide etwas wie ein süßes Geheimniß.

Nach Tisch bat Gosala um die Erlaubniß, seinen Wagen bestellen zu dürfen.

„Sie wollen nicht bleiben?" fragte Olympia verwundert.

„Heute nicht, gnädige Frau." — Und seine Augen sagten: „Versuche nicht, mich zu halten; es ist nicht rathsam."

Sie fügte sich. „Werden wir Sie bald wiedersehen?"

Gosala verstand: Komme bald!

Er verneigte sich. „Uebermorgen Abend, wenn die Damen erlauben."

Erst übermorgen! las er in Olynipia's Mienen. Doch ging er, ohne ihr nachzugeben.

„Wenn jedoch ein Telegramm von Wiedener eintreffen sollte?" rief sie ihm nach.

Er wandte sich um, mit raschem Blicke sich vergewissernd, daß Frau Warburton diesem Nachspiel keine Aufmerksamkeit schenkte. Da trat er rasch zurück zu Olympia, nahm ihre Hand und drückte die Lippen darauf.

„Ein Telegramm von Herrn Wiedener werde ich Ihnen persönlich überbringen," sagte er laut.

Unbeweglich stand Olympia noch, als er längst das Zimmer verlassen hatte. Dann betrachtete sie verstohlen ihre Hand, schauderte zusammen und ging wie träumend an Alice vorüber in den Salon, wo ihr Piano stand. Sie begann ein Stück, das ihr in den Sinn kam, brach ab und fing ein zweites an. Darauf ein drittes. Auch dieses vollendete sie nicht. Unmuthig schloß sie das Instrument.

„Es ist Alles nichts," seufzte sie. „Was ich ausdrücken möchte, kann ich nicht gestalten. Und fremde Gedanken tragen die Züge von Todten."

Ihre Wangen brannten. Sie fühlte es und stampfte auf. „Dies darf nicht sein," sagte sie, sich zusammenraffend. „Ueber die Erde reißt's mich hinaus. Ich kenne mich nicht mehr. Vernunft, wo bist Du? Kehre mir wieder, damit ich mich an Dich klammere!" — — —

Wieder und wieder kam Ramdschai Gosala in das Haus am Ufer des Hugli, das ihn mit magischer Gewalt anzog. Nicht immer wurde ihm von der schönen Herrin der Empfang zu Theil, den er wünschte. Kalt und abweisend fand er sie zuweilen, vorsichtig die Worte abwägend, die sie ihm gönnte, seinen Blicken ausweichend. Dann mußte er sie lange mit den sanften Tönen seiner Stimme umschmeicheln, ehe sie endlich vor Mitleid schmolz und die helle Sonne ihrer Augen auf ihn leuchten ließ. Was in ihr vorging zu errathen, machte Gosala keine große Mühe. Wenn er fern war, kämpfte sie gegen die Leidenschaft, die sie doch so selig machte. Jedesmal siegte sie und trat ihm dann entgegen: Glaube nur nicht, daß ich mich jemals vergessen werde! Siehst Du mir's nicht an, wie stark ich bin? — Und dann fiel die Walkürenrüstung von ihr ab, Stück auf Stück, und die straffen Glieder lösten sich, bis sie endlich ihrer Schwäche kaum noch ein Hehl hatte.

Noch hatten die Beiden kein Wort unter vier Augen gewechselt. Häufig waren andere Gäste anwesend, und wenn nicht, dann waltete Alice Warburton ihres Amtes als Ehrenwächterin mit einer Pflichttreue, die einer spanischen Dueña ganz unmöglich gewesen wäre. Freilich durfte ihr diese Pflichttreue nicht als Tugend angerechnet werden; denn sie bewunderte den Indier von fürstlichem Geblüt, seine feine, schlanke Gestalt, seine zierlichen Hände und vor Allem seine Augen.

Uebrigens hatte Alice Warburton in versteckten Liebeshändeln eine zu reiche eigene Erfahrung, als daß ihr

nicht zuweilen eine Ahnung von dem gefährlichen Spiel gekommen wäre, das in ihrer unmittelbarsten Nähe unter der Maske achtungsvoller Freundschaft getrieben wurde. Aber so hoch schien ihr Olympia über dem durchschnittlichen Niveau ihres Geschlechts zu stehen, daß sie diese Ahnung fast unwillig von sich wies. Und dann: sie hielt Olympia für eine kaltblütige Natur, der echten Leidenschaft unfähig, jener Leidenschaft, die zur rücksichtslosen Hingabe treibt. Die kluge Alice täuschte sich. Wohl hatte Olympia nicht aus Liebe geheirathet; daß sie aber der Liebe nicht fähig sei, ergab sich daraus nicht. Alice Warburton wußte oder bedachte nicht, daß zwar eine Menge Frauen — die Frauen ihres Schlages — für das Gefühl der Liebe außerordentlich empfänglich sind, daß es indessen auch andere gibt, die, harten Kohlen gleich, nur schwer anbrennen, dafür aber auch, wenn sie einmal Feuer gefangen haben, desto intensiver auflodern. —

Die Regenzeit hatte begonnen; die Rolle der Sonne als Zerstörerin alles vegetativen Lebens war ausgespielt. Der Boden füllte sich mit Wasser wie ein Schwamm; das Gangesdelta triefte von Feuchtigkeit. Die Naturkräfte, lange gehemmt und zu todtenähnlichem Schlummer verurtheilt, geriethen in fieberhafte Thätigkeit. Alles, was noch Leben in sich hatte, regte sich, entwickelte sich, wuchs und gedieh. Das Reich der Pflanzen wurde bunt und bunter; unzählige Thiere, der Feuchte froh, wucherten empor, den Menschen zur Last. Schwer, drückend, erschlaffend heiß war die Luft. In den Häusern schwangen die Punkahs, die großen, hängenden Fächer, fast unaus-

gesetzt hin und her; alle nach Westen gelegenen Oeffnungen waren mit Vorhängen und Flechtwerk versehen. Man ertrug, was man nicht ändern konnte, mit jener Geduld, die man im heißen Klima bald lernt, und ließ sich im Uebrigen in seinen Lebensgewohnheiten möglichst wenig stören.

Eines Abends war Ramdschai Gosala der einzige Gast in der Villa Wiedener. Die Damen hatten ihm den Gesellschaftsrock erlassen; in einer der weiten weißen Jacken des Hausherrn durfte er's sich bequem machen. Die Unterhaltung spann sich schläfrig hin; Alice klagte über Kopfschmerzen; Olympia, die nach einem Fieber der Erwartung sich bei dem Erscheinen Gosala's in Vertheidigungszustand gesetzt hatte, sprach nur in kurzen Sätzen, und der Indier beobachtete mit der ausdauernden Geduld seiner Rasse jede Bewegung des schönen Weibes, das sich um ihn in innerem Kampfe aufrieb. Auch er gab sich keine Mühe, zu reden; die Verpflichtung, das Gespräch im Gange zu halten um jeden Preis, fühlte er nicht; nach den Begriffen seines Volkes ist das Schweigen Desjenigen, der das Bedürfniß einer Mittheilung nicht empfindet, kein Verbrechen.

„Unsere Lebensgeister sind matt, o Herrin," sagte er endlich. „Möchten Sie uns nicht durch etwas Musik erfrischen?"

„Ich kenne Ihren Geschmack nicht," erwiederte Olympia ungnädig.

„Was Ihnen gefällt, wird auch mir gefallen."

Schon bereute Olympia ihre unartige Antwort. Sie erhob sich und ging zum Klavier. „Was wünschen Sie, Ernstes oder Heiteres?"

„Nichts, als Sie spielen zu hören."

Starke Akkorde rauschten auf, unterbrochen von sprühenden Läufen. Eine triumphirende Marschweise entwickelte sich, pomphaft einherschreitend, von dem Getöse wirbelnder Bässe begleitet.

Frau Warburton stand leise auf; Gosala's fragenden Blick beantwortete sie durch eine Bewegung der Hand nach dem Kopf. Die lärmende Musik hatte ihre Migräne vollends zum Ausbruch gebracht. Sie floh, um Ruhe zu suchen.

Ihre Entfernung war von Olympia nicht bemerkt worden. Sie ließ die Trompeten weiter schmettern und hoch im Diskant die schrillen Pfeifen klingen. Es war, als ob sie sich selbst betäuben wollte.

Als der letzte Ton verhallt war, und nur das leise Rauschen des Punkahs die Stille störte, welche in dem Zimmer herrschte, hörte sie dicht an ihrem Ohre Gosala's leise Stimme: „So fährt die Königin einher, wenn sie über ihre Getreuen Heerschau hält, erhaben über alles Volk. Wie aber neigt sie sich freundlich zu dem Geliebten in der Vollmondnacht unter dem Mangobaume?"

Olympia wandte sich um und warf einen raschen Blick durch das Gemach. Es war, wie sie vermuthete: sie war allein mit Gosala. Nur der Punkahschwinger draußen auf der Veranda verrichtete mit halb geschlossenen Augen seine mechanische Arbeit.

„Ich weiß nicht, wie Königinnen lieben," antwortete sie mit innerem Beben.

„Je größer der Stolz, desto mächtiger das Verlangen,

für einen Einzigen nichts zu sein als Weib." Er nahm einen Stuhl und ließ sich dicht bei ihr nieder, halb ihr gegenüber, so daß er ihr in die Augen schauen konnte. „Im Nordwesten herrschte einst die mächtige Fürstin Kandschahani. Tausende von Kriegern umgaben ihren Thron, ihres leisesten Winkes gewärtig. Gehorsam heischte ihre Majestät, und jedes Knie beugte sich vor ihr. Aber sie war unglücklich in ihrer Allmacht. Da ließ sie einen Weisen kommen und sprach zu ihm: ‚Siehe, Alles ist mir unterthänig und demüthigt sich vor mir. Ich bin die Sonne, die mein Reich bis zu den Grenzen erleuchtet. Dennoch habe ich keinen Frieden in mir. Sage mir, o Heiliger, was mir fehlt.' — Und der weise Mann antwortete: ‚Ueber Dir, o Fürstin, ist die Natur, die jedes Wesens Sehnen leitet. Freiwillige Unterwerfung unter der Liebe Joch wird Dir den Frieden bringen.' — Kandschahani verstand die Worte und wählte einen Jüngling zu ihrem Herrn, in dessen Augen sie längst seine Neigung gelesen. In geringer Kleidung ging sie hin zu ihm und sprach: ‚Ich bin Jali, die Bettlerin. Gib mir einen Platz in Deinem Hause, wo ich bei Dir ruhen mag. Ich will Dir dienen, wenn die Sonne brennt und die Sterne scheinen.' — Da wurde Kandschahani glücklich."

„Eine feine Wendung," sagte Olympia mit leichtem Spott. „Die Sage ist charakteristisch für das Land, worin sie entstanden ist."

„Aehnliche kann ich in den europäischen Literaturen nachweisen. Nur selten ist dem einen Volke ein Gefühl

gänzlich fremd, dessen sich ein anderes in der Dichtung bewußt wird."

„Kennen Sie noch mehr indische Märchen?"

„Wie sollte ich nicht? Meine Kindheit war erfüllt davon. Aber nicht alle handeln von der Liebe."

„Will ich denn nur solche hören?"

„Andere möchte ich Ihnen nicht erzählen."

Olympia wandte sich halb ab. „Sie sind unartig, Herr Gosala!"

„Zürnen Sie mir?"

Sachte bemächtigte er sich der Hand, die in ihrem Schoße ruhte. Einen Augenblick duldete sie den elektrischen Strom, der sie warm durchrieselte, dann sprang sie auf. „Wo ist Frau Warburton?"

„Weshalb fragen Sie? Langweile ich Sie?"

Olympia antwortete ihm nicht. Beklommen rief sie aus: „Es ist unerträglich heiß hier! In meinen Schläfen pocht und hämmert es gewaltig. Draußen wird es besser sein."

Sie eilte hinaus auf die Veranda; Gosala folgte ihr. Dienstbeflissen kamen draußen die Diener herbei.

„Eine Lampe!" befahl sie.

Dann winkte sie den Dienern, sich zu entfernen. Hinter dem Tischchen, das die Lampe trug, ließ sie sich nieder, und wies Gosala ihr gegenüber einen niedrigen Lehnstuhl an, unmittelbar neben der obersten Stufe der Treppe, die in den Garten führte, dessen Grenze, etwa fünfzig Schritte entfernt, der Fluß bildete.

„Dort, mein Herr, nehmen Sie Platz," sagte sie strenge

„Und ich erwarte von Ihnen, daß Sie ein vernünftiges Gespräch mit mir führen.“

„Ich gehorche. Ueber welchen Gegenstand befehlen Sie, unterhalten zu werden?“

Olympia besann sich. „Was halten Sie vom Christenthum, Herr Gosala?“ fragte sie plötzlich.

„Ah — auf dieses Gebiet wollen Sie mich treiben? Sie hoffen, eine Diskussion zwischen uns hervorzurufen? — O nein, gnädige Frau; entschuldigen Sie mich. Ich möchte die Harmonie nicht gefährden, die zwischen uns herrscht.“

„Es ist mir schrecklich, daß Sie ewig verloren sein sollen.“

„Ist es wirklich? Ich danke Ihnen für dies Wort. Doch fürchten Sie nichts: unsere Seelen werden dereinst zusammenfließen.“

„Seltsame Vorstellung. Wenn ich sie nur fassen könnte!“

„Fassen läßt sich nicht, was jenseits der Leiblichkeit liegt,“ sagte Gosala träumerisch. „Nur ahnen in Stunden tiefster Selbstversenkung. Der Gedanke kann es nicht erreichen, das Wort kann es nicht ausdrücken. Gesondert leben wir und scheinen frei zu wandeln, doch ruhen wir immerdar in dem Alleinen, wie die Lotosblumen, die auf dem See schwimmen, tief am Grunde aus einem und demselben Stocke ihr Leben empfangen. Und aus dem Schoße des Dunkels steigt unser Wollen auf und zwingt uns in vorgedachte Bahnen. Kann ich der Liebe, die in mir erwacht ist, sagen: sei nicht mehr? Kann ich der Sehnsucht, die mich erfüllt, gebieten: weiche von mir? Muß nicht die Blume blühen, und der Schmetterling ihren Kelch

umkreisen? Ich sehe eine Gestalt im Lichte der Schönheit erglänzen wie keine andere. Wonne ist ausgegossen über sie, von dem Haare herab, das ihren Scheitel schmückt, bis zu den rosigen Sohlen ihrer Füße. Wenn sie sich bewegt, hüpft mein Herz zum Takte ihrer Glieder; wenn ich nur den Saum ihres Gewandes berühre, schreit meine Seele vor Entzücken. Stumm habe ich gefleht: Holde, erhöre mich! — Wird die Liebliche endlich Erbarmen mit mir haben?"

Mit Aufmerksamkeit hatte Olympia dem Anfange dieser bilderreichen Liebeswerbung gelauscht, die Worte gleichsam von Ramdschai's Lippen trinkend. Dann aber geschah etwas Seltsames. Ein Lebendiges regte sich hinter ihm am Boden, Olympia's Augen auf sich lenkend. Die Treppe hinauf schoß es, vom Garten kommend, und wand sich, mattglänzend, in Ringeln empor. Nun hatte es den gigantischen Leib nach sich gezogen, rollte sich zusammen und reckte den Kopf in die Höhe; in allen Farben schillerten die stechenden Augen.

Wie starr verfolgte Olympia das Treiben des entsetzlichen Thieres. Der alte Zauber, der von der Schlange ausgeht, hatte sie ergriffen. Sie hörte nicht, was Gosala sprach; nur von dem sanften Murmeln seiner Stimme hatte sie noch eine undeutliche Empfindung. In einem Zustande der Lähmung befand sie sich, durch den plötzlichen Schreck herbeigeführt. Ohne ein Glied rühren zu können, sah sie, wie die Schlange, fortwährend den Körper zu neuen Ringen zusammenziehend, Anstalten traf, sich auf Gosala zu stürzen.

Da hörte dieser auf zu sprechen. Wie mit einem Schlage wich Olympia's Betäubung; im Nu hatte sie die Lampe ergriffen und schleuderte sie auf das Ungethüm mit lautem Aufschrei.

Ein Blitz, ein Klirren, dann tiefes Dunkel!

Gosala aber, der erschrocken aufgesprungen war, fühlte sich von zwei weichen Armen leidenschaftlich umfangen. An seinem Halse, unter Schluchzen jubelte Olympia: „Du bist gerettet!"

Die Diener eilten herbei; der Schrei der Herrin hatte sie aufgestört. Was war geschehen? Welches Unheil hatte gedroht?

„Fackeln! Lichter!" gebot Gosala. „Es wird eine Schlange gewesen sein."

Noch immer ruhte Olympia an seiner Brust. Er sagte leise: „Fasse Dich, Theure! Wir dürfen nicht so gesehen werden. Laß Dich nieder, hier in den Sessel —"

Olympia schauderte. „Hier? Niemals mehr. Noch immer seh' ich den wiegenden Kopf, die boshaften, grausamen Augen, wie sie Dich anfunkelten!"

Es blieb Gosala nichts anderes übrig, als die fast Ohnmächtige in das Haus zu führen. Dort sank sie in einen Schaukelstuhl und schloß die Augen. Er küßte sie auf die Lider, auf die Wangen, auf Schultern und Hände. „Erwache, mein Leben! Komm' zu Dir, Licht meiner Seele!" flüsterte er flehend. Sie ließ ihn gewähren, ohne sich zu regen. Endlich sagte sie leise, wie tief ermüdet: „Laß mich eine kurze Weile allein. Ich muß mich besinnen."

Die Diener draußen, sich selbst überlassen, suchten

unter großem Lärm die Spur der Schlange. Ramdschai gesellte sich zu ihnen. Der Vorsicht halber durchsuchte man die ganze Umgebung des Hauses, aber ohne Erfolg.

Als Gosala wieder in das Zimmer trat, wo er Olympia verlassen hatte, fand er Frau Warburton bei ihr. Der Schrei Olympia's hatte sie geweckt; aus dem Hin- und Herrennen der Leute schloß sie auf einen Unglücksfall. Im Nachtgewande, die bloßen Füße in Strohpantoffeln, war sie herabgeeilt. Nun vernahm sie aus dem Munde Olympia's, die bleich im Sessel ruhte, die Kunde von dem Vorgefallenen.

Gosala stutzte einen Augenblick vor der unvermutheten Erscheinung; dann wandte er sich mit rascher Fassung an Frau Warburton, ihre ungewöhnliche Kleidung ignorirend: „Beinahe wäre ich vor den Augen Ihrer Freundin von einer Schlange erwürgt worden." — Und Olympia's Hand ergreifend und ehrerbietig mit den Lippen berührend, fuhr er fort: „Ihnen, gnädige Frau, verdanke ich mein Leben. Es ist künftig zu Ihrer Verfügung."

Und nachdem er sich nochmals vor beiden Frauen verbeugt hatte, verließ er das Gemach und rief nach seinem Wagen.

Am nächsten Morgen empfing er einen Brief von Olympia, welcher lautete: „Verrathen habe ich Ihnen, was Sie nie erfahren durften. Noch kann ich mir verzeihen; einer Schwäche erlag ich, die mich Geheimes zu offenbaren zwang. Jetzt aber, da Sie wissen, was ich vor mir selbst verbarg, jetzt fürchte ich mich vor Ihnen. Ich reise in die Berge; versuchen Sie nicht, mich vorher

wiederzusehen; ich verbiete es Ihnen kraft der Macht, die Sie mir eingeräumt haben. Bis ich zurückkehre — und dies wird nicht eher sein, als bis ich meinen Mann in Kalkutta gelandet weiß — hoffe ich die Kraft gefunden zu haben, Ihnen fernerhin begegnen zu können. Und Sie, Ramdschai, Ihr Leben schulden Sie mir. Im Ueberschwange der Dankbarkeit haben Sie es mir dargeboten. Viel weniger fordere ich als Belohnung: löschen Sie in sich die Erinnerung an jene Minuten aus, deren ich nur mit tiefer Scham gedenken kann. Entwöhnen Sie sich davon, an mich zu denken, verbannen Sie mein Bild aus Ihrem Geiste. Die Schlange richte ich auf zwischen uns — für zeitlebens."

12.

Flucht war Olympia's einziger Gedanke. „Ich kann hier nicht bleiben, es ist unmöglich," sagte sie zu Alice Warburton. „So erschüttert sind meine Nerven, daß ich am hellen Tage aus allen Winkeln Schlangenköpfe sich hervorstrecken sehe. Mir graut vor der Nacht; ehe sie nochmals niedersinkt, muß ich diesen Ort verlassen haben."

Frau Warburton fragte betreten: „Was beabsichtigen Sie zu thun? Wollen Sie in das Haus Ihrer Eltern übersiedeln?"

„Es würde nichts nützen. Ruhe finde ich nur dort, wo die Erde jene greulichen Amphibien nicht beherbergt. Ich gedenke in die Berge zu reisen — nach Dardschipani."

„Jetzt, in der Regenzeit?" wandte Frau Warburton ein. „Die Reise ist beschwerlich und nicht ohne Gefahr."

„Ich hoffe auf Ihre Begleitung."

„In der That? Aber, meine beste Frau Wiedener, so gerne ich Ihnen gefällig bin und so außerordentlich angenehm mir Ihre Gesellschaft ist — der Aufenthalt in dem einsamen Dardschipani hat nichts Verführerisches für mich. Ich habe mich hier in Kalkutta so eingewöhnt — Sie nehmen es mir nicht übel, wenn ich vorziehe, zu bleiben."

„Sehr wohl; es würde mir peinlich sein, wenn Sie Ihrer Neigung Zwang anthäten. Erweisen Sie mir nur den einen Liebesdienst noch, daß Sie mir zwei Diener mit meiner Garderobe so bald als möglich nachsenden. Mein Kammermädchen nehme ich mit mir."

Frau Warburton schüttelte den Kopf. „Und allein wollen Sie reisen? Thun Sie es nicht, wenn ich Ihnen rathen darf. Erstlich ist es ungebräuchlich. Doch darüber werden Sie sich hinwegsetzen. Zweitens aber steht der Distrikt von Dschettapur, den Sie kreuzen müssen, in dieser Jahreszeit fast immer größtentheils unter Wasser. Ohne den Schutz eines intelligenten, energischen Landsmannes würde ich mich dort den Palkiträgern nicht anvertrauen, zumal in der Nacht nicht."

So fest indessen war Olympia's Sinn auf den ihr bekannten Ort gerichtet, den sie gerade wegen seiner abgeschiedenen Lage gewählt hatte, daß die Bedenken der erfahrenen Freundin keinen Eindruck auf sie machten. „Der Palkidienst ist wohlgeordnet und die Behörden überwachen ihn," sagte sie unerschüttert. „In meinem Bette bin ich nicht sicherer als auf den Schultern der Kohars."

Es war etwas in der Entschlossenheit Olympia's, das Alice imponirte und sie von weiteren Einwendungen abhielt. Sie wußte, gegen solchen Eigensinn war doch nichts auszurichten. Olympia gab auch Befehl, daß kein Besuch zugelassen werden sollte. Augenscheinlich wollte sie sich davonstehlen. Und das Alles um eine Schlange, die am Ende gar nicht einmal die Absicht gehabt hatte, Jemanden etwas zu Leide zu thun.

In den Mittagsstunden fuhren nacheinander einige Wagen vor. Die Karten der abgewiesenen Besucher wurden hereingebracht; mit Spannung nahm Olympia sie entgegen, um eine nach der andern enttäuscht in die Schale zu werfen. Der Name, den sie zu lesen erwartete, trotz ihres Briefes zu lesen erwartete, befand sich nicht darunter. Er hatte sich wirklich einschüchtern lassen, der Kleinmüthige! Sie zürnte ihm, daß er ihren Befehl befolgte. Hätte er nicht noch ein letztes und dann ein allerletztes Mal einen Ansturm auf ihre Festigkeit versuchen müssen?

Sie wußte nicht, was sie wollte. Als schon der Wagen vor der Thüre hielt, der sie zum Bahnhof führen sollte, schwebte es ihr auf den Lippen: „Ich bleibe!" — Doch besann sie sich; ihm hatte sie ihr Wort gegeben; sie mußte. Wie würde er es wohl deuten, wenn sie blieb, nachdem sie ihm ihre Liebe gestanden hatte? Hieß das nicht: ich habe mich anders besonnen; ich erwarte dich; komm' und sei kühn? — Nein, und wenn alle Schleusen des Himmels sich öffneten — sie hatte keine Wahl mehr.

Auf dem Wege zum Bahnhofe kam eine neue Furcht über sie. Wenn Ramdschai ihr dort auflauerte, wenn er

sich in dem Zuge versteckte, sie verfolgte, um kurz nach ihr in ihrem Asyl zu erscheinen. Tolle Idee! Als ob er dies nöthig hätte, um zu erfahren, wohin sie reiste! Morgen, wenn er sich die Mühe gab, konnte er ihren Zufluchtsort von Frau Warburton erfragen.

Und doch: durch den dichten Schleier, der ihr Gesicht verhüllte, spähte sie ängstlich umher. Kein Europäer befand sich unter den Wartenden. Eilig bestieg sie den Wagen; von dort aus suchte sie weiter. Nein, er wagte es nicht. Doch halt: der vornehme Hindu in der Landestracht, der im letzten Augenblicke den Bahnsteig kreuzte, das Antlitz unter einem Zipfel des weißen Gewandes halb versteckt, konnte es nicht Ramdschai sein?

Ihr Herz klopfte. Da setzte sich der Zug in Bewegung. Zu spät war's, ihr Geschick zu ändern. Sie preßte die Lippen aufeinander: „Was kommen soll, geschehe!"

Vorwärts brauste der Zug, schaukelnd und schwingend auf dem schwammigen Boden des durchtränkten Delta's. In einer Stunde war die Station erreicht, wo Olympia's Weg nach Dardschipani abzweigte. Außer ihr stieg Niemand aus als ein alter Parse, eine ehrfurchtgebietende hohe Gestalt mit langem Barte.

Sie fühlte sich sicher. Ihre Zofe, ein zartes Hindumädchen von vierzehn Jahren, gesellte sich zu ihr. Das Palkiamt war im Bahnhofsgebäude; Olympia forderte von dem Vorsteher sofortige Bereitstellung von zwei Sänften mit den dazu gehörigen Leuten.

„Wohin, o Herrin?" fragte der Beamte.

„Nach Dardschipani."

„Muß es sein, o Herrin?"

„Weshalb fragst Du?" fuhr Olympia auf.

„Die Wege sind schlimm und die Flüsse breit; ich warne Dich."

„Wovor? Willst Du die Kohars schonen? — Ich bedarf ihrer; rufe sie herbei! Nimm die doppelte Anzahl, wenn Du dies für nöthig hältst."

„Es soll geschehen, Herrin."

Die Palki*) ist ein leichter Kasten aus Holz, etwa sieben Fuß lang und je drei Fuß hoch und breit. Die beiden langen Seiten haben verschiebbare Jalousien, und an den Wänden Raum für kleine Reisebedürfnisse. Den Boden bedeckt eine Matratze mit Kissen. Zwei Fuß über dem Boden gehen an den Seiten der Länge nach Bambusstangen hindurch, deren Enden auf den Schultern der Träger ruhen. Letztere bilden in Bengalen eine besondere Kaste, die Kohars, eine niedere Klasse der Sudras, und gelten den höheren Kasten als unrein. Sie gehen vollständig nackend, mit Ausnahme eines um die Hüften geschlungenen Stückes Zeug; als Schutz gegen den Druck der Palki dient ihnen ein dünnes, auf die Schulter gelegtes Tuch. Zu jeder Palki gehören zwei Gruppen von je vier Trägern, die sich gewöhnlich alle drei Stunden ablösen. Da Reisen in der Palki fast nur Nachts unternommen werden — bei Tage machen die Sonnenstrahlen den Aufenthalt in dem engen Kasten zu einer entsetzlichen Pein — so muß außerdem noch ein Fackelträger beigegeben werden.

*) Gewöhnlich in verdorbener Aussprache „Palankin" genannt.

Diese Art der Beförderung von Personen ist in Indien seit undenklichen Zeiten in Gebrauch und entspricht durchaus den Eigenthümlichkeiten des Landes. Dem Eingeborenen, der sich ja durch geduldige Ergebung auch in leicht abwendbare Uebel auszeichnet, mag eine solche Transportweise wenig beschwerlich erscheinen; der Europäer dagegen findet sie abscheulich und setzt sich den damit verbundenen Unannehmlichkeiten nur im äußersten Nothfalle aus.

Als Olympia, in der Palki ausgestreckt, endlich unterwegs war, gerüttelt und gestoßen, den Rauch der vorangetragenen Fackel einathmend, durch die rauhen, unmelodischen, nach regelmäßigen kurzen Pausen wiederkehrenden Ermunterungslaute der Kohars im Schlafe gehindert, da erschien ihre Flucht ihr als vollständig sinnlos, als ein Unternehmen, in einem Zustande von Geistesverwirrung geplant und ausgeführt. Jetzt traute sie sich die Stärke zu, Ramdschai zu widerstehen; jetzt fand sie den Brief, den sie ihm geschrieben, albern und abgeschmackt. Nur wiederholt hatte sie darin das Geständniß, daß sie ihn liebte. Welche überflüssige Thorheit! Wenn sie sich von ihm losreißen wollte — ein Blick, ein Wort hätte genügt; mit jener Eiseskälte, die sie durch Haltung und Mienen so gut um sich zu verbreiten verstand, hätte sie vermocht, ihn in denjenigen Schranken zu halten, die sie ihm anzuweisen gedachte.

Ja, wenn sie sich von ihm losreißen wollte! Dieser Wille war doch wohl nur eine flüchtige Aufwallung ihres Gefühls für Ehre und Pflicht, nicht jenes an der Wurzel

des Daseins empfundene Müssen, dem alle Lebenskräfte sich unterwerfen. Nein: sie konnte ihn nicht lassen; die Entsagung, die sie sich und ihm auferlegt hatte, sie bedeutete unerträgliches Elend.

Immer weiter ging es in die dunkle, sternlose Nacht hinein. Ein Fluß lag im Wege, weit über sein Bett getreten. Olympia fühlte, daß die Palki auf den Boden eines Fährschiffes niedergesetzt wurde; der Ruf der Träger verstummte; sie hörte das Plätschern des Wassers unter sich, um sich. Aengstlich werdend, schob sie eine der Jalousien bei Seite. Schwärzliche Fluth, leicht gekräuselt, so weit die Fackel ihren röthlichen Schein warf. Darüber hinaus nichts, nur ein unbestimmtes Grauen.

Leise unterhielten sich die Kohars mit dem Kammermädchen. „Ist etwas zu fürchten?" fragte sie argwöhnisch nach dem Mädchen hinüber.

„Nichts, Herrin. Nur klagen die Leute, der Weg sei weich und schlüpfrig. Es wird eine lange Reise werden."

Der Fluß war passirt; Olympia wurde emporgehoben; wieder ertönten die Rufe der unregelmäßig marschirenden Kohars. Ein Geräusch erhob sich, wie ein fernes Sausen und Brausen; stoßweise fuhr der Wind über die Fläche und rüttelte an den Jalousien der Palki. Die Träger wechselten rasche Bemerkungen, die Olympia nicht verstand. Sie lüftete den Vorhang und fragte, was es gebe.

„Der Wind hemmt uns," war die Antwort. „Und ein Unwetter zieht heran."

Das war schlimme Kunde. Gegen die Wassermassen, welche bei einer Entleerung der Wolken während der

Regenzeit herabzustürzen pflegen, vermochte das fugenreiche Dach der Palki keinen Schutz zu bieten.

Schon begannen schwere Tropfen dröhnend auf das Holz zu schlagen. Der Wind heulte in den Lüften; ein gelblicher Schein zuckte auf und verschwand wieder. Am Boden rollte grollender Donner hin; es war, als ob die Erde ihn erzeugte und wieder verschlänge.

Die Träger standen still und berathschlagten lebhaft, aber mit gedämpften Stimmen. Der Regen nahm zu; schon sickerten kleine Bächlein an den Innenwänden der Sänfte herab. Da erlosch plötzlich zischend die Fackel. Olympia wurde niedergelassen; dann hörte sie nichts mehr als das betäubende Prasseln des Regens auf den leichten Bretterkasten, worin sie lag. Eine Minute verharrte sie geduldig, erwartend, daß ihr irgend ein Vorschlag zur Verbesserung ihrer Lage gemacht werden würde; dann, als Niemand sich um sie bekümmerte, wurde ihr unheimlich zu Muth; sie hob die Jalousie und spähte hinaus, dem Gusse trotzend, der sofort sich in ihr Haar stürzte. Das flimmernde Leuchten der Atmosphäre gestattete ihr einen Blick in die nächste Umgebung; etwa zehn Schritte zurück entdeckte sie die Palki ihrer Dienerin, mitten auf einem morastigen Pfade; die Träger aber waren verschwunden.

Kein Zweifel: die elenden Feiglinge hatten die Flucht ergriffen, um sich irgendwo zu bergen.

(Fortsetzung folgt.)

Verräther Schlaf.

Novelle

von

Alwin Helm.

(Nachdruck verboten.)

1.

An einem Sonntag Morgen saß ich mit meiner Frau am Kaffeetisch. Wir waren damals noch ein junges Ehepaar — etwa sechs Jahre verheirathet. Für Engel freilich hielten wir uns gegenseitig nicht mehr; ich hatte längst ausgefunden, daß Ella von ihrer Aeltermutter Eva manches Menschliche geerbt hatte, und sie ihrerseits machte kein Hehl daraus, daß ich in vielen Stücken ihrem Ideal von männlicher Vollkommenheit nicht entsprach. Deshalb aber waren wir doch einander herzlich zugethan, und unser Glück stand uns außer Frage, zumal uns auch zwei muntere, prächtige Kinder bescheert worden waren, an denen ich nur auszusetzen hatte, daß sich nicht wenigstens ein Knabe darunter befand.

Wir stammten Beide aus der alten Handelsstadt unweit der See, worin ich mich, nach einem längeren Aufenthalte in Indien, als Kaufmann niedergelassen hatte, und

es fehlte uns daher nicht an Beziehungen zu mancherlei Menschen; doch standen wir nur mit Wenigen in Verkehr, da ich keinen Trieb zu der stark materiell gefärbten Geselligkeit besaß, wie sie bei uns im Schwange ist. —

Der Postbote kam und lieferte die für uns eingegangenen Sachen ab. Ich legte die Zeitung bei Seite, um mir meinen Antheil daran herauszusuchen. „Hier ist ein Couvert, das unverkennbar eine Verlobungsanzeige enthält," sagte ich zu meiner Frau. „Da! sie wird Dich näher angehen als mich."

Ella öffnete den Umschlag mit jener Spannung, welche die Frauen dergleichen Nachrichten immer entgegenbringen.

„Auguste Hennig!" rief sie aus. „Also endlich! Sie ist ein paar Jahre älter als ich, Fritz, und in keiner Beziehung hervorragend. Erinnerst Du Dich ihrer nicht? Wir trafen sie früher zuweilen bei Griesheims, als wir dort noch verkehrten. Eine kleine, unansehnliche Blondine mit furchtsamen, blaßblauen Augen, etwas scheu von Wesen, nur zuweilen begeistert auffahrend, wenn im Gespräch ein Gegenstand berührt wurde, für den sie Interesse hegte. Die Tochter des Rentners Hennig, weißt Du, desselben, der zweimal, kurz nacheinander, die Hälfte des großen Looses gewonnen hat."

Jetzt erinnerte ich mich dunkel der jungen Dame. „Wer ist denn der Glückliche, dem dieses Lotteriekind die Hand reichen will?" fragte ich.

„Es scheint ein Ausländer zu sein, ein Schwede oder Norweger dem Namen nach. Olsen Swens heißt er."

Als dieser Name so plötzlich mein Ohr traf, durchfuhr

mich ein Schreck. Ich nahm meiner Frau das Blatt aus der Hand. Da stand es wirklich: Olsen Swens. Lebhaft wurde die Erinnerung an einen Vorfall in mir wach, dessen Zeuge ich vor Jahren in fernen Meeren gewesen war, an ein Ereigniß, worin ein Olsen Swens eine dunkle Rolle gespielt hatte. Aber der Name war kein ungewöhnlicher; ohne Zweifel trugen ihn viele Norweger. Daß Jener, den ich kannte, wieder vor mir als Bräutigam einer Freundin Ella's auftauchte — das war doch eigentlich undenkbar.

Meine Frau sah mich nachdenklich an und fragte: „Was hast Du?"

„Nichts," antwortete ich. „Im ersten Augenblick kam mir der Name bekannt vor. Aber ich habe mich getäuscht."

Ella war beruhigt. „Ich habe eine Ahnung," sagte sie, „daß diese Verlobung von außerordentlichen Umständen begleitet gewesen ist. Darüber muß ich mir Gewißheit verschaffen, gleich heute am Tage. Ich bin sonst nicht neugierig, Du weißt es, Fritz. Aber in diesem Falle —"

„Wo es sich um Ahnungen handelt —" ergänzte ich.

„Ganz recht. Heute Mittag werde ich unterrichtet sein. Es kostet mich nur einen Besuch; ich weiß schon, wo ich anzuklopfen habe."

„Das wißt ihr Frauen immer, wenn euch eine Neuigkeit interessirt," bemerkte ich. „Indessen: nur zu! Ich werde hernach Deinem Berichte mit gebührender Aufmerksamkeit zuhören."

— — — — — — — — — — — —

Olsen Swens! Der fatale Name verfolgte mich unablässig, als ich vom Frühstückstische langsam nach meinem Comptoir schlenderte, um dringliche Sachen kurzer Hand zu erledigen. Ganz deutlich stand es vor mir, das bleiche, unheimliche Gesicht des Schiffbrüchigen, der in der Kabine neben der meinigen im Schlafe so Entsetzliches ausplauderte ...

Als junger Mann, der eben seine Lehrjahre beendigt hatte, befand ich mich auf dem Wege nach Kairo, um dort eine Stelle als Handlungsgehilfe einzunehmen. Auf der Ueberfahrt von Triest nach Alexandria traf der Dampfer, den ich benutzte, auf ein treibendes Boot. Ein einzelner Mann lag darin, der schwach mit den Armen winkte. Man holte ihn an Bord, gab ihm trockene Kleidung und labte ihn mit kräftiger Nahrung und feurigem Wein. Dann fragte man ihn aus, wer er sei und von welchem verunglückten Schiffe er sich gerettet habe. Er gab an, er nenne sich Olsen Swens und habe als Kapitän den „Kong Sigurd", einen Schooner, mit einer Ladung Südfrüchte nach dem Norden zu führen gehabt. Vor zwei Tagen sei sein Schiff, von einer plötzlichen heftigen Bö erfaßt, gekentert. Ihm sei es gelungen, noch im letzten Augenblicke durch einige rasche Beilhiebe die Jolle zu lösen, die er dann schwimmend erreicht habe. Seine Mannschaft sei sammt und sonders umgekommen.

Niemand hatte Ursache, die Wahrheit dieser Erzählung zu bezweifeln. Die Seeleute, die sie hörten und in das Journal unseres Dampfers einzeichneten, wußten, daß schon manches gute Schiff genau in derselben Weise zu

Grunde gegangen sei, wie, nach Angabe des Kapitäns Swens, der „Kong Sigurd“. Man wies ihm eine Kabine dicht neben der meinigen an, damit er sich durch einen tüchtigen Schlaf von den erduldeten Strapazen erholen könne.

Am nächsten Morgen in der Frühe hörte ich ihn rufen, und in dem Glauben, daß er irgend etwas bedürfe, sprang ich auf und ging zu ihm. Ich fand ihn in einem tiefen, fast todesähnlichen Schlaf. Er lag wie starr und kein Glied rührte sich an ihm; dennoch träumte er und stieß abgerissene Sätze in einem hohlen, geisterhaften Tone hervor. Dieses Schauspiel war mir so befremdlich, daß ich unwillkürlich verweilte, nicht im Geringsten daran denkend, des Schlafenden unbewußte Worte verstehen zu wollen.

Doch verstand ich sie. Während meiner Lehrlingszeit in Hamburg hatte ich mich anfangs mit dem Plane getragen, mein späteres Weiterkommen im Norden zu suchen, und demzufolge auch die norwegische Sprache studirt. Jetzt bemerkte ich mit einer gewissen Befriedigung, daß meine darin erworbenen Kenntnisse noch in mir lebendig waren. Und lediglich in der Absicht, daraufhin eine Art von Prüfung mit mir anzustellen, lauschte ich nun mit gespannter Aufmerksamkeit.

Wie vorwitzig mein Beginnen war, merkte ich nur zu bald. Olsen Swens verrieth mir Unglaubliches. Der „Kong Sigurd“ war sein eigenes Schiff, und er hatte es für eigene Rechnung mit werthlosem Ballast beladen. Dann, unterwegs, in einer stillen Nacht, während ein von ihm gewonnener Matrose die Wache hatte, bohrten die

Beiden Löcher in den Boden des Schiffes, schlossen die Luken über den Köpfen der arglos schlummernden Mannschaft und flüchteten in der Jolle von dem sinkenden Fahrzeug. Als es hell wurde, war der „Kong Sigurd" verschwunden. Noch aber besaß Swens einen Mitwisser, einen Theilhaber an dem Gewinn, den ihm die abgeschlossene hohe Versicherung einbringen sollte. Der Mann mußte beseitigt werden; auch dies lag im Plane des Verbrechers. Und noch war die Sonne nicht aus dem Meer emporgestiegen, als schon ein hinterrücks geführter Dolchstoß den Lästigen zum ewigen Schweigen gebracht hatte. Die See nahm ihn auf in ihren Schoß, und Olsen Swens triumphirte, da er, auf dem gebräuchlichen Segelwege der von Sicilien kommenden Schiffe befindlich, nicht daran zweifelte, bald aufgefischt zu werden. Doch verging der Tag, ohne daß ein Fahrzeug ihm nahe genug kam, um ihn zu bemerken. Unbarmherzig brannte die Sonne ihm auf das Haupt; schon um Mittag mußte er mit dem Wasser geizen, das die mitgenommene Kanne noch enthielt. Von der Nahrung zu genießen, die zuletzt von dem Ermordeten berührt worden war, vermochte er nicht; sie war für ihn so gut wie nicht vorhanden. Noch ein Tag auf dem Meere wie der erste, und Olsen Swens würde dem Tode, den er verdiente, in schrecklichster Gestalt anheimgefallen sein.

Die kaum sich bewegenden Lippen des Schlafenden offenbarten mir diese Schauermär in den seltsamsten Verzerrungen. Seine Phantasie sprang vor und sprang wieder zurück, hier andeutend, dort ausführend. Aber es war

eine Wiedergabe des Erlebten, die, trotz aller Verwirrung in der Zeitfolge, durchaus den Eindruck des Wirklichen machte. So fest ineinander schlossen die Glieder eines Traumes nicht. Aus dem Motiv habsüchtiger Gier entwickelte sich Schritt für Schritt die Reihe der verbrecherischen Handlungen.

Als ich Alles begriffen hatte, erwachte ich aus dem Banne schaudernder Spannung, worin ich versetzt worden war. Und nun befiel mich plötzlich die Furcht, der schreckliche Mann möchte die Augen öffnen und in meinen Mienen lesen, daß sein Geheimniß nicht mehr allein in seiner eigenen Brust ruhte. Dann aber war mein Leben in dringendster Gefahr. Zitternd zog ich mich zurück, die Thüre leise hinter mir schließend. Draußen lauschte ich mit angehaltenem Athem. Noch immer, trotz des summenden, brummenden Geräusches der Schraube, vernahm ich deutlich den monotonen Klang der Stimme von Olsen Swens. Da fühlte ich mich sicher.

Trotzdem hielt ich es, in meine Kabine zurückgekehrt, für rathsam, mich durch Vorschieben des Riegels gegen den unheimlichen Nachbar zu schützen. Dann, während ich mich ankleidete, überlegte ich, was mir zu thun obläge. Zunächst empfand ich einen wilden Drang, das Scheusal zu entlarven. Es schien mir Pflicht, dem Kapitän unseres Dampfers, als dem unbeschränkten Gebieter in dem schwimmenden Eisenhause, zu entdecken, was ich in Erfahrung gebracht hatte. Mit innerer Genugthuung malte ich mir aus, daß er sofort den Verbrecher in Eisen legen und im tiefsten Winkel seines Schiffes einschließen würde.

Dies war die Sprache des empörten Gefühls, der sittlichen Entrüstung. Hinterher kam der Verstand zu Worte. Worauf konnte ich die fürchterliche Anklage stützen, die ich im Begriff stand, gegen den vermeintlichen Schiffbrüchigen zu erheben? Auf nichts als auf Worte, die er selbst im Schlafe gesprochen, die außer mir Niemand gehört hatte. War es denn ausgemacht, daß der Kapitän mir überhaupt Glauben schenkte, mir, einem ihm unbekannten jungen Reisenden, von dessen geistiger Gesundheit er noch keinerlei Proben empfangen hatte? Durfte er, als verständiger, besonnener Mann, der Verantwortlichkeit eingedenk, mit welcher er bekleidet war, auf ein solches Zeugniß hin, wie ich es zu geben vermochte, gegen einen Unbescholtenen vorgehen? Und wenn er weder verständig noch besonnen war, dann wog seine Sympathie für den verunglückten Berufsgenossen, den er als Gast beherbergte, jedenfalls schwerer als sein Vertrauen zu mir, dem reisenden jungen Kaufmanne, den er wahrscheinlich unter der Menge von seinesgleichen noch nicht einmal bemerkt hatte.

Ich wurde inne, daß es ein sehr mißlicher Handel für mich werden könnte, wenn ich meinem ersten Impulse folgte. Es wäre, Alles erwogen, sogar Leichtsinn von mir gewesen, meine zufällige Entdeckung, deren Wahrheit, den Umständen nach, überdies durch keinerlei Nachforschungen zu beweisen war, an die große Glocke zu hängen. Abgesehen von dem Verdachte krankhafter, wenn nicht gar böswilliger Erfindung, dem ich mich aussetzte, erwarb ich mir in dem Norweger einen gefährlichen Feind, der mich,

wenn sich ihm die Gelegenheit bot, gewiß nicht schonen würde.

Alle diese Gründe bestimmten mich zu dem Entschlusse, vor Jedermann zu verschweigen, was ich gehört hatte. Mochte, wenn das Schicksal dies gestattete, Olsen Swens die Frucht seiner Verbrechen ernten; ich konnte ihn nicht daran hindern.

Ich schlich mich auf Deck. Nebenan war es still; die verrätherische Stimme klang nicht mehr. Oben herrschte buntes Gewimmel; herrlich blaute der Himmel; in leichter Bewegung wogte das Meer. Wie ein Spuk, mir von bösen Geistern vorgegaukelt, erschienen mir die Schrecknisse, von denen mir soeben Kunde geworden war. Alles um mich her lachte mich an, Natur und Menschen: konnten die grauenvollen Thaten, von denen meine Seele bewegt war, wirklich geschehen sein? Kaum glaublich war's. Ich fing an, zu zweifeln, daß ein Mann Namens Olsen Swens überhaupt existirte.

Aber gegen Mittag zeigte er sich unter uns. Die Reisenden drängten sich um ihn, Herren und Damen, und hingen an seinem Munde. Vom Verluste seines Schiffes, von seiner entbehrungsvollen Fahrt in der Nußschale von Boot mußte er erzählen; ich las es in den Gesichtern seiner Zuhörer. Ich selbst blieb ihm fern; das alte Grauen durchrieselte mich wieder. Und doch: jetzt, da seine Augen offen lagen, und seine Lippen frei sich regten, zeigten seine Züge nichts Abschreckendes. Vielmehr herrschte in denselben der Ausdruck einer sanften Melancholie vor, eines sinnenden, träumerischen Wesens. Einen Skandinavier

würde man nicht in ihm erkannt haben; dunkel war das kurzgeschnittene, leicht gewellte Haar, dunkel und glänzend der jetzt wohlgepflegte Bart. Er war eher klein als groß, eher zierlich als derb — kurz, in allen Stücken so ziemlich das Gegentheil eines Mannes, dem dasjenige zuzutrauen ist, dessen er sich selbst geziehen hatte.

Der Zufall wollte, daß ihm bei Tisch sein Platz neben mir angewiesen wurde. Eine Unterhaltung mit ihm zu beginnen war mir unmöglich; schweigend aß ich und betrachtete in den Pausen mit immer neuem Staunen die feinen weißen Hände meines unheimlichen Nachbars, welche Messer und Gabel mit einer gewissen koketten Geschicklichkeit handhabten, ganz anders, wie dies von einem Seemanne zu erwarten war, der doch als Befehlshaber eines nur kleinen Fahrzeuges bei rauhem Wetter Hand mit anlegen mußte und sich schwerlich oft in feinerer Gesellschaft bewegte.

Nach einiger Zeit redete er mich an, in deutscher Sprache, deren er vollständig mächtig war. Er entschuldigte mit Lächeln seinen großen Appetit bei mir, indem er darauf hinwies, daß er das am gestrigen Tage Versäumte nachzuholen habe. Seine Stimme klang jetzt weich und melodisch; seine Rede floß geschmeidig dahin, wie mit Oel gesalbt. Ich mußte antworten, doch that ich es kurz und abweisend. Swens sah mich befremdet an und wandte sich dann nach der anderen Seite, wo er mehr Entgegenkommen fand. Doch machte er später noch einen Versuch der Annäherung, ohne mehr Glück damit zu haben als mit dem ersten, da es mir kaum möglich war, die erforder-

liche Höflichkeit zu einer kurzen Antwort aufzubringen. Der Norweger mußte nunmehr im Klaren darüber sein, daß ich jede Bekanntschaft mit ihm ablehnte. Er richtete auch nicht wieder das Wort an mich; dagegen glaubte ich zu bemerken, daß er mich verschiedene Male von der Seite musterte, wahrscheinlich versuchend, den Grund meines Verhaltens gegen ihn zu errathen. Dies konnte mir gleichgiltig sein; Unruhe verursachte mir dagegen doch, daß er nach Tisch, wie ich zufällig bemerkte, sich bei dem Steward nach mir erkundigte. Von ihm erfuhr er jedenfalls, daß ich meine Schlafstelle neben der seinigen hatte. Ein böses Gewissen macht mißtrauisch. Wenn Olsen Swens wußte, daß er die Gewohnheit hatte, im Schlafe zu sprechen, dann war es nicht unmöglich, daß er auf Vermuthungen gerieth, die der Wahrheit ziemlich nahe kamen.

Ich mied ihn für den Rest des Abends; doch mußte ich, einem unerklärlichen Gefühle der Anziehung folgend, immer wieder aus der Ferne die Blicke zu ihm wenden. O, er war ein begehrter Mann, dieses Ungeheuer unter der Maske eines elegisch angehauchten Stutzers; namentlich die Damen fanden ihn interessant und umdrängten ihn, ihre Bewunderung kaum verhehlend. Immer hatte er eine Gruppe dieser neugierigen, warmherzigen, leicht entzündbaren Wesen um sich, die ihn als Helden feierten. Eigenthümlich war es, daß fast jedesmal, wenn ich hinübersah, sein Blick dem meinigen begegnete.

Als ich mich, ziemlich zeitig, in meine Kabine zurückzog, befand sich Olsen Swens im Zimmer des Kapitäns, der ihn, wie ich hörte, eingeladen hatte, einige Flaschen

Wein mit ihm auszustechen. Ich versäumte nicht, den Riegel an meiner Thüre vorzuschieben, und that, einer geheimen Furcht nachgebend, noch ein Uebriges für meine Sicherheit, indem ich meinen Koffer mit aufgeschlagenem Deckel als Bollwerk vor den Eingang stellte und schließlich mir meinen Revolver zur Hand legte.

Ich mochte etwa zwei Stunden geschlafen haben, als ich unter dem Eindruck erwachte, daß Jemand sich an meiner Thüre zu schaffen machte. Einige Sekunden lang hörte ich nichts, dann aber bewegte sich die Klinke mit deutlich wahrnehmbarem Geräusch. Ich griff nach dem Revolver und wartete klopfenden Herzens, ob ein weiterer Versuch gemacht werden würde, bei mir einzudringen. Ein Knacken von Holz war das nächste, was ich hörte; Jemand versuchte, von außen meine Thüre zu sprengen. Zum ersten Male ohne Erfolg, dann aber begann die eiserne Krampe des Riegels zu knirschen, als ob sie sich löse. „Wer ist da?“ schrie ich, das Bett verlassend, so rasch ich konnte. Ich erhielt keine Antwort. Und nun, in der herrschenden Dunkelheit unfähig, zu erkennen, ob der Einbrecher nicht etwa schon Zugang zu mir gewonnen habe, vielleicht sogar schon in meiner unmittelbaren Nähe sich befinde, wurde ich von einer besinnungslosen Furcht ergriffen und feuerte zweimal in der Richtung des Eingangs.

Draußen hörte ich einen halb unterdrückten Fluch, dann ein zorniges Auflachen. „Zum Henker, wer übt sich hier Nachts im Schießen?“ Es war die Stimme Olsen Swens.

Eilends machte ich Licht. Die Kajütenwache eilte herbei, von oben kam der dienstthuende Offizier. Swens erklärte, von dem reichlich genossenen Weine etwas benebelt, habe er seine Kabine links anstatt rechts gesucht. Als er dort Widerstand gefunden, sei er mit der Hartnäckigkeit eines Bezechten, der in seinem Rechte zu sein glaube, dazu geschritten, sich mit Gewalt Eingang zu verschaffen.

Inzwischen hatte ich meine Thüre geöffnet, und nun wandte er sich zu mir, um Entschuldigung bittend, daß er meine nächtliche Ruhe gestört habe. Mit leichtem Spotte fügte er hinzu, daß das von mir gewählte Mittel, ihn auf seinen Irrthum aufmerksam zu machen, etwas drastisch gewesen sei und ihm leicht eine unangenehme Wunde habe eintragen können. Dabei wies er auf zwei Löcher in der Thürfüllung, etwa in Brusthöhe, welche die von mir abgefeuerten Kugeln gerissen hatten.

Ich machte geltend, daß ich ihn angerufen hätte. Davon indessen wollte er nichts gehört haben. Zu dem Offizier sich wendend, bemerkte er spöttisch: „Der Herr scheint zum ersten Male in der Fremde zu sein; er wittert noch beständig Räuber und Mörder. Ich würde ihm rathen, sein Schießgewehr künftig nur in Fällen wirklicher Gefahr zu verwenden."

Der Offizier, der die Wahrheit von Swens' Aussagen nicht bezweifelte, ertheilte mir einen scharfen Verweis, den ich ruhig hinnehmen mußte. Eine Anzahl von Passagieren, durch meine Schüsse aus dem Schlafe geschreckt, hatte sich mittlerweile bei uns versammelt; sie vernahmen mit Entrüstung, was ich mir hatte zu Schulden kommen lassen.

Olsen Swens aber, der vom Unglück Verfolgte, er, über den von einem grausamen Geschick eine Todesgefahr nach der anderen verhängt wurde, erstrahlte in neuer Glorie. Oeffentlich beschämt, als ein vor dem ganzen Schiffspersonal Blamirter, zog ich mich zurück. Es war zum Rasendwerden.

Lange konnte ich nicht einschlafen. Nur zu fest war ich davon überzeugt, daß der Schurke von Norweger mir an's Leben gewollt hatte und jetzt, nur wenige Schritte von mir entfernt, nur durch ein paar elende Bretter von mir getrennt, weiter auf mein Verderben sann. Gegen Morgen erst wurde ich von der Müdigkeit überwältigt. Als ich erwachte, hörte ich das Arbeiten der Schraube nicht mehr, wohl aber ein wirres Getöse auf dem Deck über mir. Wir befanden uns in Alexandria, und die Ausschiffung der Passagiere hatte bereits begonnen.

Olsen Swens sah ich nicht wieder; als einer der Ersten hatte er das Schiff verlassen. Am nämlichen Tage noch setzte ich meine Reise fort. So lange ich in Alexandria weilte, war ich jeden Augenblick gewärtig, meinen Feind irgendwo vor mir auftauchen zu sehen, auf meiner Verfolgung begriffen. Erst als ich der Hauptstadt Egyptens zufuhr, begann ich, mich sicher vor ihm zu fühlen.

In Kairo zog mich ein ganz neues Leben in seine Kreise. Allmählig verblaßte in mir die Erinnerung an mein Abenteuer auf dem Mittelländischen Meer. Immer zweifelhafter wurde mir, der nun zum Manne reifte, die Richtigkeit meiner damaligen Auffassung des von mir Erlebten; immer mehr neigte ich mich zu der Ansicht, daß

mir meine Einbildungskraft einen Streich gespielt habe. Und dann, im Laufe der Jahre, vergaß ich Olsen Swens ganz. Niemals aber, zu keinem Menschen, hatte ich von ihm gesprochen, nicht einmal seiner als eines Schiffbrüchigen erwähnt, von dessen Rettung ich Zeuge gewesen sei. Zuerst gebot mir die Klugheit Schweigen, hernach scheute ich mich, die Geschichte in mir aufzustören, und endlich, wie bereits gesagt, versank auch dieses Jugenderlebniß neben manchem anderen in das Meer der Vergessenheit.

— — — — — — — — — — — —

Und nun, nach fünfzehn Jahren, tauchte jener Name mit allem Räthselhaften, was sich daran knüpfte, wieder gespenstisch vor mir auf. War dieser Olsen Swens, der da eine reiche Erbin gekapert hatte, derselbe, den ich kannte? — Diese Frage beschäftigte mich nicht wenig an jenem Sonntagsmorgen, und ich sah Mittags mit Spannung der Wiederkunft meiner Frau entgegen.

Endlich kam sie, während ich mich damit abmühte, die Kinder zu beschwichtigen, die aus Hunger unstet und verdrießlich geworden waren. Wir setzten uns zu Tisch. Wie aber kann man ein vernünftiges Wort miteinander reden, wo lebhafte Kinder, Aufmerksamkeit heischend, zum Besten geben, was ihnen gerade durch den Kopf fährt? Die häusliche Erziehung, heilige Pflicht der Eltern, ist ein beschwerliches Geschäft, das sich ihnen leider am häufigsten dann aufdrängt, wenn sie am wenigsten Neigung dazu haben.

Indessen war endlich auch der Kuchen glücklich in die

kleinen Mäuler verfüttert. Gott sei Dank! sie verlangten wieder nach ihren Spielsachen. Und nun konnte ich mich zurücklegen und mit angenommener Gleichgiltigkeit fragen: „Nun, was hast Du erkundet, Ella?"

Meine Frau dachte in diesem Augenblick an ganz andere Dinge als an die Verlobung ihrer Freundin Auguste Hennig. Sie ignorirte meine Frage, um mir mitzutheilen, daß sie, vorbehältlich meiner Genehmigung, mit Bekannten verabredet habe, wir wollten uns am Abend in dem Konzert treffen, das eine auswärtige Militärkapelle angekündigt hatte. Ich beruhigte ihr Gemüth, indem ich mein Einverständniß mit diesem Plane zu erkennen gab. Dann begann sie ihre Neuigkeiten auszukramen. „Du, Fritz, was ich gehört habe!" sagte sie, indem sie die Kuchenteller einsammelte und aufeinanderstellte. „Dieser Bräutigam von Auguste Hennig soll ein ganz alter Knabe sein, nicht weit von den Fünfzig!"

„So? Und was schadet das?" erwiederte ich. „Da herum liegen unsere besten Jahre. Wenn er nur sonst ein guter, tüchtiger Mensch ist, dann bietet gerade sein Alter eine Gewähr für das Glück Deiner Freundin."

Während ich sprach, hatte Ella eine Bürste geholt, um die Krumen auf dem Tischtuch zusammenzufegen. „Wie die Kinder Alles zurichten!" rief sie aus, eifrig arbeitend. Dann, plötzlich innehaltend: „Was Herrn Swens betrifft, so weiß man eigentlich nichts Rechtes von ihm. Sie haben sich diesen Sommer in Ems kennen gelernt, Auguste und er. Hennig war dort zur Kur, weißt Du, Fritz."

Und wieder fahndete sie mit ihrer Bürste auf ver-

einzelte Krumen, die noch das weiße Tuch verunzierten. „Thu' mir den Gefallen und setze Dich ruhig hin," bat ich ungeduldig. „Was weiß man denn überhaupt von Herrn Swens? Welchen Beruf hat er? Wo ist er ansässig? Ist er schon einmal verheirathet gewesen?"

Ella zuckte die Achseln. „Er soll sich lange in fremden Ländern umhergetrieben haben, meist im Süden. Einen festen Wohnsitz scheint er nicht zu haben. Jetzt ist er hier und wohnt bei Hennig. Wir müssen doch wohl unseren Besuch machen, Fritz!"

„Meinst Du? Und Hennig ist mit dem Schwiegersohne zufrieden?"

„Entzückt ist er von ihm. Er kann nicht ohne ihn leben. In Ems sind die Beiden unzertrennlich gewesen, schon vor der Verlobung. Es sei gar nicht unmöglich, wird gesagt, daß Hennig selbst die Verbindung herbeigeführt hat."

„Jedenfalls also," bemerkte ich, „ist Herr Swens keine Persönlichkeit gewöhnlichen Schlages. Hennig steht in dem Rufe, sich sehr schwer anzuschließen. Seit er wohlhabend geworden ist, soll er Niemandem sein Vertrauen geschenkt haben. Olsen Swens, der es gewonnen hat, muß entweder ein höchst vortrefflicher Mensch sein oder ein sehr talentvoller Schuft."

„Wie komisch Du bist, Fritz!" rief meine Frau entrüstet. „Gibt es denn nicht verwandte Naturen, die sich ganz von selbst aneinander anschließen? Warum soll dieser Herr Swens nun gleich schlecht sein? Er ist übrigens selbst vermögend und braucht also nicht auf das Geld seines Schwiegervaters zu spekuliren."

„Wer weiß, auf welche Weise er seinen Mammon zusammengerafft hat!“ warf ich ein, meines alten Bekannten gedenkend.

„Er rühmt sich, das Seinige durch harte Arbeit erworben zu haben,“ versetzte Ella, die sich allmählig immer besser unterrichtet zeigte. „Den Grund zu seinem Vermögen hat er als Schiffskapitän gelegt.“

Dieser erste direkte Hinweis auf meinen Olsen Swens fuhr mir doch in die Glieder. „Ich denke, ich werde dem Brautpaar keinen Besuch machen,“ sagte ich. „Geh' Du allein; Du kannst mich entschuldigen.“

Ella sah mich verwundert an. „Du wirst nicht so unartig sein,“ versetzte sie. „Rede Dich nur in kein Vorurtheil gegen den Herrn hinein! Du hast das so an Dir, gegen Unbekannte mißtrauisch zu sein. Herr Swens will sich später hier niederlassen; wollen wir uns denn die Thüren zu allem Umgange verrammeln?“

„Du weißt so erstaunlich viel über diesen Herrn,“ spottete ich, „daß ich auch wohl noch die Frage thun darf: wie sieht er aus?“

Ella indessen ließ sich nicht herbei, mir zu antworten. Sie erhob sich und sagte spitz: „Ich gebe mir alle Mühe, Deine merkwürdige Neugier zu befriedigen, und zum Dank machst Du Dich lustig über mich. O, ich kann auch schweigen, Fritz! Such' Dir eine andere Kundschafterin, ich wünsche gesegnete Mahlzeit!“

Damit verfügte sie sich in die Kinderstube. Mit keinem Worte kam sie während des Nachmittages auf Olsen Swens zurück. War er der Richtige, oder war er's nicht? —

Abends in dem Konzertlokal erspähte Ella sogleich den uns bekannten Direktor Baldrian nebst Frau. Lebhaft wandte sie sich zu mir um: „Dort hinten sitzen sie, Fritz, links in der Ecke! Und weißt Du, wer den Tisch mit ihnen theilt?“ Eine Pause, dann kam es triumphirend heraus: „Hennigs mit Augustens Bräutigam!“

„Den Teufel auch!“ entfuhr mir unwillkürlich.

Ella sah mich schalkhaft an. „Du armer Mann! Du wirst wohl gute Miene zum bösen Spiel machen müssen — wir sind bereits bemerkt worden.“

In der That hatte der Direktor seine lange Figur erhoben und arbeitete mit beiden Armen, wie ein optischer Telegraph.

Da ergab ich mich in mein Schicksal.

Noch immer hoffte ich, in Augustens Bräutigam einen skandinavischen Flachskopf mit breiten Schultern zu entdecken, einen Recken aus der Edda, nur im modischen Kleide des Tages. Ich konnte ihn nicht gleich sehen, als ich, unter kriegerischer Musik, anfing, mich durch der Stühle dichtgedrängte Reihen zu winden. Dann aber tauchte er plötzlich vor mir auf, als ob er aus einer Versenkung emporgeschnellt wäre. O dies Gesicht! Genau so wie damals an Bord des Mittelmeerdampfers; dieselben sanften Augen, dasselbe süßlich melancholische Lächeln um die Lippen. Dieser Mensch, trotz der auf ihm ruhenden Last seiner entsetzlichen Thaten, hatte es fertig gebracht, nicht zu altern. Keine Spur von Grau schimmerte aus dem langen, wohlgepflegten Bart; kein Haar schien oben auf der Mitte des Schädels zu fehlen, da, wo die Glatzen ihre

Heimath haben, während ich, der Jüngere, der Gerechte, mit der breiten glatten Straße auf meinem Haupte schon meinem jüngsten Nachkommen Stoff zu respektwidrigen Bemerkungen lieferte.

Flüchtig stellte meine Frau mich vor, während das Orchester Tusch blies. Die Schlange! Sie hatte ihn schon am Morgen getroffen und wußte, daß wir im Konzert ihm begegnen würden.

Mehrmals, während das Musikstück zu Ende geführt wurde, weilten Swens' Augen auf mir. Und als dann Stille eintrat, und sämmtliche Zungen sich lösten, rührte sich auch die seinige, um mir mitzutheilen, daß ich ihm bekannt vorkomme. Im Innern sein gutes Gedächtniß verwünschend, erwiederte ich kühl, daß ich mich nicht entsinnen könnte, ihn jemals gesehen zu haben. Darauf er, nochmals an mir herumstudirend: „Ich glaube nicht, daß ich mich täusche. Es muß im Süden gewesen sein — in Italien, Griechenland, Kleinasien ..."

Mir wurde unbehaglich. Ich beeilte mich, zu versichern, daß ich in keinem dieser Länder gewesen sei. Da fiel meine Frau ein: „Aber Du warst ja in Egypten, Fritz!"

Jetzt war Olsen Swens auf der richtigen Fährte. Mit einem triumphirenden Lächeln wandte er sich an meine Frau: „Ihr Herr Gemahl sollte sich doch meiner erinnern, da er auf mich geschossen hat."

Vorwurfsvoll blickte Ella mich an. „Aber Fritz, wie bist Du dazu gekommen?"

Längere Verstellung war unnütz. Ich schlug mich vor

den Kopf: „Nun fällt's mir wieder ein! Ganz richtig; Sie waren jener fremde Kapitän, der Nachts im Rausche in meine Kabine einzudringen versuchte —"

„Halt, Fritz!" unterbrach mich Ella. „Das mußt Du ausführlich erzählen."

Ehe ich indessen den Anfang für meine Erklärung fand, hatte Swens schon das Wort ergriffen. Er berichtete den Vorfall natürlich so, daß er die Lacher auf seine Seite bekam. Hennig, dessen rundes Gesicht einen stumpfsinnigen Ausdruck angenommen hatte, seit ich ihn vor einigen Monaten zuletzt sah, hing förmlich an den Lippen seines künftigen Schwiegersohnes; seine Heiterkeit über die Darstellung der Angst meiner Wenigkeit, welche Swens zum Besten gab, stand außer jedem Verhältniß zu ihrer Veranlassung und war für mich wirklich beleidigend. Auguste, die Braut, mit zur Seite hängendem Kopfe, staunte ihren Verlobten an. Mir wurde klar, wie es geschehen konnte, daß der Norweger über Vater und Tochter Macht gewann. Jenen, den die Gesellschaft als einen verrohten Patron ablehnte, unterhielt er und befreite ihn von der Langenweile, die aus der Oede seines Geistes ihn fortwährend angähnte; der guten, einfachen Tochter imponirte er, hauptsächlich kraft des Einflusses, den er auf den Vater ausübte und aus dem sie schloß, daß er ein ganz vorzügliches Wesen sein müsse.

Olsen Swens, durch den ihm gezollten Beifall ermuntert, dehnte seine Erzählung dermaßen aus, daß ihm schließlich das Orchester mit Pauken und Trompeten in die Rede fiel. Sehr zu meiner Erleichterung, da ich es

satt war, mich mit guter Miene zur Zielscheibe seiner Späße machen zu lassen. Ella flüsterte mir zu: „Glätte Deine Stirne, Fritz! Es stehen furchtbare Wolken darauf.“ Und als ich nicht gleich gehorchte, nahm sie lachend ihr Schnupftuch und strich mir damit über die Stirn. Ob ich nach dieser Operation vergnügter aussah, weiß ich nicht. That ich's, so verstellte ich mich, denn inzwischen war mein Blick auf Hennig gefallen, und ich hatte bemerkt, daß dieser idiotisch gewordene Glückspilz auf mich mit zusammengekniffenen Augen lustig herniederblinzelte, wie auf einen Hanswurst, der zu seinem Ergötzen in Bewegung gesetzt worden. Meine Galle regte sich, und ich nahm mir vor, den Herrn Norweger ein- für allemal zum Schweigen zu bringen.

Kaum war nach Beendigung des Stückes das übliche Beifallsklatschen verklungen, als ich mich zu ihm wandte und im Tone der Theilnahme sagte: „Hoffentlich haben Sie damals keine Schwierigkeit gehabt, Herr Swens, die Versicherungssumme für Schiff und Ladung zu erhalten?“

„Nicht die geringste,“ versetzte Swens unerschüttert.

Baldrian, Direktor einer Versicherungs-Gesellschaft, horchte auf. „Lag denn ein Grund zur Verweigerung der Zahlung vor?“ erkundigte er sich bei mir.

Mit einer Handbewegung verwies ich ihn an Swens.

Dieser sagte achselzuckend: „Es ist wirklich eine starke Zumuthung, meine Herren, daß ich mich nach fünfzehn Jahren noch der Einzelheiten dieses Falles erinnern soll — was seine geschäftliche Seite betrifft, meine ich. Genau genug weiß ich dagegen, daß ich mit knapper Noth dem

Tode entronnen war. In jener Zeit machte die glückliche Rettung aus Gefahr noch Eindruck auf mich — für jüngere Leute ist eine gewisse Romantik darin. Hernach stumpft sich der Sinn dafür ab; das Wunderbarste scheint natürlich. Wer zu fürchten aufgehört hat, frühstückt mit Appetit mitten unter Krokodilen."

„Prahlhans!" murmelte ich in den Bart.

„Welch' ein interessanter Mensch!" raunte meine Frau mir zu. „Du kannst mir dankbar dafür sein, daß ich Dir zur Erneuerung dieser Bekannschaft verholfen habe."

Und Ella nöthigte durch liebenswürdig zudringliche Fragen den Ritter ohne Furcht und Tadel, aus dem Schatze seiner Abenteuer zu Wasser und zu Lande einige funkelnde Steine der Bewunderung seiner Hörer darzubieten. Es war keine Frage: Olsen Swens wußte in jenen Ländern, die das Mittelländische Meer einschließen, sehr gut Bescheid; nach dem Verluste des „Kong Sigurd" mußte er dort ein recht ergiebiges Feld für fernere Beutelschneidereien gefunden haben. Und er erzählte gut. Der Schatten von fremdländischer Aussprache, der auf seiner glatt hinfließenden Rede lag, machte sie nur noch reizvoller, eindringlicher. Er gewann Beifall, ohne ihn scheinbar zu suchen. Ich sah, daß seine Braut, wenn eine seiner Geschichten sich ihrem Höhepunkte näherte, in Erregung gerieth, unruhig die Schultern bewegte und endlich, wie unwillkürlich, Swens' Arm faßte. Hennig aber verfehlte nicht, jedesmal nach dem Schlusse in den bewundernden Ausruf auszubrechen: „Famos! Immer etwas Neues! Wiederholt sich nie!" — Dabei blickte er mit seinen schwim-

menden Augen in unserem kleinen Kreise umher, als ob er hätte hinzufügen wollen: „Bin ich nicht glücklich, einen solchen Schwiegersohn zu haben?“

Nach dem Konzerte trennten wir uns gleich am Ausgange; Hennigs wandten sich nach links, wir Uebrigen nach rechts. Die Frauen gingen voran; der Direktor nahm meinen Arm wie Einer, der gern ein vertrauliches Wort schwatzen möchte. Bald kam die erwartete Frage: „Unter uns, lieber Gehring, wie denken Sie über Herrn Swens?“

„Er ist mein Mann nicht,“ entgegnete ich kurz.

„Unecht, was?“

„So vermuthe ich.“

Der Direktor ging eine Zeitlang schweigend neben mir her. „Am meisten setzt mich die Veränderung in Erstaunen, die mit Hennig vorgegangen ist,“ begann er plötzlich wieder. „Sie kennen ihn nur oberflächlich —“

„Bis heute kannte ich ihn nur von Ansehen,“ fiel ich ein.

„Das dachte ich mir. Ich aber stehe seit Jahren in Beziehungen zu ihm. Als der Glückswechsel über ihn kam, krampfte er sich zusammen, wie das Blatt einer fleischfressenden Pflanze, wenn es einen Bissen ergattert hat. Er wurde unzugänglich, mißtrauisch, schwierig in Geschäften, abstoßend im Umgange, wie das ja bei Emporkömmlingen nicht ungewöhnlich ist. Aber er blieb dabei ein nüchterner, klarer Kopf, der seine veränderte Stellung in der Welt recht wohl begriff und beflissen war, ihr Ehre zu machen. Auch trieb er als Privatmann weder auf-

fallenden Aufwand, noch verfiel er in eine üppige Lebensweise. Seit er indessen mit diesem Herrn Swens zusammengetroffen ist, was ist da aus ihm geworden! Ist er nicht — gerade heraus gesagt — in's Thierische zurückgegangen? Woher kommt das? Ich weiß nicht, was ich davon denken soll!"

Wohin mein werther Freund Baldrian eigentlich steuerte, war mir genügend klar, doch hütete ich mich, ihn in seinem Verdacht zu bestärken, weil ich nicht wünschte, von ihm zur Unterstützung seiner Ansicht gelegentlich aufgerufen zu werden. „Verfall eines Menschen, der nicht arbeitet!" bemerkte ich leichthin. „Sie kennen ja das Gesetz: Unterdrückung jedweden Strebens führt zur Entartung und zum Verlust erworbener Fähigkeiten."

„In diesem Falle steckt mehr dahinter," verharrte Baldrian. „Es handelt sich um eine reißend schnell fortschreitende Verschlechterung des Charakters, um eine moralische Versumpfung. Und das Mädchen, das bedauernswerthe Mädchen! Sie sieht nicht, was vorgeht. Der Abenteurer hat sie bezaubert wie ihren Vater. Und sie ist wirklich ein gutes, in ihrer Art sogar vortreffliches Geschöpf, das allen Menschen wohl will und das Ihrige dazu beitragen möchte, damit überall auf Erden Behagen verbreitet werde. Nur steht sie scheu und linkisch der Welt gegenüber, und wenn sie einmal den Bann ihrer Natur bricht, geschieht dies mit dem Ungestüm eines geschwollenen Stromes, der über sein enges Bett hinaus sich in's freie Land ergießt. Darüber lächeln dann die Leute, die sie nicht näher kennen, halten sie auch wohl

für ein wenig närrisch. Als Frau Swens wird sie nicht anders werden."

Das Thema war mir unangenehm. Ich sah Unheil brauen und konnte es nicht hindern. Die Waffe, die ich gegen Swens besaß, kehrte sich gegen mich, sobald ich sie anzuwenden versuchte. Machte ich im Interesse der beiden gefährdeten Menschenleben geltend, was ich von Swens wußte, dann zog ich mir unfehlbar den Ruf eines niederträchtigen Verleumders zu, wenn nicht Schlimmeres. Ablenkend sagte ich: „Es werden seltsame Ehen geschlossen. Hinter manchem Brautschleier liegt dunkles Grauen. Wir können es nicht ändern, mein lieber Baldrian; dies verzwickte Drängen, das man Liebe nennt, will einmal seine Opfer haben."

Ein trauriger Trost; aber ist es nicht so? —

„Du warst unausstehlich heut' Abend, Fritz," sagte mir hernach meine Frau unter vier Augen. „Ich glaube, Du trägst es dem unschuldigen Swens nach, daß er Dich damals auf dem Dampfer ein wenig blamirt hat. Nein, daß ein Mann doch über gekränkte Eitelkeit so schwer hinwegkommen kann! Da muß ich wirklich sagen: wir Frauen sind besser. Und was war das mit der Versicherung? Mir scheint, mein kluger Herr Gemahl, Du hast da einen stumpfen Pfeil mit wenig Geschick abgeschossen."

In der That: eine allerliebste Gardinenpredigt! „Der Abenteurer gefällt Dir wohl?" erwiederte ich. „So ein Glücksjäger im Dämmer entfernter Länder — das ist der Typus eines Helden, für den ihr Frauen von jeher geschwärmt habt. Ist ein bischen Mord und Todtschlag

dabei, um so besser. Ein Mann, der hausbacken im engen Kreise seine Pflicht und Schuldigkeit thut, der wird nur geheirathet."

Ella nahm mir diesen Ausfall nicht übel. „Nun ja," sagte sie, „ich gebe zu, daß Herr Swens eine Persönlichkeit ist, die vielleicht das volle Tageslicht nicht aushält. Er gehört in's Halbdunkel. Denk' ihn Dir einmal in einem alten Schlosse, worin es nicht recht geheuer ist, vor dem Kamin einer düsteren Halle sitzend, nur beleuchtet von der unregelmäßig lodernden Flamme, in fremdartigem Kostüm, und dann seine Geschichten vortragend — ach, Fritz, es wäre himmlisch; er würde mich wonnevoll grausen machen."

„Du poetisches Gemüth!" versetzte ich. „Male nur den Teufel nicht an die Wand!"

Aber Ella hatte ihr Vergnügen an dem unheimlichen Bilde, das sie vor sich heraufbeschworen. „Du wirst mir die Lust an den Erzählungen des Herrn Swens nicht verderben," versicherte sie.

2.

Mein alter Schiffsgenosse indessen gab meiner Frau keine weitere Gelegenheit, seine Münchhausiaden zu bewundern. Sie machte einen Besuch bei Auguste Hennig, der nach schicklicher Zeit von dieser erwiedert wurde. Swens ließ sich nicht blicken, weder im Hause seiner Braut, noch mit ihr in meiner Wohnung. „Das ist Deine Schuld, Fritz," schmollte Ella. Ich zuckte die Achseln; glaubte ich doch den Grund seiner Zurückhaltung zu kennen.

Ella sorgte indessen dafür, daß sie über die Absichten und Pläne des Brautpaares unterrichtet blieb. Im Frühjahre sollte die Hochzeit sein; Swens wollte sich in der Vorstadt ankaufen und sich ein Heim ganz nach seinem Geschmacke einrichten — etwas noch nie Dagewesenes. Bis zur Fertigstellung desselben wollte das junge Paar im Auslande umherreisen. „Wer es doch auch so haben könnte!" seufzte meine Frau. Dann hieß es, Hennig sträube sich mit Händen und Füßen gegen diese Absicht seines Schwiegersohnes, dessen Gesellschaft er nicht entbehren könne; dieser jedoch bestehe darauf, sich seine Unabhängigkeit zu wahren. Man führe im Hennig'schen Hause darüber die heftigsten Debatten. Die ganze Heirath stehe in Frage, versicherte Ella, ihre Freundin lebhaft bedauernd. „Es wird so schlimm nicht sein," entgegnete ich kühl.

Und in der That: bald darauf erfolgte die Versöhnung. Swens hatte dem Flehen des alten Herrn nicht widerstehen können; das junge Paar setzte sich großmüthig in das fertige Nest und duldete Vater Hennig als Hausgenossen. So war die Uebereinkunft. „Er hat wirklich ein gutes Herz, Fritz, dieser Herr Swens, den Du nicht leiden kannst," urtheilte meine Frau.

„Gewiß," versetzte ich ironisch. „Seine Nachgiebigkeit ist beispiellos; er ist der Wohlthäter der ganzen Familie. Vielleicht schwingt er sich sogar noch zu weiteren Opfern auf. Wir erleben es am Ende, daß er den Schwiegervater mit auf die Hochzeitsreise nimmt."

Meine Prophezeiung traf zu meiner eigenen Ueberraschung ein: vierundzwanzig Stunden nach Abreise des

jungen Paares eilte Hennig hinterher, und das Kleeblatt blieb fernerhin beisammen.

Noch glaubte ich die Reisenden abwesend, als ich eines Abends etwas am Flusse zu thun hatte. Es galt, ein Leichterfahrzeug, das ich beladen und bereits abgefertigt hatte, noch zu finden und anzuhalten. Aufmerksam die Menge der Schiffe musternd, die das Ufer säumte, schritt ich langsam am Rande des Quais hinab. So kam ich, erfolglos suchend, allmählig ganz an das Ende der Anlage und dort, noch immer die Augen nach dem Flusse gerichtet haltend, prallte ich plötzlich auf einen Mann, der beide Arme auf die Brüstung gelehnt hatte und seewärts in die Weite schaute. Er fuhr herum, ehe ich noch Zeit gehabt hatte, eine Entschuldigung zu beginnen.

Es war Olsen Swens.

Er gab keine Ueberraschung kund, als er mich so unerwartet vor sich sah. Lächelnd redete er mich an: „Sie scheinen gerade mich am allerwenigsten an diesem Ende der Welt vermuthet zu haben, Herr Gehring."

„Ich glaubte Sie noch auf der Hochzeitsreise," erwiederte ich. „Aber auch abgesehen davon, würde mir nie eingefallen sein, daß diese Gegend einen Reiz für Sie haben könnte."

In der That bot die Stelle, an der wir uns befanden, kein besonders anziehendes Bild. Einsam war es um uns her, und auch auf dem von der Fluth aufgestauten Flusse war der Verkehr fast erloschen; ein tiefbeladener Schooner, den ein kleiner, unförmlicher Schlepper an einen Löschplatz bugsirte, eine geräuschlos hin und her schießende

Dampfbarkasse waren die einzigen Gegenstände, die sich auf der blanken Fläche bewegten.

„Diese Gegend!“ rief Swens geringschätzig aus. „Ich beachte sie gar nicht. Dort in der Ferne bin ich. Sehen Sie unten am Abendhimmel die Wolken, in Gluth getaucht? Unter ihnen wogt und wallt das Meer. Auch Ihnen ist diese Vorstellung zugänglich; ich aber, ich höre es, es singt zu mir. Alte Lieder sind es, die mir oft die Seele erregt haben. Von frühester Jugend an sind sie mir vertraut; keine Musik gibt es, die dem Rauschen der Wellen gleichkommt, so eintönig es den meisten Menschen erscheinen mag.“

Welche neue Seite seines räthselhaften Wesens zeigte mir dieser Norweger plötzlich. Oder war auch diese poetische Aufwallung falsch, wie Alles an ihm, was er der Welt zeigte?

„Ihnen muß ein besonderer Sinn erschlossen sein, der bei Anderen todt ist,“ bemerkte ich etwas spöttisch.

Und er, immer noch auf die schnell wechselnden Bilder starrend, welche die untergegangene Sonne auf die Dunstmassen der Atmosphäre malte, versetzte: „Das mag wohl sein. Nicht ohne Nutzen bin ich am Wasser, auf dem Wasser groß geworden. Eingeklemmt zwischen Schären und hochragendem Gebirg war das Meer die Wiese, worauf ich als Knabe spielte. Es weben Geister darüber, die in dem, der ihrem Zauber zugänglich ist, unzerstörbare Sehnsucht schaffen. Den entronnenen Ungetreuen locken sie; Heimweh erwecken sie in seiner Brust. Es schwillt empor wie eine Quelle aus verborgenen Tiefen; unterdrücken läßt

es sich nicht. ‚Zieh' hinaus, wo die schimmernden Wasser dich heben und tragen, dich schaukeln und wiegen!' ruft es von dorther. ‚Nur auf mir ist Freiheit!' schallt der Gesang des unendlichen Meeres herüber. Er braust mir im Ohre, und ich kann ihn nicht bannen; verhallen muß er von selbst."

Er schien mich vergessen zu haben; mit dem Blick eines Geistesabwesenden schaute er in die Ferne.

In diesem fast leidenschaftlichen Ausbruch war der Klang echter Empfindung. Es war die alte Wikingernatur, die in dem Nordlandssohne durchbrach. Meer und Beute! Die Ideenverbindung seiner Ahnen! Es war unzweifelhaft auch die seinige, vielleicht vererbt auf ihn, ohne daß er's wußte.

Auf einmal wandte er sich mir zu und sagte mit veränderter Stimme: „Sie begreifen mich nicht, ich seh' es Ihnen an. Ein junger Ehemann, der noch in den Wonnen der Flitterwochen schwelgt — wie kommt der zu solcher Stimmung? Hand auf's Herz: denken Sie nicht so?"

Ich zögerte mit der Antwort. „Vielleicht," erwiederte ich endlich.

Daß ich seinen vertraulichen Ton ablehnte, mußte ihm klar sein. Er sah eine Sekunde vor sich nieder, dann hob er die Augen wieder und sagte sanft und traurig: „Sie haben etwas gegen mich, Herr Gehring."

Dieser direkte Angriff setzte mich in die peinlichste Verlegenheit. Glücklicherweise fuhr Swens fort: „Was unsere Begegnung vor fünfzehn Jahren betrifft, so wußte

ich wirklich nicht, daß ich Ihnen von daher etwas abzubitten hätte. Oder doch?"

Beinahe wäre ich über die Grenze vorsichtiger Zurückhaltung hinausgegangen, die ich mir vorgezeichnet hatte. Noch rechtzeitig besann ich mich. Ich verneinte seine Frage.

„Nun denn," sagte er mit seinem gewinnendsten Lächeln. „Und jetzt störe ich Ihre Kreise doch nicht, soviel ich weiß. Ihre Frau ist eine Freundin der meinigen; was wäre natürlicher, als daß auch wir in Eintracht miteinander verkehrten?"

Es schoß mir durch den Kopf: wenn ich nun die Hand annähme, die er mir so deutlich darbietet? Wenn ich ihm sagte, daß lediglich ein thörichtes Vorurtheil meine bisherige Haltung gegen ihn bestimmt habe? Daß ich bereit sei, dasselbe als unvernünftig fallen zu lassen? Würde er mir dann nicht sein Haus öffnen und mir Gelegenheit geben, zu erkennen, was dort im Dunkel gebraut wurde?

Der Plan leuchtete mir ein. Jedenfalls war ein solches Benehmen meinerseits ungleich besser, als mein bisheriges, das einer Feindseligkeit ohne Gründe geglichen hatte. „Gewiß wäre das natürlicher, Herr Swens," versetzte ich entgegenkommend. „Als Mann von Erfahrung wissen Sie ja, wie es zuweilen im Leben geht. Aus unbestimmten Eindrücken, die man von einer Persönlichkeit empfängt, bildet sich ein Urtheil, das hernach mit unbegreiflicher Zähigkeit festwurzelt —"

Swens unterbrach mich. „Sie können sich jede weitere Erklärung sparen," sagte er verbindlich. „Ich verstehe Sie vollkommen. Zuneigung oder Abneigung hängt manch-

mal von der Form der Nase oder des Mundes ab. Es ist seltsam, aber es ist so. Höchst erfreulich aber ist es mir, diese offene Erklärung von Ihnen zu hören."

Daran zweifelte ich nicht; ich las es in seinen Zügen. Seit jenem Zusammentreffen mit ihm im Militärkonzert und meiner thörichten Frage hatte er eine unbestimmte Furcht empfunden, daß ich, aller Wahrscheinlichkeit zum Trotz, über die Art und Weise des Unterganges des „Kong Sigurd" etwas wissen könnte. Jetzt war er beruhigt.

Wir gingen zusammen in die Stadt zurück. Ich überwand mich, im unbefangensten Tone nach dem Befinden des Herrn Hennig zu fragen.

„Das wissen Sie noch nicht?" rief Swens aus. „Seinetwegen haben wir unsere Hochzeitsreise abkürzen müssen. Der bedauernswerthe Mann!"

„Was hat sich denn ereignet?" fragte ich.

„Es ist bei ihm eine Schwäche der Bewegungsorgane eingetreten, die ihm das Gehen unmöglich macht. Wenn er nicht eine so kräftige Natur hätte, könnte man wirklich bange dabei werden. Aber er wird das Uebel schon überwinden. Es ist der Uebergang zum Greisenalter; der bringt häufig derartige Beschwerden mit sich. Nach einer Weile kommt Alles wieder in's Geleise."

So hoffnungsvoll, so sicher sprach er, als wenn er wirklich selbst glaubte, was er sagte. Es war die höchste Zeit, daß Jemand versuchte, einzugreifen.

Wir nahmen den freundschaftlichsten Abschied von einander, Swens und ich. Ich konnte nicht umhin, seine mir dargebotene Hand zu nehmen. Weich und schlaff lag

sie einen Augenblick in der meinigen. Es schien mir fast unglaublich, daß diese Hand im Stande sein sollte, einen Dolchstoß zu führen, geschweige denn das Tauwerk eines segelnden Schiffes mit festem Griffe zu fassen und zu bewegen.

3.

Zu Hause fand ich meine Frau damit beschäftigt, die Kinder zu Bett zu bringen. Wenn ich bei diesem Vorgange gegenwärtig war, pflegte ich, nach junger Väter Art, mit der kleinen Bande noch eine Weile herumzutollen, bis mir der Lärm zu arg wurde, und ich in geschickter Weise meinen Rückzug bewerkstelligte.

Gewöhnlich schaute Ella unserem Treiben lachend zu, voll Freude über ihre gesunde Brut. Diesmal nicht. Wir bekamen insgesammt mißbilligende Blicke, Alt und Jung. Endlich machte sie sich in dem Ausrufe Luft: „Wie kannst Du nur zu solchen Narrenspossen aufgelegt sein?“

Ich sah sie groß an. „Ist etwa eine öffentliche Kalamität ausgebrochen, von der ich nichts weiß?“ erkundigte ich mich. „Ist das Fleisch im Preise aufgeschlagen? Sind in der Nachbarschaft die Masern ausgebrochen? Hat eins unserer Dienstmädchen gekündigt?“

Ungehalten erwiederte Ella: „Mit Dir ist kein vernünftiges Wort zu sprechen. Du spottest über Alles, Fritz.“

Damit nahm sie mir die kleine Käthe vom Schoß und packte sie unerbittlich in ihr Bett.

Erst hernach, als wir Beide allein waren, erfuhr ich den Grund ihres ungewöhnlichen Ernstes.

„Auguste Swens war diesen Nachmittag bei mir," begann sie plötzlich.

„So? Das ist ja recht nett," versetzte ich. „Ich habe den Herrn Gemahl getroffen. Unten am Flusse, wo ich zu thun hatte. Wir haben uns gut unterhalten. Er ist doch gar nicht übel, dieser Herr Swens."

Vorwurfsvoll sah Ella mich an. „Das sagst Du, Fritz?"

„Bist Du etwa nicht meiner Meinung?"

Meine Frau schwieg.

„Nun? Und wie geht's ihr denn, der kleinen Frau?"

„Ach, das arme Geschöpf!" brach Ella aus. „Recht erbärmlich sah sie aus. Und nervöser war sie wie je."

„Sorge um ihren Vater, ich kann mir's denken."

„Du weißt also schon? Im Rollstuhl muß er sich umherfahren lassen, der arme Hennig. So weit ist's mit ihm gekommen!"

„Nun, nun, man muß nicht gleich den Muth verlieren. Swens thut's auch nicht. Wie spricht sich denn der Arzt aus?"

„Der Arzt? Hennig hat kein Vertrauen zu den Aerzten. Sie seien allesammt Schwindler und Pfuscher, behauptet er. Und Herr Swens bläst mit ihm in dasselbe Horn."

Ich pfiff leise die ersten Takte eines Trauermarsches und trommelte dazu mit den Fingern auf die Tischplatte.

„Es ist eine Dummheit," fuhr Ella erregt fort. „Leute gewöhnlicher Herkunft, wie dieser ehemalige Steinkohlen=

händler Hennig, stecken mit ihren Vorstellungen von der Heilkunde noch tief im Mittelalter. Wahrscheinlich würde Hennig eine Löwenzahnwurzel, Mitternachts auf einem Kreuzwege gegraben, gläubig verzehren."

„Daran zweifle ich nicht. Wie aber denkt Frau Auguste Swens über diese Frage?"

„Auguste war immer eigenthümlich in ihrer Auffassung der Vorgänge um sie her. In Allem sieht sie Gottes Willen. ‚Wenn der Vater abgerufen werden soll,‘ sagte sie, ‚dann muß ich mich beugen.‘ — Sie möge darauf bestehen, daß ein Arzt in's Haus komme, bat ich sie. Sie schüttelte den Kopf. Gegen den Tod sei doch kein Kraut gewachsen, meinte sie."

„Und sie liebt ihren Vater doch?"

„Ohne alle Frage," erwiederte Ella.

„Das begreife, wer's kann! Hat sie Dir über die Natur dieser Krankheit Hennig's etwas mitgetheilt, über die ersten Anzeichen derselben, über ihre spätere Entwickelung?"

„Nicht das Mindeste. Was könnte sie auch darüber aussagen? Die Gabe der Beobachtung fehlt ihr gänzlich. Und über die Vorgänge im menschlichen Organismus hat sie die Vorstellungen eines Kindes."

Nach einer Weile verstand sich Ella zu einer weiteren Eröffnung. „Ich will Dir nur sagen, Fritz, was Auguste mir noch anvertraut hat. Sie fürchtet sich vor ihrem Manne."

„Was Du sagst! Warum denn das?"

„Sie wollte nicht mit der Sprache heraus. Da fiel

mir Deine Abneigung gegen Swens ein, Fritz. Ich habe Dich bisher ausgelacht, wenn Du auf dies Kapitel kamst. Aber man sollte doch einer solchen inneren Stimme mehr Beachtung schenken, als man gemeiniglich thut."

Es paßte mir, dem selbst daran lag, in Hennig's Hause Zutritt zu gewinnen, ganz und gar nicht, daß Ella Mißtrauen gegen Swens faßte.

„Unsinn!" wies ich sie ab. „Das wäre Aberglaube. Innere Stimme! Als wenn es so etwas gäbe! Vorurtheile gibt es. Auch mein Verhalten gegen Swens entsprang einem Vorurtheile. Ich sagte Dir schon, daß ich davon zurückgekommen sei. Swens hat Gemüth. Du hättest nur hören sollen, wie schön er mir heut' Abend sein Verhältniß zur See schilderte."

Ella sah mich ungläubig an.

„Dessenungeachtet," fuhr ich fort, meiner Lobrede auf Swens mich schämend, „ist sein Widerstreben gegen ärztliche Hilfe eine Grille, die ihm ausgeredet werden muß. Ich will mein Heil versuchen, sobald ich ihn wiedersehe; inzwischen wirke Du auf Deine Freundin ein, daß sie sich zu fordern entschließt, was als Tochter ihr Recht ist."

„Auguste und fordern?" entgegnete Ella mit krauser Stirne. „Erwarte doch lieber von der Taube, daß sie auf die Mäusejagd geht. — Sie etwas gegen ihren Mann durchsetzen? Ich sage Dir: nicht einmal den Versuch dazu wird sie machen."

Ella kannte den Charakter ihrer Freundin nur zu gut. Alles, was Auguste auf wiederholtes Drängen wagte, war eine schüchterne Andeutung, daß es doch, wenn auch nur

der Leute wegen, rathsam sei, den Beistand eines Arztes in Anspruch zu nehmen. Swens, ohne ihr geradezu zu widersprechen, hatte darauf hingewiesen, daß in Hennig's Zustand bereits eine Wendung zum Bessern eingetreten sei, was in der That scheinbar der Fall gewesen war. „Weshalb gerade jetzt, wo die Natur sich selbst hilft, einen Doktor herbeizurufen, der möglicherweise Alles wieder verdirbt?" So hatte er Auguste beschwichtigt.

Ich aber traf Swens nicht wieder und hielt auch die Gefahr nicht für dringend genug, um einen Besuch bei ihm zu machen, für den mir ja eigentlich jeder glaubhafte Vorwand fehlte.

Darüber vergingen einige Wochen.

Endlich, eines Abends spät, als ich Ella aus einem Roman vorlas, den sie vor einem halben Jahre von einer Bekannten geliehen hatte, erscholl plötzlich die Glocke an der Thür unserer Wohnung kurz und laut, wie ein Angstschrei.

Wir fuhren Beide zusammen.

„Laß Du sie ein, Fritz," sagte Ella, und die Hände sanken ihr auf den Schoß.

Ich wußte recht gut, wen sie meinte, und war selbst des festen Glaubens, daß niemand Anders vor unserer Schwelle stand, als Auguste Swens. Indessen suchte ich doch Ella zu beruhigen. „Es wird ein Geschäftstelegramm sein, Kind," sagte ich, zur Thüre gehend. „Wahrscheinlich von einem hitzigen Agenten, der beim Abendschoppen noch einen Auftrag erhalten hat."

Aber es war wirklich Frau Swens, die ich einließ.

Ganz nach ihrer Art erschrak sie nun, da sie am Ziele war und mich vor sich sah, über ihre Kühnheit. „Ach, Herr Gehring, was werden Sie denken, daß ich so spät noch bei Ihnen einbreche?“ sagte sie zögernd und mit häufigen Pausen. „Ich wollte nur — Ella ist doch zu Hause?“

Da Ella bei dieser Frage sich hinter mir zeigte, hatte ich nicht nöthig, zu antworten. Auguste flog an mir vorüber, geradeswegs in die Arme meiner Frau. Gleich darauf waren die Beiden hinter der Thür des Wohnzimmers verschwunden.

Langsam ging ich in mein Zimmer, überzeugt, daß man meiner sehr bald bedürfen würde. Und in der That hatte ich kaum die Lampe zum Brennen gebracht, als Ella mich herbeirief.

„Es muß Hennig etwas zugestoßen sein,“ erklärte sie mir rasch. „Auguste vermuthet dies, da ihr Mann sie nicht zu ihm lassen will.“

Frau Swens saß auf der Kante des Sopha's, die Hände im Schoße gefaltet, den Kopf nach links geneigt, die Augen niedergeschlagen.

Ich zog einen Stuhl heran und setzte mich neben sie. „Erzählen Sie uns etwas Näheres,“ bat ich.

Wie rathlos sah sie mich an. „Ich weiß nichts,“ brachte sie kleinlaut hervor.

„Sie wissen nicht, was heute Abend vorgegangen ist, das verstehe ich. Aber von früheren Vorfällen im Verlaufe dieser Krankheit — nicht wahr, darüber können Sie doch Einiges angeben?“

Auguste schüttelte den Kopf. „Ich bin so verwirrt," flüsterte sie.

Ich mußte ihr, wie ich einsah, denken helfen.

„Gehen wir eine Strecke in der Zeit zurück," sagte ich. „Es muß da irgendwo ein Punkt sein, wo Ihnen aufgefallen ist, daß mit Ihrem Vater eine Veränderung vorging."

Auguste besann sich. „Ganz recht," erwiederte sie dann, erfreut, die gewünschte Auskunft geben zu können. „Es war in Ems. Da hatte ich einmal einen Eindruck von Papa — ja, wenn ich's nur beschreiben könnte! Wie von einem Spiegel, wissen Sie, der plötzlich blind geworden ist und kein deutliches Bild mehr zeigt. Aber Sie verstehen wohl nicht, was ich meine; ich bin so ungeschickt im Erklären." Und wie um Hilfe flehend sah sie Ella an.

„Doch, doch," beruhigte ich sie. „Herr Hennig hat damals seine Lebensweise verändert, nicht wahr? Neue Gewohnheiten angenommen? Ich meine, er war für die Freuden der Tafel, überhaupt für materielle Genüsse empfänglicher geworden?"

„Das war er wohl. Es war viel mehr die Rede von Essen und Trinken, als mir schicklich schien. Swens hat eine Vorliebe für schwere südliche Weine; damit hat er, glaube ich, Papa angesteckt."

„Sie werden sich ohne Zweifel stets frühzeitig zur Ruhe begeben haben?"

„Das thu' ich auch noch; ich habe viel Schlaf nöthig."

„Und wie lange die beiden Herren da noch bei einander saßen, ist Ihnen natürlich verborgen geblieben?"

„Es ist gewiß sehr lange gewesen; Papa konnte sich Morgens niemals recht ermuntern. Und das ist seitdem auch so geblieben, Abend für Abend."

„Und wie ist es mit Ihrem Herrn Gemahl? Hat er von diesen nächtlichen Orgien nicht zu leiden?"

„O, Swens hat eine Natur von Eisen. Dessen rühmt er sich selbst. Und es ist wahr: ich habe ihn noch nicht müde gesehen."

„Schläft er ruhig?" warf ich hin.

Bei dieser Frage schauerte sie zusammen und bedeckte das Gesicht mit den Händen. „Wie kommen Sie nur darauf?" sagte sie leise und ängstlich. „Ja, Swens schläft ruhig; er liegt unbeweglich wie ein Todter. Und das eben macht es so unheimlich."

„Was?" fragte Ella verwundert.

„Daß er im Schlafe spricht, aus seinen Träumen heraus."

„Zusammenhängend?"

„Das nicht gerade, aber doch verständlich. O, es ist schrecklich!"

Ich forschte: „Es klingt wie eine unbewußte Beichte, nicht wahr?"

„Ja, ja. Aber es klingt doch nur so. Es sind Bilder der Phantasie, die den Schlafenden aufregen, und ihr Inhalt ist es, der sich in Worten kundgibt. Dies weiß ich, und doch vergesse ich's immer wieder."

„Kennen Sie nicht das Märchen vom Verräther Schlaf?"

Erwartungsvoll blickte Auguste mich an, und auch meine Frau machte große Augen, da ich als Märchenerzähler in einem ganz neuen Charakter vor ihr erschien.

Ich erzählte: „Der Khalif Assur hatte einen Großwessier Namens Abu Sind, dem er nicht allein unbedingtes Vertrauen schenkte, sondern den er auch seiner persönlichen Freundschaft würdigte. Soviel es anging, mußte Abu Sind um ihn sein, und es schien, als ob er nicht ohne ihn leben könnte. Er überhäufte ihn mit kostbaren Geschenken und ließ ihm beinahe dieselben Ehren erweisen, deren er selber genoß. Eine geraume Zeit nahm Abu Sind die Huld seines Herrn mit geziemender Dankbarkeit entgegen und blieb sich bewußt, daß er weit über Verdienst geschätzt werde. Dann aber erlangte der Hochmuthsteufel Herrschaft über ihn. In seinen Gedanken begann er sich an die erste Stelle im Reiche zu setzen, die er glaubte weit besser ausfüllen zu können, als sein Gebieter und Freund, an dessen Handlungen er nunmehr zu tadeln fand, ja dessen Güte gegen ihn er als eine Schwäche auslegte, die eines Regenten unwürdig sei. Als er so weit gekommen war, warf er seine Augen umher und suchte nach solchen, die mit der Herrschaft Assur's unzufrieden waren. Es gelang ihm, deren eine große Anzahl zu entdecken, in der Hauptstadt und in den Provinzen, denn Assur der Gerechte, auf das Wohl seines Volkes bedacht, hatte sich viele Habgierige zu Feinden gemacht, indem er ihnen alte Vorrechte kürzte und sie zu billigem Verfahren gegen die ärmere Klasse anhielt. Langsam reifte eine Verschwörung gegen Assur heran; Abu Sind aber, der die treibende Kraft in derselben war, wälzte Tag und Nacht in seinem Kopfe den Plan herum, den Sturz seines Freundes herbeizuführen und ihm das Leben und den Thron zu nehmen.

Um diese Zeit begab es sich eines Tages, daß der Khalif mit seinem Großwessier auf die Jagd ritt, begleitet von einem einzigen treuen Diener, Namens Jussuf. Er war, gegen seine Gewohnheit, schweigsam und in sich gekehrt, denn in der Nacht hatte er eine seltsame Erscheinung gehabt. Von einem hellen Licht erwachend, sah er seinen großen Vater, den Khalifen Harun al Raschid, an seinem Lager stehen, und hörte von den Lippen des Greises die Worte: „Bewache Deine Freunde im Schlaf, wenn Du erfahren willst, was sie Dir sinnen. Der Schlaf ist ein Verräther der Heimlichkeiten." — Noch zweimal im Laufe der Nacht hatte sich derselbe Vorgang wiederholt.

Assur war nicht der Mann, eine so eindringliche Mahnung in den Wind zu schlagen. Er beschloß, während er stille dahinritt, zuerst seinen besten Freund nach seines Vaters Vorschrift zu prüfen. Bald erspähte er ein Rudel Antilopen. Bei der Verfolgung der flüchtigen Thiere verlor er sich so weit in die Wildniß, daß selbst der landeskundige Jussuf außer Stande war, sich zurechtzufinden. Darüber brach die Nacht herein, und die Jäger waren genöthigt, in einem Haine auf der bloßen Erde sich ein Lager zu suchen.

Abu Sind konnte lange Zeit nicht einschlafen. Neben sich hörte er Assur ruhig athmen, und er bedachte, daß das Leben desselben in seine Hand gegeben sei. Seine Rechte umklammerte den Griff seines Dolches, und eine wilde Mordlust ergriff ihn. Ein Sprung, ein Stoß, und es war gethan. Schon zuckten seine Muskeln, da hörte

er den leisen Schritt des treuen Jussuf in der Nähe. Mit einem unwillkürlichen Seufzer streckte er sich wieder aus.

Langsam kreisten die Sterne. Assur war von der Müdigkeit überwältigt worden und schlief. Auf einmal hörte er seines Vaters Stimme: „Erwache, Assur; das Verborgene wird offenbar!" — Und als er sich rasch ermuntert hatte, lauschte er auf die abgerissenen Worte, die aus Abu Sind's Munde kamen. Und er erkannte den bösen Geist, der in ihm Gewalt hatte, und wie er tückisch nach seinem Leben trachtete. Da wurde Assur von tiefer Trauer ergriffen. „Wenn dieser mich tödten will, den ich geliebt habe wie einen Bruder," dachte er, „wessen habe ich mich dann erst von den Anderen zu versehen, die mir ferner stehen?" — Der Geist Harun's aber antwortete ihm: „Auch Du hast gefehlt, mein Sohn. Gunst ohne Maß erzeugt Ueberhebung, und Ueberhebung gebiert Neid und Bosheit."

Assur bewegte diese Worte in seinem Herzen. Und als das erste Licht des Tages den Aufbruch gestattete, sprach er zu Abu Sind: „Allah hat mir Deine Gedanken enthüllt. Wer sie mit Dir theilt, will ich nicht wissen. Du aber bist ferner meiner Gnade unwürdig. Mein Weg kann nicht mehr Dein Weg sein. Geh' hin und verliere Dich aus meinem Reiche. Ich lösche Dich aus meinem Gedächtniß."

So redete Assur und suchte mit seinem treuen Jussuf den Weg nach Bagdad. Von Abu Sind hat man niemals etwas mehr vernommen."

Mit gespannter Aufmerksamkeit hatte Auguste mir zu-

gehört. Gemüther, wie das ihrige, sind für solche Lehren ungemein empfänglich. Die nackte Wahrheit vertragen sie nicht, die verschleierte jedoch nehmen sie gierig in sich auf — ganz wie Kinder. Auguste hatte mich verstanden deutlich verrieth es mir ihr Ausruf: „Was aber kann ich thun? Er ist ja doch mein Mann!"

Ich mußte sie wahrlich bemitleiden. Sie sollte handeln, sie mußte handeln, und Handeln war ihre Sache nicht. Daß ihres Vaters Leben bedroht war, wußte sie — wußte sie von den Lippen Desjenigen, dem es im Wege war. Vergeblich suchte sie die Bekenntnisse des Schlafenden in nichtssagende Träume umzudeuten; ihr Gefühl sagte ihr: Jener enthüllte die Wahrheit. Und die Wahrheit bedeutete Mord durch Verleitung seines Opfers zum Trunk.

Nach einer kurzen Pause stöhnte Auguste: „Ich wollte, ich wäre nie geboren!"

Da kam meine Frau ihr zu Hilfe, ohne vollständig begriffen zu haben, um was es sich handelte.

„Fritz wird Dir beistehen, wenn Du ihn darum bittest," sagte sie.

„Gewiß, soweit ich kann," bestätigte ich.

„Und was müßte ich zunächst thun?" fragte Auguste zaghaft.

Ich sah nach der Uhr. „Es ist jetzt halb Zehn. Sie müssen sich sofort mit einem Arzte in Verbindung setzen und denselben in Ihr Haus einführen. Sind Sie mit einem der hiesigen Aerzte persönlich bekannt?"

„Mit Doktor Strobel. Er hat mich durch die Kinderkrankheiten gebracht, die ich alle gehabt habe. Vor zwei

Jahren behandelte er mich zuletzt — weißt Du, Ella, damals, als ich an Schlaflosigkeit litt."

„Sehr wohl. Gegen Strobel ist nichts einzuwenden. Wollen wir gehen?"

Noch immer fand die Muthlose nicht die Kraft des Entschlusses. „Was soll ich thun?" wandte sie sich an meine Frau. „Rathe Du mir."

„Deine Kindespflicht," antwortete Ella.

Es war das richtige Wort.

„Meine Kindespflicht," wiederholte Auguste langsam. „Ja, ich muß, ich seh' es ein. Aber, Ella, es ist so schwer!"

Ella umarmte sie. „Muth, Liebste! Du siehst gewiß zu schwarz. Das Schlimmste wird selten wahr; Schwierigkeiten, vor denen man zittert, verschwinden, wenn man ihnen tapfer zu Leibe geht. Auch in Deinem Falle wird es so sein."

Augustens Züge hellten sich auf. „Er kann doch nicht tadeln, was ich aus Liebe zu meinem Vater thue," sagte sie eifrig.

„Nein, gewiß nicht," versicherten wir einstimmig.

Und merkwürdig getrost begab sie sich mit mir auf den Weg zu Doktor Strobel.

4.

Dieser erfahrene Arzt, den ich oberflächlich kannte, war ein ältlicher Herr, der von seinem ungewöhnlichen Scharfblicke schon häufige Proben gegeben hatte. Glücklicherweise trafen wir ihn zu Hause. Ich erklärte ihm in wenigen Worten, was uns herführe.

„Also Ihr Herr Vater, Frau Swens," meinte der Arzt. „Ich habe ihn neulich in einem Rollstuhl herumfahren gesehen. Das Podagra wird ihn gefaßt haben — diese uralte Plage der Wohlhabenden. Und da ist nun plötzlich etwas hinzugekommen? Eine kleine Lähmung irgendwo?"

„So vermuthe ich, doch kann ich nichts Gewisses sagen," versetzte Auguste kleinlaut.

Dabei blickte sie den stirnrunzelnden Arzt flehentlich an, mit einem Ausdrucke von Bangigkeit in den Mienen, den der erfahrene Menschenkenner nicht mißdeuten konnte.

Ich beeilte mich, zu erläutern: „Es scheint, daß Herr Swens heute Abend seiner Frau den Zutritt zu dem Kranken verwehrt hat."

„Daran hat er wahrscheinlich sehr wohl gethan," sagte Strobel. „Mancher Anblick taugt nicht für Frauen. — Und Herr Swens hat nichts über das Vorgefallene geäußert, als er Sie absandte, um meine Hilfe in Anspruch zu nehmen?"

Da Auguste stumm blieb, erwiederte ich: „Herr Swens weiß nicht, daß seine Frau zu Ihnen gegangen ist."

„Ach so — ich verstehe. In wessen Behandlung ist Herr Hennig?"

„Bis jetzt ist kein Arzt hinzugezogen worden," versetzte ich.

Strobel sah mich groß an. „Was Sie sagen! Ei, das ist ja —"

Er unterbrach sich, indem er hastig aufstand. Einige Schritte that er in das Zimmer hinein, dann kehrte er zurück und stellte sich vor Auguste hin.

„Sie berufen mich also, am Krankenbette Ihres Herrn Vaters dasjenige anzuordnen, was ich den Umständen nach für nothwendig erachte?“ fragte er ernst.

„Ja, Herr Doktor.“

„Gut; ich werde mit Ihnen gehen. In einer Minute bin ich bereit.“

Er verließ das Zimmer.

„Was habe ich angerichtet!“ jammerte Auguste. „Ein unangenehmer Auftritt ist unausbleiblich.“

Ich zuckte die Achseln. „Gewitter reinigen die Atmosphäre. Der Doktor ist Manns genug, sich Geltung zu verschaffen. Lassen Sie ihn jetzt nur gewähren: auch er steht im Dienste seiner Pflicht und wird sie erfüllen.“ —

Der Arzt war schnell bereit, und wir hasteten schweigend vorwärts, als ob wir einen fertig stehenden Eisenbahnzug zu erreichen hätten. Endlich waren wir an Ort und Stelle. Rasch durchschritt Strobel den Vorgarten und eilte die breite Treppe hinauf; hinter ihm Auguste. Die Glocke klang, die schwere Thüre schwang geräuschlos in den Angeln; die Beiden verschwanden.

Auf dem Bürgersteige war ich zurückgeblieben. Ich hatte kein Recht, in das Haus einzudringen. Ich begann langsam längs des kunstreich verschlungenen schmiedeeisernen Gitters, das Hennig's Besitzthum gegen die Straße absperrte, hin und her zu gehen. Die Front des Hauses war vollständig dunkel, als ob die Bewohner sämmtlich in friedlichem Schlummer lägen. Nicht das geringste Anzeichen davon, daß hinter den sahnefarbenen, bauschig herabwallenden Vorhängen um ein Menschenleben gespielt wurde.

Oder war vielleicht mein Argwohn, wie derjenige Augustens nur Wahn und Trug? Lag vielleicht bei Hennig nichts weiter vor, als eine selbstverschuldete Krankheit? Und war in der That Olsen Swens der aufmerksame Pfleger, als welchen er seiner Umgebung darzustellen sich bemühte?

Ich wurde irre in der beruhigenden Stille der Nacht. In dem vornehmen Stadtviertel, worin ich mich befand, wo sogar die todten Steine in Zufriedenheit und Behagen zu ruhen schienen — wie konnte da das Verbrechen eine Stätte finden?

Ueber mir wandelten die Sterne, heiter blinkend. Hier und da schwebte eine dünne, weißliche Wolke langsam vorüber. Alles klar und offen bis in den tiefsten Weltenraum hinein; nichts Unheimliches, soweit die Sinne reichten. Kein schwirrendes Nachtgevögel in den Lüften, kein räthselhafter Ton aus unsichtbarer Ferne, kein Heulen des Sturmes, kein Prasseln des Regens — nichts von alledem, was ein leichtbewegliches Gemüth mit düsteren Ahnungen geschehender entsetzlicher Dinge erfüllt. Nein: es war undenkbar, daß hier, zwanzig, dreißig Schritte von mir ein Teufel sein Wesen trieb.

Die Thurmuhren der Stadt hatten zweimal eine abgelaufene Viertelstunde verkündigt, als Doktor Strobel aus dem Hause kam. Ich trat ihm gespannt entgegen. „Nun, wie steht es?"

Er ging indessen ein Dutzend Schritte neben mir her, ehe er obenhin antwortete: „Es ist eine rechtsseitige Lähmung, die sich wahrscheinlich langsam wieder verlieren wird."

Dann schritten wir schweigend nebeneinander weiter, die ganze lange Straße zu Ende. Auf einmal begann er: „Wissen Sie etwas von dem Schwiegersohne, der sich da in Hennig's Hause eingenistet hat?"

Was sollte ich antworten? So ohne Weiteres den Doktor zum Vertrauten meiner Befürchtungen machen, das ging doch nicht an. Ich theilte ihm also nicht mehr über Swens mit, als so ziemlich stadtbekannt war. Nur glaubte ich jene Begegnung, die ich vor Jahren mit dem Norweger gehabt hatte, erwähnen zu dürfen.

Wieder schwieg Strobel eine Zeitlang. So tief war er in Gedanken, daß er in eine Nebenstraße einbog, die uns gänzlich von unserem Wege abführte. Doch mochte ich ihn nicht stören und unterließ deshalb, ihn auf seinen Irrthum aufmerksam zu machen.

Plötzlich that er die Frage: „Wie ist das Verhältniß zwischen den Gatten?"

„Auf ihrer Seite Furcht und Zittern, wie Sie ohne Zweifel bemerkt haben," erwiederte ich. „Hoffentlich ist ihr ein gelinder Empfang zu Theil geworden."

„Der denkbar beste. Herr Swens hatte gerade einen Boten an mich absenden wollen, als ich mich ihm in der Thüre des Krankenzimmers vorstellte. Er äußerte sich sehr erfreut über die vortreffliche Idee seiner Frau. Eine Centnerlast sei ihm von der Seele genommen, da er mich endlich an seiner Seite habe. Er erzählte mir, sein Schwiegervater habe sich auf das Heftigste dagegen gesträubt, mich oder irgend einen Arzt zu Rathe zu ziehen, was von ihm — Swens — seit Wochen schon Tag für

Tag dringend empfohlen worden sei. Scheint ein sehr gewandter Mann, dieser Swens. Geräth nicht leicht in Verlegenheit."

„Und lügt wie gedruckt," platzte ich heraus. „Wie? Er will sich nur Hennig's Willen in Betreff der Herbeiziehung eines Arztes gefügt haben? Hennig hat schon lange keinen eigenen Willen mehr; Hennig ist zu einer Puppe geworden, die der Herr Schwiegersohn dirigirt. Und es ist kein Anderer als Swens gewesen und nur Swens, der darauf bestanden hat, bei Hennig müsse und werde die Natur sich selber helfen."

„So? Meinen Sie?"

„Ich weiß es bestimmt. Wie aber kann die Natur heilend eingreifen, wenn ihr fortwährend entgegen gearbeitet wird? Schon vor Monaten machte Hennig in seinem ganzen Gebahren den Eindruck eines durch Trunk verwüsteten Menschen. Seitdem hat Niemand ihn daran gehindert, seinem Laster weiter zu fröhnen."

„Sehr wahrscheinlich," versetzte Strobel. „Die Vergiftung durch Alkohol ist unverkennbar."

„Und wenn Hennig auch jetzt noch fortfährt, das Gift zu sich zu nehmen?"

„Dann, mein Lieber, wird sich eines Tages, und zwar in nicht gar zu entfernter Zeit, der heutige Schlaganfall wiederholen, und der Todtengräber bekommt Arbeit."

„Das muß verhindert werden!" rief ich aus.

„Allerdings. Ich werde morgen einen Krankenwärter als Wächter an Hennig's Bett setzen."

„Damit wäre freilich Zeit gewonnen, weiter aber nichts."

„Das ist immer etwas. Unter den obwaltenden Umständen bin ich nicht berechtigt, weiter einzugreifen. Was ich argwöhne, kann ich nicht beweisen. Ich habe Herrn Swens gewarnt; ich habe ihm gesagt, geistige Getränke seien für den Kranken in seinem gegenwärtigen Zustande tödtlich. Und ich denke, er hat mich verstanden. — Aber wo sind wir denn hingerathen? Wir sind ja ganz aus unserer Richtung! Dort liegt der Westbahnhof. Wie können nur zwei nüchterne Menschen so zerstreut sein!"

Es mußte soeben ein Zug angekommen sein; einige Droschken fuhren an uns vorüber, der inneren Stadt zu. Fußgänger, mit Handgepäck beladen, folgten in geringer Anzahl. Schon hatten wir abgeschwenkt, als Strobel stillstand und sich noch einmal umwandte. Eine Gestalt, die sich näherte, hatte seine Aufmerksamkeit erregt. Es war ein untersetzter Mann, der sich auf dem breiten Fußsteige in einer Schlangenlinie vorwärts bewegte, und zwar in einer seltsam wiegenden Gangart. Unter dem linken Arme trug er ein sackartiges Bündel, in der Rechten schwang er einen derben Stock.

„Nun sehen Sie einmal dieses wunderliche Menschenkind," sagte der Doktor belustigt. „Er hat einen Doppelrausch: einen in den Beinen, den anderen im Oberkörper."

Ich betrachtete mir den Heranschwankenden. „Ihre Diagnose ist nicht zutreffend," bemerkte ich. „Es ist ein Seemann, der auf Schiffsplanken zu gehen gewohnt ist. Sehen Sie nur den Hut von geöltem Leinen, den er trägt, den jackenartigen weiten Rock, die hackenlosen Schuhe. Er wird eben abgemustert sein und seinen Lohn hier

durchbringen wollen, womit er schon den Anfang gemacht hat."

Als wir uns anschickten, unseren Weg fortzusetzen, winkte der Schiffer mit seinem Stocke und rief uns an: „Sie da, hören Sie 'mal!"

Der Doktor schien für Betrunkene ein besonderes Interesse zu haben, denn er hielt sofort inne und erwartete den Burschen.

Er war ein Mann in mittleren Jahren mit einem gutmüthig verschlagenen Gesicht — ein richtiges Exemplar jener Rasse von Seeleuten, wie sie an der Nordseeküste gedeiht. Er sei fremd in unserer Stadt und suche ein Nachtquartier, gab er an. Ob die Herren nicht so gut sein wollten und ihn zu einem Logis weisen, wie es für ihn passend sei.

Das war so ganz im Charakter dieser großen Kinder, die auf ihren Schiffen niemals für die Welt mündig werden. Da schlenderte dieser Biedermann gegen Mitternacht getrost in einer ihm fremden Stadt herum, und erfragte sich unterwegs von Unbekannten das Dach, unter dem er Schlaf finden könnte!

Wir sahen uns an, der Doktor und ich, und lächelten Beide. „Dem Manne muß geholfen werden, denk' ich," sagte Strobel. „Kommen Sie nur mit uns, Sie kursloses Fahrzeug; wir wollen Sie zu einem bequemen Hafen lootsen."

Der Schiffer gesellte sich ohne weitere Umstände zu uns, nahm sich indessen jetzt zusammen und brachte es wirklich fertig, rechtzeitig um die Laternenpfähle herumzuschwanken.

„Sie wollen sich wohl 'mal ansehen, wie man's auf dem Lande treibt?" begann Strobel, ihn auszupumpen.

„Nicht eigentlich, Herr," antwortete Jener bereitwillig. „Da wird Unsereiner doch nur ausgeplündert, an dem einen Orte fein, an dem anderen grob. Nein, deshalb hätt' ich nur unten am Hafen bleiben können. Ich habe eine Art Geschäft hier."

„Na, na, alter Freund!" scherzte der Doktor. „Dies Geschäft wird wohl ein Besuch bei einem alten Liebchen sein."

Mit einer uns unbegreiflichen plötzlichen Wildheit brach der Seemann los: „Gott straf' mich, nein, Herr! Ich hab' da mit einem alten Bekannten ein Hühnchen zu pflücken; die Geschichte ist schon lange her; ich glaubte nicht, daß mir der Patron je wieder in den Weg kommen würde. Gestern aber hörte ich zufällig, daß Einer seines Namens hier den großen Herrn spielt; den will ich mir doch morgen einmal darauf ansehen, ob er der Richtige ist. Er wird mein Gesicht wahrscheinlich vergessen haben, der Schuft; ich aber nicht das seinige, wenn ich auch nur acht Tage mit ihm auf seinem Sargschooner gefahren bin."

Der letzte Ausdruck des Zornigen erinnerte mich an den „Kong Sigurd", jenes Schiff, das Olsen Swens im Mittelländischen Meer in der Nacht hatte versinken lassen und für welches die Bezeichnung „Sargschooner" in der That außerordentlich passend war. Wie, wenn dieser Mann, der da wohl und munter neben uns herschritt, eben auf diesem „Kong Sigurd" bei seiner letzten verhängnißvollen Reise zur Mannschaft gehört hätte und gerettet worden wäre?

Dieser Gedanke veranlaßte mich, hinzuwerfen: „Es wird Kapitän Swens sein, den Sie sich ansehen wollen; auf ihn wenigstens paßt Ihre Beschreibung."

Unser seefahrender Freund blieb plötzlich stehen. „Es zwickt mich jedesmal in der Brust, wenn ich den Namen höre," sagte er, „als ob die alte Wunde brennte. Ja, Herr, so heißt mein Mann."

Mit unheimlicher Schnelligkeit hatte Doktor Strobel die Tragweite dieser unerwarteten Mittheilung erfaßt. „Das trifft sich schlecht!" rief er aus. „Das Haus, wohin ich Sie bringen wollte, ist schon geschlossen. Und auf der Thüre Generalmarsch trommeln, das wird auch nichts helfen. Wissen Sie was, mein obdachloser Freund, kommen Sie mit mir. Es steht ein nettes Kämmerchen fix und fertig bei mir. Morgen, wenn Sie ausgeschlafen haben, laß ich Sie geleiten, wohin Sie wollen. Ich hab' eine Vorliebe für Leute Ihres Berufs. Ich weiß, was ihr auf See auszustehen habt. Wenn ich Einem von euch 'mal ein bischen unter die Arme greifen kann, thu' ich's herzlich gerne."

So bieder und treuherzig hatte der Doktor gesprochen, daß sogar ich, wenn ich in des Seemanns Lage gewesen wäre, kein Bedenken getragen haben würde, die angebotene Gastfreundschaft anzunehmen. Unser Freund that es erst recht nicht.

„Das soll ein Wort sein," sagte er erfreut. „Ich danke Ihnen vielmals, Herr. Die Wahrheit zu sagen: ich bin verteufelt müde und wenig wählerisch in Betreff der Koje, in die ich gesteckt werde."

Eine Droschke, leer vom Bahnhofe kommend, rollte in diesem Augenblick an uns vorbei. Der Doktor rief sie an.

„Wenn es so mit Ihnen steht," wandte er sich an den schlaftrunkenen Gesellen, „dann soll es mir auch auf einen Wagen nicht ankommen. Eine Viertelstunde Wegs sparen wir immerhin dabei. Steigen Sie nur ein, ohne Umstände."

Und von mir verabschiedete er sich mit einem raschen, vielsagenden Händedruck, und mit den Worten: „Ich bedauere sehr, Herr Gehring, Sie allein weiter ziehen lassen zu müssen, aber dies geht vor." Dann flüsterte er mir noch zu: „Reinen Mund halten!" und kletterte eiligst seinem Schützling nach.

Der Wagen rollte davon.

Der Doktor hätte mich ganz gut eine Strecke mitnehmen können, doch so verpicht war er darauf, den alten Gefährten von Swens mit seinem Geheimniß für sich allein in Beschlag zu nehmen, daß er daran gar nicht gedacht hatte. Es war ja genügend klar jetzt, daß er während seines Besuches bei Hennig erkannt hatte, wie die Dinge standen. Aber welche Idee mochte ihm nur plötzlich durch den Kopf geschossen sein, als er sich kurzer Hand des Seemanns bemächtigte, den uns der Zufall in den Weg geworfen hatte? Ja, wenn er noch, wie ich, mit der Katastrophe des „Kong Sigurd" bekannt gewesen wäre. Aber so . . .

Nun: jedenfalls zog sich über dem Haupte von Olsen Swens eine bedenkliche Wolke zusammen, und das konnte mir schon recht sein.

5.

Am nächsten Tage, gegen Mittag, erschien Strobel auf meinem Privatcomptoir. Halb und halb hatte ich ihn erwartet.

Kaum hatte er die Thüre hinter sich geschlossen, als ich neugierig mit der Frage auf ihn einstürmte, was aus unserem seefahrenden Freunde geworden sei.

Der Doktor setzte sich bequem in dem Sessel zurecht, den ich ihm hingeschoben, und erwiederte: „Der liegt noch bei mir ruhig vor Anker. Heut' Morgen hat er mit mir gefrühstückt — es hat mich anderthalb Flaschen von meinem besten Portwein gekostet — und da hat er mir sein Herz geöffnet. Dirk Siebels heißt der Wackere. Er ist eine von jenen kosmopolitischen Kreaturen, wie sein Gewerbe sie großzieht: auf allen Meeren zu Hause, und nirgends ein Vaterland. Höher als bis zum Matrosen hat er's nicht gebracht, und als Matrose wird er schließlich sein Ende bei den Fischen finden. Er verlangt's nicht besser, und diese Aussicht bereitet ihm keine einzige trübe Minute. Insofern ist er ein Kerl, aus tüchtigem Holze geschnitzt. Im Uebrigen aber — seine Moral scheint mir etwas wackelig. Nun: das Volkslogis vorn auf den Schiffen ist ja keine Erziehungsanstalt."

Mit verändertem Tone fuhr er fort: „Unser Freund hat mir da ein Abenteuer erzählt, das er mit Hennig's Schwiegersohn vor Zeiten gehabt haben will — ich muß gestehen, daß mir der Glaube daran etwas schwer wird."

„Ueber den Untergang des ‚Kong Sigurd', nicht wahr?" fiel ich ein.

Der Doktor fuhr auf seinem Sessel empor. „Woher, in aller Teufel Namen, wissen denn Sie von dieser abscheulichen Geschichte?“

„Aus Swens' eigenem Munde.“ Und ich erzählte mein Erlebniß auf dem Dampfer vor Alexandria.

„Ein eigenthümlicher Fall,“ bemerkte Strobel. „Davon freilich hat mir Dirk Siebels nichts gesagt, daß er bei dem schurkischen Unternehmen halb Part mit seinem sauberen Kapitän gemacht hat. Nun versteh' ich auch, weshalb er nach seiner Rettung keine Anzeige erstattet hat. Sieh einmal diesen Halunken! — Aber seine Strafe hat er gehabt. Die Todesangst und die Qual, die er ausgestanden hat, während er, angeklammert an eine treibende Spiere, im Meere umherschwamm, mit einer Stichwunde in der Lunge, wird nicht gering gewesen sein. Ein Wunder ist's, daß er überhaupt davongekommen. Einige Menschen besitzen eine ganz erstaunliche Lebenskraft. Er hat mir erzählt, er sei von einer italienischen Felukke aufgefischt worden. Man hat ihn in irgend ein Hospital der Küste geschafft, und in vier Wochen ist er wieder diensttüchtig gewesen.“

„Was haben Sie mit ihm vor?“ fragte ich.

„Ich setze ihn an Hennig's Bett. Ich werde ihm das Nothwendigste anlernen und dann soll er der Krankenwärter sein, den ich zu senden versprochen habe.“

Ich erschrak doch etwas über die Kühnheit dieses Plans.

„Haben Sie auch bedacht, was daraus entstehen kann?“ wandte ich ein.

„Sie fürchten, Swens werde seinen alten Spießgesellen

erkennen. Schwerlich. Siebels will sich den Bart abnehmen und das Haar kurz scheeren, vielleicht sogar färben lassen. Ein abgetragener Anzug von mir wird bereits für ihn zurechtgemacht."

Mir wollte die Zweckmäßigkeit dieses Schrittes noch nicht recht einleuchten. „Warum denn gerade dieser?" forschte ich. „Würde nicht ein anderer guter Wärter ausreichend wachsam sein — wenn es sich darum handeln soll, wie ich doch vermuthen muß?"

„Es handelt sich um etwas Anderes, Geschätzter," versetzte Strobel überlegen. „Dem sauberen Herrn Swens soll eine Falle gestellt werden."

„Sie haben Dirk Siebels eingeweiht?"

„Ich mußte wohl. Sie hätten nur sein Entzücken sehen sollen! Mit wahrhaft diabolischer Freude ging er auf meine Idee ein. Er wird den Dummkopf gut spielen. Nichts macht geschickter zur Verstellung als der Haß."

Ich schüttelte noch immer bedenklich den Kopf.

„Wenn Sie sich nur nicht verrechnen, Doktor!" warnte ich. „Swens wird einstweilen stille liegen; Wind und Fluth haben sich gegen ihn gewandt. Ein Mann wie er überhastet nichts; er wartet seine Zeit ab."

„Meinen Sie? Ja, wenn der Kitzel nicht da wäre, Begonnenes zu Ende zu führen! Und der Aerger darüber, gestört worden zu sein, als gerade der reife Apfel mit einem letzten Stoße vom Baume geworfen werden sollte! Der besonnenste Mensch verliert leicht seine Selbstbeherrschung, wenn er endlich das Ziel nahe vor sich sieht, dem er so lange mit Anspannung aller seiner Kräfte zugestrebt

hat; er wagt und — verliert den Einsatz. Es wird bei Hennig's Schwiegersohn, raffinirt wie er ist, auch nicht anders sein."

Dies Alles als richtig zugegeben, konnte ich mich mit des Doktors Gegenmine doch nicht befreunden. Warum er nicht einfach die Staatsanwaltschaft von dem auf dem „Kong Sigurd" begangenen Verbrechen unterrichte, da er ja einen Zeugen zur Hand habe, fragte ich.

„Ich werde mich hüten," erwiederte Strobel bedächtig. „Auf diesen Zeugen kann ich keine Anklage von solcher Tragweite stützen. Nein, nein: auf diese Weise kann Swens nicht unschädlich gemacht werden. Wir müssen uns selber helfen; wir müssen uns das Material zu einer ganz anderen Anklage schaffen. Was vor fünfzehn Jahren in entlegenen Meeren passirt sein soll — glauben Sie, ein vorsichtiger Staatsanwalt würde auch nur einen Finger darum rühren? Aber was hier, an Ort und Stelle, geschieht, das ist ganz etwas anderes!"

Ich gab meinen Widerstand auf; des Doktors Plan fing an, mir einzuleuchten.

„Und nun noch eins," sagte Strobel aufstehend. „Sollte sich dasjenige ereignen, was ich erwarte — sollte also, um es mit dürren Worten zu sagen, Swens einen Versuch machen, das Leben seines Schwiegervaters zu verkürzen, dann bedarf ich Ihrer als eines Freundes der Familie Hennig. Ich werde Sie rufen oder rufen lassen, wann es auch sei, am Tage oder in der Nacht."

Ich erwiederte, daß ich jederzeit zu seiner Verfügung stehe. — — — — — — — — — — —

Wie ich Mittags zu Hause ausfand, war meine gute Frau, der ich als kluger Mann die wichtigeren Punkte meiner Unterhaltung mit Doktor Strobel am Abende vorher, sowie die Auffindung von Dirk Siebels verschwiegen hatte, bei Auguste gewesen. Sie war nicht allein von ihr, sondern auch von Swens empfangen worden. Und nun war es köstlich, zu beobachten, wie sie in ihrer Gutmüthigkeit sich von dem Erzheuchler hatte umstimmen lassen.

„Auguste ist mir einfach unbegreiflich," sprudelte sie hervor. „Sie hätte uns wahrhaftig gestern Abend den Schrecken nicht einzujagen brauchen. Und dann kommst auch Du noch dazu mit Deinem Märchen vom Verräther Schlaf! Die ganze Nacht habe ich kein Auge zugethan, so graulich war mir zu Muthe."

Dies war eine starke Uebertreibung, da Ella längst vor mir eingeschlafen war.

„Und auch heute Morgen bin ich nur mit Zittern und Zagen in das Haus hineingegangen," fuhr sie fort. „Und weshalb das Alles? Nur weil der Mann — ich meine Swens — die beklagenswerthe Schwäche hat, im Schlaf allerlei schreckliches Zeug laut zu träumen. Das ist ein Unglück, Fritz, eine Krankheit. Du solltest Gott danken, wie ich es thue, daß Du mit dergleichen nicht behaftet bist! Bedauern sollte Auguste ihren Mann, anstatt ihn bei fremden Leuten in den Verdacht zu bringen, er sei ein Verbrecher. Und daß er Hennig zum Trinken, zur Unmäßigkeit gebracht haben soll — etwas derartiges hast Du angedeutet, leugne es nur nicht, Fritz — das ist vollends lächerlich. Muß denn immer ein Anderer zum

Sündenbock gemacht werden? Unter Kindern ist das ja so; hat das Eine etwas angestiftet, so will es stets von einem Anderen dazu verführt worden sein. Aber unter Erwachsenen! Die sind doch verantwortlich für das, was sie thun. Swens kann mir ordentlich leid thun. Er ist wirklich so nett gegen seine Frau. Und er hat gleich neben dem Krankenzimmer ein Bett herrichten lassen und diese Nacht dort geschlafen, um dem armen Hennig zur Hand zu sein."

Ich dachte schon, sie sei fertig; plötzlich aber hub sie wieder an. „Daß ich's nicht vergesse, Fritz: Swens läßt Dich grüßen. Er hat sich sehr erfreut darüber ausgesprochen, daß Du ihm neulich entgegengekommen bist und rechnet sehr auf lebhaften Verkehr mit uns, sobald Hennig sich einigermaßen wieder erholt hat. Nun mußt Du auch nicht auf's Neue Allerlei erfinden und kombiniren, um ihn verdächtig zu machen, Fritz!"

Ich spielte den Beschämten; ich gelobte Besserung. O, wie froh war sie über diesen Triumph ihrer Ueberredungskunst! Den ganzen Tag blieb ich ihr „lieber Fritz".

Und am nächsten Tage — es war ein Sonntag — muthete sie mir wahrhaftig zu, sie zu Auguste zu begleiten. „Du bist dies Entgegenkommen dem Manne schuldig, dem Du so sehr Unrecht gethan hast," machte sie geltend. Ich pflichtete ihr bei und begleitete sie, allerdings nur aus Neugierde, um, wenn möglich, Swens' Urtheil über den Krankenwärter zu vernehmen.

Sie erschienen Beide, Swens und seine Frau.

„Es geht ja, Gott sei Dank, etwas besser mit unserem

lieben Patienten," erwiederte Swens auf unsere Frage. „Er kann die Finger der rechten Hand schon ein wenig wieder bewegen. Was war das für ein Schrecken, Herr Gehring! Ich hatte rein den Kopf verloren. Zum Glück that Auguste das Richtige: sie lief zu Ihnen. Und dann halfen Sie mit Rath und That, wofür wir Ihnen ewig dankbar bleiben werden."

Mit einigen höflichen Worten lehnte ich seinen Dank ab. Dann fuhr er fort: „Wir hegen in der That die besten Hoffnungen, worin uns der Doktor heute Morgen noch bestärkt hat. Und, offen gesprochen, ist es, wenn die Sache gut verläuft, gar nicht einmal ein so großes Unglück, daß mein Schwiegervater diese eindringliche Warnung erhalten hat. Er wird künftighin die Kraft finden, sich der für ihn so sehr schädlichen geistigen Getränke zu enthalten. Dies ist etwas, das ich, leider Gottes, nicht habe zu Stande bringen können, trotz meines — ich darf es wohl sagen — großen Einflusses auf Papa Hennig."

Auch Auguste, die mit ihrem Manne jetzt im besten Einvernehmen zu sein schien, äußerte sich ähnlich. Dann indessen beschwerte sie sich über den Krankenwärter Benedikt, den Strobel ausgesucht habe. Der Mensch sei gar zu dumm und unanstellig, außerdem ein ungebildeter Patron und so wortkarg, daß er einem Stummen nahe komme.

Swens lächelte mitleidig. „Sehen Sie, mein lieber Herr Gehring, so sind die Frauen!" sagte er. „Dieser Benedikt hat das Aeußere eines Bären, es ist wahr. Deshalb mißfällt er meiner Hausehre. Aber der ungeschlachte

Bursche hat sehr schätzenswerthe Eigenschaften. Vorsichtiger kann man keine zerbrechliche Waare anfassen, als er meinen Schwiegervater. Doktor Strobel hat ohne Zweifel gewußt, was er that, als er gerade diesen Mann hierher schickte."

Darin hatte Swens allerdings Recht!

Soviel war gewiß: er war mit dem Krankenwärter zufrieden und hatte ihn nicht erkannt. Zufrieden war er mit ihm, weil er ihn, genau so wie Auguste, für entsetzlich bornirt hielt, für einen Menschen, der mit keinem Gedanken über den engen Kreis seiner Pflicht hinausreicht.

Als wir das Hennig'sche Haus verlassen hatten, sagte Ella triumphirend. „Hast Du nun eingesehen, wie nahe Du daran warst, auf einen Unschuldigen den gräßlichsten Verdacht zu werfen?"

„Mein Herz ist reuig," erwiederte ich mit Pathos. „Dies Kind — kein Engel ist so rein — soll unsrer Huld befohlen sein."

Ella gab mir einen kleinen Stoß mit dem Arme.

„Du bist häßlich, Fritz," schalt sie. „Mußt Du denn Alles in's Lächerliche ziehen?"

„Ich denke nicht daran," betheuerte ich. „Ernsthafter als in diesem Augenblicke war mir nie zu Muthe."

Dies war in der That der Fall. Mein Gefühl sagte mir, daß eine Katastrophe im Hennig'schen Hause nicht lange auf sich warten lassen würde. Doch vermuthete ich deren Eintritt nicht so bald.

Am nächsten Abend, in der Dämmerung, als ich

schreibend in meinem Comptoir saß, hörte ich in der stillen Straße einen Wagen in rasendem Tempo heranrasseln und plötzlich vor dem Eingange zu dem Geschäftshause halten, worin ich im ersten Stockwerk Räume inne hatte. Unwillkürlich sprang ich zum Fenster, um nachzusehen, wer es so eilig haben möchte. Mit einem Blick erkannte ich Strobel's Wagen. Da wußte ich, daß die Entscheidung fallen sollte. Ich riß meinen Hut vom Haken und rannte die Treppe hinab.

„Kommen Sie schon?" rief Strobel mir entgegen. „Desto besser! Nun rasch hinein in die Kutsche!"

Die Pferde griffen wieder aus.

„Was ist geschehen?" fragte ich.

„Noch weiß ich's nicht," erwiederte der Arzt. „Dirk Siebels hat soeben zu mir geschickt: cito. Das war das verabredete Wort."

„Und was vermuthen Sie?"

„Daß der Herr Swens einen Versuch gemacht hat, den Lauf der Natur zu beschleunigen."

„Und wenn dem so ist, was dann?"

Strobel legte mir die Hand auf den Arm. „Ich habe in diesen Tagen darüber nachgedacht," sagte er. „Ich meine, öffentliches Aufsehen muß, wenn irgend möglich, vermieden werden. Wir wollen den Herrn zur Flucht treiben. Swens muß auf Nimmerwiedersehen verschwinden."

Ich war enttäuscht. „So glimpflich soll ein Verbrecher, wie dieser, davonkommen?" rief ich unmuthig aus.

„Ah, Sie hegen Rachegedanken!" meinte Strobel spöt-

tisch. „Nun, beruhigen Sie sich, der Bursche wird seinem Richter nicht entlaufen. Auch kommt er nicht so glimpflich davon, als Sie glauben. Dicht vor dem Hafen, wo die goldenen Früchte aufgespeichert liegen, Schiffbruch zu leiden, und wieder nackt und bloß hinausgetrieben zu werden in den Kampf um's Dasein, ist für einen Menschen vom Schlage dieses Swens peinigend genug."

Ueberzeugt war ich nicht, doch schwieg ich, bedenkend, daß es sich einstweilen doch nur um eine vorläufige Erörterung handelte.

Eine Minute später hielt der Wagen vor Hennig's Hause.

6.

Siebels hatte den ersten Tag, den er in seiner neuen Stellung verbracht, dazu benutzt, sich über seine Umgebung zu unterrichten. Er hatte einen locker geführten Haushalt vorgefunden; nichts hatte seine feste Zeit, und das Dienstpersonal lebte so ziemlich nach seiner Bequemlichkeit. Was Swens den ganzen Tag trieb, blieb ihm verborgen; sicher war er niemals vor ihm; zu jeder Zeit kam er auf seinen weichsohligen Hausschuhen in das Krankenzimmer hineingehuscht, einen Fez auf dem Kopfe, die brennende Cigarre im Munde. Niemals blieb er länger als einige Minuten; er pflegte an das Bett des Kranken zu treten, der meist schlummerte, und ihn schweigend zu betrachten, die Hände auf dem Rücken. Dann wandte er sich gewöhnlich mit einer kurzen Bemerkung an Siebels. Einmal sagte er: „Ein trauriger Fall, Benedikt! Was

sind wir Menschen!“ Ein anderes Mal: „Was ist aller Reichthum gegen die Gesundheit! Wie viel besser sind Sie doch daran, Benedikt, als dieser arme gelähmte Mann!“ — Siebels begnügte sich, zu antworten: „Jawohl, Herr,“ und ballte die Hände unter dem Tische, woran er meist lesend saß, voll von Entrüstung über den gleißnerischen Halunken, der da vor ihm schauspielerte. — Am Montag Morgen brachte ihm Swens eigenhändig eine Flasche Portwein. „Bedienen Sie sich, Benedikt!“ sagte er voller Wohlwollen. „Sie haben einen beschwerlichen Beruf. Hin und wieder eine Erquickung wird Ihnen gut thun. Geniren Sie sich nicht; es ist noch mehr im Keller.“ — Siebels verstand die Absicht des Versuchers. Er blinzelte die Flasche von der Seite an, als ob er ihresgleichen noch nie gesehen hätte. „Danke, Herr!“ erwiederte er. „Der Wein wird zu schwer sein.“ — Darauf Swens: „Schwer? Das ist ein Wein für Kranke, die in der Genesung sind. Etwas Stärkendes, Benedikt. Ein Kind kann davon trinken.“ — Und Siebels hatte schwerfällig erwiedert: „Wenn dem so ist, dann will ich ihn 'mal probiren.“ Er gedachte, am Abend die Flasche auszugießen und den Schlaf eines Betrunkenen zu heucheln.

Dazu kam es indessen nicht. Am Nachmittage erzählte der Bediente, der Siebels den Kaffee brachte, Herr Swens sei spazieren gegangen, und auch Frau Swens habe sich aus dem Hause entfernt, um Besuche zu machen. Nun gewährte das nach hinten liegende Krankenzimmer, in welches Siebels gebannt war, den Ausblick auf einen hübsch gehaltenen Garten. Siebels hatte schon verschiedene

Male verlangenden Blickes auf dieses Stückchen Freiheit hinabgesehen. Da befand sich in der einen Ecke des Gartens ein von Geisblatt umrankter Pavillon mit zierlichem Zinkdach, worin um einen kleinen Tisch niedrige Rohrsessel standen, die bequemsten Rohrsessel, die es geben konnte, mit eingebogenem Sitz und hoher, nach hinten geneigter Rücklehne. In diesem Pavillon einmal eine Pfeife rauchen zu können, dieses Gelüst war in dem alten, an den Genuß von Tabak gewöhnten Matrosen wiederholt aufgestiegen.

Jetzt, da Siebels die Herrschaft aus dem Wege wußte, dachte er, es sei die passende Zeit gekommen, um sein Sehnen zu verwirklichen. Sein Kranker war wach; mit offenen Augen lag er auf dem Rücken und schaute blöde auf die Quasten, die vorne zwischen den Bettvorhängen herabhingen. Ob Herr Hennig etwas bedürfe? fragte Siebels. Hennig rührte sich nicht. Da entwich der Matrose, leise rückwärts gehend, der Thüre zu, die gestopfte Pfeife in der Hand. „Liegen Sie hübsch stille; ich bin gleich wieder zurück." So ermahnte er in sanften Tönen den apathischen Kranken.

Einige Minuten später — und er saß wirklich in dem Pavillon, dehnte und reckte sich in einem der Sessel und paffte aus seiner kurzen Seemannspfeife nach Herzenslust, ein vergnügter Mann. „Der Henker hole dies Leben, das ich führen muß!" brummte er vor sich hin. „Wäre mir der Doktor doch nie in den Weg gelaufen! Dann hätte ich meine Abrechnung mit dem glatten Heuchler schon gehalten, und könnte heute wieder auf See sein.

Wenn's noch länger dauert als ein paar Tage, dann kündige ich und thue, was ich will. Na, die Chance, ihn bei einem neuen Schurkenstreich zu ertappen und aus dem weichen Nest hier hinauszuwerfen, die will ich jedenfalls noch haben. Eine bessere Rache könnt' ich mir nicht wünschen."

Und nun, in der erquicklichen Stille, die um ihn herrschte, stiegen in dem alten Seemanne Erinnerungen auf an die gemüthlichen Stunden auf Deck, unter Deck, wenn im Passat die Segel standen und das Schiff tagelang denselben Kurs einhielt — und Erinnerungen an wild-lustige Abende und Nächte in fernen Hafenplätzen mit Musik und Spiel und Tanz.

Auch Dirk Siebels barg in seinem Busen ein Ideal irdischer Glückseligkeit, wie wir Alle thun, Hohe und Geringe, Gute und Böse. Es war kein solches, das in der bunten Musterkarte menschlicher Lebensideale einen hohen Rang einnahm; eher das Gegentheil. Aber es war nun einmal das seinige und wirkte auf ihn genau so stark, wie löblichere Ideale auf bessere Naturen. In dem Dämmerstündchen, das Dirk Siebels da unten mutterseelenallein im Pavillon des Hennig'schen Gartens abhielt, war er so glücklich, wie die Phantasie einen Menschen gewöhnlichen Schlages nur machen kann.

Auf einmal, mitten im genußreichsten Sinnen, war es ihm, als ob er oben aus der Krankenstube, worin ein Fenster geöffnet war, ein Geräusch hörte, einen stöhnenden Ton. Erschrocken fuhr er auf, und die Pfeife entfiel seiner Hand. Er horchte. Da war derselbe Ton wieder. Nun

sprang er auf und eilte dem Hause zu. Wahrscheinlich bedeuteten die Laute, die er gehört hatte, nichts als irgend ein dumpfes Verlangen, das der Kranke auf diese Weise kundzugeben pflegte, da ihm die Sprache noch versagte. Aber es konnte doch auch sein, daß Swens sich entweder im Hause verborgen gehalten hatte oder gleich zurückgekehrt war und die Abwesenheit des Wärters sich zu Nutze gemacht hatte.

Er raffte sich kampflustig zusammen und stieg die Treppe empor. Im Hause ließ sich Niemand sehen; oben war jetzt Alles ruhig. Mit einem Gefühle der Enttäuschung näherte er sich der Thüre des Krankenzimmers. Plötzlich indessen öffnete sich dieselbe, und Swens trat ihm entgegen.

„Dies kommt auf Ihre Kappe, Benedikt!" rief Swens, die Stirne in finsteren Falten, mit starker Stimme. „Wie konnten Sie Ihren Pflegebefohlenen allein lassen? Ist das die Berufstreue, zu welcher Sie sich verpflichtet haben? Leichtsinn ist es, infamer Leichtsinn. Was daraus entstanden ist, Sie werden es zu verantworten haben!"

„Es wird wohl so schlimm nicht sein," gab Siebels phlegmatisch zur Antwort. „Lassen Sie mich nur 'mal hinein!"

Zögernd trat Swens zurück.

„Ihr Dienst hier ist zu Ende," schnob er den vermeintlichen Dummkopf an. „Packen Sie Ihre Siebensachen zusammen und trollen Sie sich aus dem Hause! Sofort! Ich kann Ihnen diesen Kranken keine Minute länger anvertrauen. Und ich werde Sie schon zu finden

wissen, falls — was Gott verhüten wolle — Ihre Untreue schlimme Folgen haben sollte!"

Die beabsichtigte Einschüchterung des Wärters mißlang dem Intriganten vollständig. Ruhig begab Siebels sich in das Zimmer und an das Bett des Kranken. Auf den ersten Blick sah er, daß mit demselben eine Veränderung vorgegangen war; sein Gesicht war geröthet, er athmete kurz und schwer.

„Er hat getrunken," sagte Siebels mit einem forschenden Blick auf Swens.

„Freilich," bestätigte dieser. „Gethan hat er, was ihm am allerschädlichsten ist. Auch Ihnen wird Strobel gesagt haben, daß geistiges Getränk Gift für ihn ist. Mein armer Schwiegervater! In die Hände eines solch' gewissenlosen Pflegers zu fallen! Ich fand ihn am Boden liegend. Er muß sich aus dem Bette gemacht haben und zu jenem Tische hingekrochen sein, auf dem er eine Flasche sah, jene unselige Flasche Portwein, die ich Ihnen heute Morgen hingesetzt habe. Zu dieser Flasche hat er sich hingequält mit der wahnsinnigen, nichts achtenden Gier eines Trinkers nach langer Fastenzeit. Er hat sie geleert bis auf den letzten Tropfen; noch hielt er sie in der Linken krampfhaft fest, ausgestreckt auf dem Teppich liegend, als ich, von der dunklen Ahnung eines Unheils getrieben, nach ihm sah. O, der ganze Vorgang steht so klar vor meinen Augen, als ob ich Zeuge desselben gewesen wäre!"

Ohne ein Wort zu erwiedern, ging Siebels zur Klingel und zog sie heftig.

Swens fuhr auf ihn los, mit geballten Fäusten. „Was

erlauben Sie sich? Sie haben Ihre Entlassung. Machen Sie, daß Sie fortkommen!“

„Der Doktor muß geholt werden,“ erinnerte Siebels unerschüttert.

„Selbstverständlich. Das jedoch ist meine Sache. Mensch, begreifen Sie denn noch immer nicht, daß Sie sich selbst den Stuhl vor die Thüre gesetzt haben? Regt sich Ihr Gewissen nicht? Liegt Ihnen eine Hornhaut über dem ganzen Körper? Herr Gott, wenn ich bedenke, was Sie durch Ihre Fahrlässigkeit angerichtet haben, wenn ich bedenke, daß jener gute alte Mann dort jeden Augenblick durch einen neuen Schlagfluß hinweggerafft werden kann, lediglich infolge Ihres Gelüstes nach einer Pfeife Tabak — wahrhaftig, ich könnte rasend werden!“

Immer noch stand er dicht vor Siebels und schrie ihn an wie wüthend.

Dieser kreuzte die Arme auf der Brust. „Doktor Strobel hat mich hierher gesetzt, und hier bleibe ich, bis er mich wegschickt,“ erklärte er mit einer Bestimmtheit, die nicht mißzuverstehen war.

„Sie sind ein unverschämter Bursche!“ rief Swens, etwas unsicher. Dann trat er zurück und sagte verächtlich: „Daß man sich mit Ihresgleichen noch herumzanken muß! Ich will ein Uebriges thun, um Sie los zu werden.“

Er holte seine Brieftasche hervor, entnahm derselben einen Hundertmarkschein und warf ihn auf den Tisch. „Da, nehmen Sie und packen Sie sich. Greifen Sie jetzt nicht zu, dann erhalten Sie keinen Pfennig. Also: entweder, oder!“

Siebels schüttelte bedächtig den Kopf. „Stecken Sie Ihren Mammon wieder ein, Herr Swens,“ sagte er. „Erstlich hab' ich das Geld nicht verdient, und zweitens darf ich meinen Posten nicht verlassen.“

Er spielte mit vielem Geschick die Rolle eines aus Vornirtheit hartnäckigen Menschen. Noch sah Swens nichts anderes in ihm.

Der Bediente trat ein.

„Laufen Sie zum Doktor,“ befahl Siebels. „Sofort! Und schonen Sie Ihre Beine nicht. Er möchte gleich hierher kommen. Cito! Merken Sie sich das Wort, das versteht er am besten. Cito — hören Sie? Und ehe Sie gehen, schicken Sie Eis herauf und lassen etwas Milch auf's Feuer setzen!“

Swens wagte nicht, diesen Anordnungen zu widersprechen, um sich keine Blöße zu geben. Bleich vor ohnmächtiger Wuth starrte er den Krankenwärter an, in dem er sich so schmählich verrechnet hatte. Dann fuhr er plötzlich mit der Hand über die Stirne, als ob ihm eine Erinnerung komme, deren er nicht ganz sicher sei. Siebels bemerkte die Bewegung und deutete sie richtig. Es drohte ihm Erkennung. Noch aber wünschte er, für Jenen Benedikt, der Krankenwärter, zu bleiben; deshalb trat er schleunig an das Bett und machte sich mit dem Kranken zu schaffen, indem er dessen Kopf hoch bettete und ihm das Hemd am Halse lockerte.

Als er sich wieder umwandte, stand Swens am offenen Fenster, ihm den Rücken zukehrend. Der Ränkeschmied überlegte, durch welchen Meisterzug er sich wieder zum Beherrscher der Lage emporschwingen könnte.

Nach einer Weile sagte er einlenkend: „Ich bin wohl etwas zu scharf gegen Sie gewesen, Benedikt. Es ist Ihnen am Ende nicht zu verdenken, daß Sie 'mal Lust auf eine Pfeife bekamen. Wenn Sie mir's nur gesagt hätten; ich würde gerne ein halbes Stündchen an Ihre Stelle getreten sein. Na, was geschehen ist, hätte ja vorher kein Mensch für möglich gehalten. Das mag Ihnen auch mit zur Entschuldigung dienen. Wenn's gut abläuft, dann können Sie meinetwegen hier bleiben; in Zukunft werden Sie schon vorsichtiger sein."

Wenn Swens erwartete, daß Siebel vor seiner Milde jetzt zu Kreuze kriechen würde, so täuschte er sich abermals. „Ich werd' es mir hernach überlegen, Herr," versetzte Siebel gänzlich ungerührt.

Das Eis wurde gebracht. Siebels zerkleinerte die Stücke und bereitete einen Umschlag für die heiße Stirne des Kranken. Swens sah ihm zu, die Hände auf dem Rücken. Es mußte ihm auffallen, daß ein gewerbsmäßiger Krankenwärter eine Verrichtung, die ihm doch häufig obgelegen haben mußte, mit unverkennbarer Ungeschicklichkeit ausführte. Sein Argwohn von vorhin regte sich wieder.

„Sie scheinen Ihren Beruf noch nicht lange betrieben zu haben," sagte er.

„Es geht, Herr," erwiederte Siebels.

„Was waren Sie früher?"

„Allerlei. Es wollte nichts so recht buttern."

Einen Augenblick schwieg Swens. Dann fragte er: „Haben Sie auch auf See gefahren?"

„Das mag wohl sein,“ erwiederte Swens, ohne aufzublicken.

„Ist wohl eine Reihe von Jahren her, wie?“

Siebels ging, ohne zu antworten, mit dem inzwischen fertig gewordenen Umschlage zum Bette und befestigte ihn auf Hennig's Kopf, so gut er konnte. Mit gespannter Aufmerksamkeit beobachtete ihn Swens.

„Das würde ich besser machen,“ sagte er.

„Es sitzt auch so, Herr,“ antwortete Siebels, seine Arbeit vollendend.

„Zwei Tauenden zusammenzuspleißen, würde Ihnen weniger Mühe machen, glaub' ich,“ bemerkte Swens mit leichtem Spott.

Unser Seemann fing an, die Geduld zu verlieren. Er wandte sich um und erwiederte unwirsch: „Das mag wohl sein, Herr. Was man in der Jugend gelernt hat, haftet am besten.“

Nun war Swens auf der Fährte. Er machte sich auf dem Tische zu schaffen, seine Finger bewegten sich mit nervöser Unruhe von einem Gegenstande zum anderen.

„Sehr richtig,“ warf er hin. „Auch mir war einst das Meer die Heimath.“

„So ist mir erzählt worden. Es ist eine fette Weide für den, der sie richtig zu begrasen versteht.“

Der spöttische Ton, in welchem der unvorsichtige Siebels diese Bemerkung machte, beseitigte den letzten Zweifel, den Swens noch über seine Person haben mochte. Jetzt wußte er, wen er vor sich hatte, und konnte auch, bei dem Scharfblick, der ihm eigen war, keinen Augenblick

sich der Täuschung hingeben, daß es etwa der Zufall gewesen sei, durch welchen gerade dieser Mann die Stelle eines Krankenwärters bei Hennig erhielt. Es bestand — dessen mußte er im Nu inne werden — ein Anschlag zu seiner Entlarvung. Und was das Schlimmste war: sein Attentat auf Hennig's Leben war durchschaut, und das dem Arzte übermittelte „Cito“ nichts anderes gewesen als ein verabredetes Zeichen, das Opfer sitze in der Falle ...

Doch selbst jetzt, als mit Blitzesschnelle die Erkenntniß der Gefahr, worin er schwebte, in Swens aufleuchtete, verließ ihn seine Geistesgegenwart nicht. Durch keine Miene, keine Bewegung verrieth er dem lauernden Siebels, was in ihm vorging. Und was er zu thun habe, war ihm sofort klar.

„Vergessen wir unseren Kranken nicht!“ sagte er plötzlich in besorgtem Tone und richtete den Blick auf das Bett, als ob dort etwas Außergewöhnliches vorgehe.

Siebels ließ sich täuschen und trat zu Hennig. Diesen Umstand benutzte Swens, um die einzige Ausgangsthüre zu gewinnen. Dieselbe öffnend, die Klinke in der Hand, höhnte er zurück: „Es ist nichts, nicht wahr? Das Eis wirkt vortrefflich? Wenn Cito kommt, lassen Sie mich wohl rufen!“

Der Schlaue triumphirte zu früh. Diese paar Worte, die er, im sicheren Vorgefühle der Rettung, nicht zu unterdrücken vermochte, schlugen zu seinem Verderben aus. Denn Siebels hatte bei dem ersten Worte schon instinktmäßig begriffen, um was es sich handelte. Swens wollte ihn einschließen und fliehen. Wenn nicht in Siebels der

alte Rachedurst gekocht hätte, dann wäre er schwerlich so flink gewesen, als er war. Mit Tigersprüngen stürzte er sich auf seinen Feind. Eine halbe Sekunde später, und Swens würde in Sicherheit vor ihm gewesen sein. Noch aber hatte er den Schlüssel nicht umdrehen können, als der Wüthende mit rasender Gewalt die Thüre gegen ihn drängte. Hin und her zwischen den kämpfenden Männern flog sie in den Angeln.

Doch war Swens auf die Dauer der Riesenkraft nicht gewachsen, die seinem Gegner aus unversöhnlichem Haß zuwuchs. Dies fühlte er bald und gab deshalb dem nächsten heftigen Drängen plötzlich nach, um Siebels zu Fall zu bringen und sich dann wenigstens vor dem direkten Angriff seines ehemaligen Opfers zu retten. Das Manöver mißlang; er selbst glitt auf dem blank gebohnten Fußboden aus, und Siebels traf mit Wucht auf ihn, während er noch taumelte. Zu Boden fallend, mußte er jeden Gedanken an Widerstand aufgeben.

Schnell wie der Wind warf Siebels sich auf den Liegenden, und ehe derselbe wußte, was mit ihm geschah, waren ihm die Handgelenke mit einem Strick zusammengeschnürt.

„So!" stieß Siebels mit inniger Genugthuung zwischen den Zähnen hervor. „Ein handliches Ende Tauwerk trägt ein guter Seemann immer bei sich. Das wissen Sie ja, Kapitän Swens. Und daß ich damit umzugehen verstehe, besser als mit einem Eisumschlag, werden Sie mir wohl zugeben."

Dann erhob er sich gemächlich und schaute befriedigt

auf seinen Gefangenen hinab. „Ich denke, für den Dolchstoß werden wir bald quitt sein, Kapitän," grinste er ihn an. „Stehen Sie nur auf. Wir bleiben zusammen, bis der Doktor kommt und das Weitere anordnet."

Er zerrte Swens in die Krankenstube. „Also der gelähmte Herr Schwiegervater ist aus dem Bette spaziert und hat sich an dem verbotenen Getränk erlabt?" höhnte er. „Was Sie nicht sagen! Und ich sollte dumm genug sein, so etwas zu glauben? Wie? Der beschränkte Benedikt sollte in's Bockshorn gejagt werden, zitternd abziehen und über das Geschehene im eigenen Interesse reinen Mund halten? Und als das nicht verfing, da sollte der arme, nach Geld lungernde Benedikt gegen ein hübsches Trinkgeld die ganze ihm vorgebetete Geschichte sich aneignen und damit Alles auf seine Kappe nehmen? — Ja, wer weiß, was ein wirklicher armer Teufel von Benedikt nicht gethan hätte! Nur ich — ich allerdings war der Unrechte. Wie denken Sie über ein paar Jahre Zuchthaus, Kapitän?"

Swens hatte sich auf einen Stuhl niedergelassen und hörte die Auslassungen seines Kerkermeisters scheinbar mit Gemüthsruhe an. Er war weit entfernt davon, sein Spiel jetzt schon verloren zu geben.

„Seid kein Narr, Dirk Siebels," begann er in leichtem Tone. „Rache ist süß; aber wer darüber den eigenen Vortheil hintansetzt, begeht eine kolossale Dummheit. Was Ihr von der anderen Seite für Eure Dienste erwartet oder was Euch bereits zugesagt ist, weiß ich nicht. Soviel aber weiß ich, daß der dort im Bett, auf dessen guten

Willen es schließlich doch ankommt, ein Erzknauser ist. Ihr werdet Euch besser dabei stehen, wenn Ihr mit mir handelt, so lang' es noch Zeit ist. Was ich vor Zeiten an Euch verbrochen habe — es ist mir, weiß Gott, schwer genug geworden, aber Noth kennt kein Gebot — das kann ich gleich mit sühnen. Schwört mir, auszusagen, was ich angegeben habe — Euch wird nichts darum geschehen — und ich will Euch so ausstatten, daß Ihr in Eurem Leben nicht mehr zu arbeiten braucht. Dies kann sofort geschehen, Zug um Zug. Ihr braucht nur mit mir zu gehen; den Schlüssel zum Geldschranke trage ich in meiner Tasche. Bei Gott! Ihr sollt es gut haben, Dirk; ein wohlhabender Mann sollt Ihr werden, ein Gutsherr irgendwo, vor dem die Leute dienern. — Kommt, Dirk; Ihr seid doch früher kein Esel gewesen."

In diesem Augenblicke geschah etwas ganz Unerwartetes. Hennig, mit dem Niemand mehr rechnete, den man wie einen hoffnungslos Stumpfsinnigen behandelte, Hennig brach in ein dumpfes Geheul aus, das entsetzlich anzuhören war. Aus seiner Lethargie erweckt durch die Vorgänge, deren Zeuge er gewesen war, hatte er das Anerbieten seines Schwiegersohnes verstanden, und empörte sich nun, so gut er konnte, gegen den Raub, der an ihm vollführt werden sollte. Auf den linken Ellenbogen hatte er sich aufgestemmt und starrte aus den roth unterlaufenen Augen angstvoll auf die beiden Zimmergenossen.

„Sie können ruhig sein, Herr Hennig," beschwichtigte Siebels den Aufgeregten. „An Ihrem Gelde hier wird sich Keiner mehr vergreifen; denn dieser hier, Ihr Schwieger=

sohn, wird an einen sicheren Ort gesetzt werden, wo er sich seinen Unterhalt selbst verdienen muß. Da Sie aber so nett angefangen haben, sich aufzurappeln, beantworten Sie mir doch einmal eine Frage: waren Sie vorhin aus dem Bette?"

Hennig schüttelte den Kopf, so gut er konnte.

„Der da hat Ihnen den Wein gegeben, nicht wahr?"

Hennig nickte.

„Na, Gewalt hat er wohl nicht anzuwenden brauchen," bemerkte Siebels. „Legen Sie sich jetzt nur wieder hin; warten Sie, ich will Ihnen behilflich sein! So! Gleich kommt der Doktor; der wird Alles in Ordnung bringen."

Swens schien sich in seine Lage gefunden zu haben. Er hielt den Blick zu Boden gesenkt und schwieg. Siebels störte ihn nicht weiter in seinen Gedanken. —

So fanden wir bei unserer Ankunft die beiden Männer. Siebels berichtete, was geschehen war, und Swens ließ ihn ruhig ausreden. Dann sagte er, sich an mich wendend: „Ich hätt' es mir denken können, daß Sie mit dabei sein würden! Aber desto besser; ich habe doch jetzt wenigstens mit Gentlemen zu thun. Sie sind wohl so gütig, meine Herren, mich von dem Strick befreien zu lassen, der doch keinen Zweck mehr hat. Durchbrennen werd' ich Ihnen nicht."

Strobel gab Siebels einen Wink. Mit sichtbarem Widerstreben gehorchte unser rachsüchtiger Freund, der am liebsten auch noch die Füße des Gefangenen zusammengeschnürt haben würde.

Als er mit dem Lösen der Knoten beschäftigt war,

raunte Swens ihm zu: „Es thut mir leid, daß ich damals nicht einen zweiten Stich an Euch gewandt habe; verdient hattet Ihr ihn reichlich.“

Dann wandte er sich in höflich geschäftsmäßigem Tone wieder an uns: „Dürfte ich fragen, welche Vorschläge mir die Herren zu machen haben?“

Strobel ärgerte sich über die Kaltblütigkeit des Verruchten. „Wir Ihnen Vorschläge?“ brauste er auf. „Nachdem Sie bei einem Mordversuche ertappt worden sind?“

Swens zuckte mit den Achseln. „Nun ja: die Herren sind doch Freunde der Familie, und als solche werden Sie Rücksicht nehmen.“

„Das wird sich finden,“ versetzte Strobel. „Eins aber will ich Ihnen vorab bemerken, damit Sie sich keinen Täuschungen über Ihre Zukunft hingeben: ich werde von dem hier Vorgefallenen Anzeige erstatten. Aus zwei Gründen. Erstens, weil es meine Pflicht ist, und zweitens, um Ihnen ein Damoklesschwert über den Kopf zu hängen.“

Swens verbeugte sich ironisch. „Darf ich erfahren, Herr Doktor, wann Sie Ihre Anzeige anbringen werden?“

Strobel zog seine Uhr heraus. „Es ist gleich Sieben,“ sagte er. „Bis gegen Zehn habe ich dringend zu thun.“

„Nur drei Stunden, ehe die Meute auf mich losgelassen wird?“ rief Swens enttäuscht. „Das ist ein lächerlich armseliger Vorsprung — so gut wie gar keiner! Bei unserem Telegraphennetz! Nein, nein, Doktor, Sie müssen etwas freigebiger sein. Bis morgen früh muß ich freie Bahn haben.“

„Sie werden sehr wohl daran thun, baldmöglichst abzureisen; denn ich verpflichte mich zu nichts," war Strobel's Antwort.

„Es kann Ihnen doch nichts daran liegen, mich ergriffen zu sehen," wandte Swens ein.

„Ich persönlich würde Sie am liebsten in den nächsten zehn Minuten der Polizei überantworten. Nur Ihrer Frau wegen thu' ich mir Gewalt an."

„Und Sie, Herr Gehring?" forschte Swens, mit einem eigenthümlichen Ausdrucke im Gesicht.

„Ich bedaure, daß ich vor fünfzehn Jahren nicht besser getroffen habe," versetzte ich. „Was hatten Sie damals mit mir vor?"

Swens zögerte mit der Antwort. Dann leuchtete etwas in seinem Auge auf, das ich als Mordlust bezeichnen muß, da es mit einem gewissen unheimlichen Blinken in den Augen der großen katzenartigen Raubthiere unverkennbare Aehnlichkeit hatte, und er sagte, mich fixirend: „Es geht jetzt doch in Einem hin. Damals, Herr Gehring, benahmen Sie sich gegen mich so seltsam, daß ich, ohnehin von der Furcht vor Entdeckung geplagt, auf die Vermuthung kommen mußte, irgend eine Beobachtung, die Sie an mir gemacht hatten, müsse Sie in den Besitz wenigstens eines Theiles meines Geheimnisses gebracht haben. Und wenn es mir gelungen wäre, zu Ihnen zu bringen, ohne daß Sie erwacht wären — meine Hände, obgleich so weich, daß sie keinen Eindruck am Fleische hinterlassen, pressen dennoch wie ein Schraubstock."

Auch bei diesem schrecklichen Bekenntniß behielt die

Stimme des Abscheulichen ihren weichen, liebkosenden Klang. Durfte wirklich ein solches Ungeheuer wiederum auf die menschliche Gesellschaft losgelassen werden? Diese Frage drängte sich mir doch sehr energisch auf.

„Da ich so offenherzig gegen Sie gewesen bin, Herr Gehring,“ fuhr Swens fort, „so sind Sie vielleicht so freundlich, mir die Frage zu beantworten: worauf gründete sich damals Ihr Verdacht gegen mich? Woher wußten Sie, welche Bewandtniß es mit dem Untergange des ‚Kong Sigurd‘ hatte? Daß Sie auf der richtigen Spur waren, bewiesen Sie mir ja durch eine Frage bei unserem ersten Zusammentreffen hier. Später erst wurde ich wieder irre, als Sie mir ungesucht entgegenkamen.“

Gespannt erwartete er meine Antwort.

„Sie selbst, mit Ihren eigenen Lippen, haben mir Ihr Geheimniß verrathen,“ erklärte ich. „Im Schlafe, frühmorgens nach Ihrer Ankunft. Ich hörte Sie rufen — so wenigstens kam es mir vor. Da eilte ich zu Ihnen, zur Hilfe bereit. Sie aber träumten laut.“

Swens schlug sich vor den Kopf.

„Endlich versteh' ich!“ rief er aus. „Diese unselige Schwäche! Seit meiner Knabenzeit hängt sie mir an; schon meiner Mutter hab' ich meine Knabenstreiche ausgeplaudert, während ich schlief. Später trug ich Sorge, Nachts soviel wie möglich allein zu sein.“

„In Ihrer Ehe haben Sie eine Ausnahme gemacht,“ erinnerte ich.

„Bei meiner Frau durfte ich's wagen. Sie versteht kein Norwegisch.“

„Sollten Sie nicht zuweilen zur deutschen Sprache übergegangen sein?"

Er sah mich forschend an. „Bin ich das — in der That? Und sie hat hinausgetragen, was sie erlauscht hat? Auch sie ist bei der Verschwörung betheiligt, die —"

Er unterbrach sich mit einem kurzen Auflachen und erhob sich. „Pah! es ist Alles einerlei jetzt. Leben Sie wohl, meine Herren; ich hoffe, Sie nicht wiederzusehen. Das Land ist mir zuwider, ich habe Unglück darauf. Nicht ohne Grund hat mich das Meer so oft in der letzten Zeit gerufen. Ich wollte das leise Brausen nicht verstehen, das mir in den Ohren klang. Festgeklammert hatte ich mich an die thörichte Idee, mir sei endlich Ruhe beschieden, die Ruhe eines Rentiers, der von seinen Sünden ausruht. Es hat nicht sollen sein. Nun wohl: mögen die Stürme des Oceans mich wieder umrauschen! Wohler wird mir darin sein, als mir hier jemals gewesen ist. Und Euch, Dirk Siebels, wünsche ich, daß Euch auf der nächsten Reise die Planken unter den Füßen bersten! Der Teufel hole Euch!"

Als Swens jetzt der Thüre zuschritt, ertönte wieder aus dem Bette jenes seltsame Geheul, durch welches Hennig schon einmal sein Verständniß der Vorgänge kundgegeben, die sich abspielten.

„Was mag er nur wollen?" fragte Strobel verwundert.

Mit einem feindseligen Blick auf Swens erwiederte Siebels: „Ich will es Ihnen sagen, Herr Doktor; er denkt an den Inhalt seines Geldschranks."

Strobel verstand. „Wo sind die Schlüssel?"

Auf Swens deutend, sagte Siebels: „In seiner Tasche.“

„Ich muß Sie ersuchen, die Schlüssel herauszugeben,“ wandte Strobel sich jetzt an Swens.

Dieser zuckte geringschätzig die Achseln, als er die Schlüssel hervorholte. „Er hätte sich nicht zu beunruhigen brauchen, der elende Knicker,“ sagte er; „ich würde meine Frau nicht bestohlen haben.“

Es muß dahingestellt bleiben, ob er die Wahrheit sprach; möglich ist es ja immerhin, daß er dieser Enthaltsamkeit fähig gewesen wäre, namentlich da er, wie Siebels hernach versicherte, in seiner Brieftasche bedeutende Baarmittel bei sich trug. Dieser ihn zu berauben, hatten wir indessen keine Veranlassung.

Noch war keine Viertelstunde verflossen, als Olsen Swens sich aus dem Hause entfernte. Wir hatten auf der Lauer gesessen und sahen ihn die Straße hinabschreiten, elastischen Schrittes, in der Rechten einen kleinen Koffer tragend.

„Er hätte nicht so davon kommen sollen,“ brummte Siebels. „Das ist ganz gegen meine Absicht. Darum hätte ich hier nicht den Krankenwärter zu spielen brauchen.“

Strobel versetzte strenge: „Sie vergessen, daß Sie einmal sein Mitschuldiger waren. Wir bedürfen Ihrer nicht mehr, Dirk Siebels. Es wird meine nächste Sorge sein, Ersatz für Sie hierher zu schaffen; Niemand wird etwas dagegen haben, wenn Sie sich sofort in Freiheit setzen. Holen Sie Ihre Kleider aus meinem Hause und machen mit sich, was Sie wollen. Auf den Anzug, den Sie tragen, erhebe ich keine Ansprüche.“

Einige Sekunden blieb Siebels stumm; dann hatte er eingesehen, daß er sich, wohl oder übel, fügen müsse. Stumm packte er die wenigen Sachen zusammen, die er mitgebracht hatte und folgte seinem früheren Kapitän, ohne uns ein weiteres Wort zu gönnen, als ein verdrießliches „Guten Abend! Sie werden noch von mir hören."

„Gott sei Dank!" rief Strobel nach seinem Verschwinden aus. „Die unsauberen Geister wären wir glücklich los. Ihnen, mein lieber Herr Gehring, fällt nun die Aufgabe zu, Frau Swens hier zu erwarten und sie mit dem Vorgefallenen bekannt zu machen. Die arme Frau! Es wird ihr einen gewaltigen Stoß geben, wie sie es auch auffassen mag. Ihre Frau wird sich ihrer in der nächsten Zeit annehmen müssen."

Ella hat dies auch redlich gethan, nachdem sie ihrer Entrüstung über das „Ungeheuer Swens" gebührenden und reichlichen Ausdruck gegeben, und im Anschluß daran mir die bittersten Vorwürfe gemacht hatte, daß ich ihr mein Vertrauen vorenthalten. Denn daß ich nicht anders konnte, wollte sie nicht einsehen. —

Am selben Abend noch wurde von Hafenbeamten an einer der dunkelsten und einsamsten Stellen des Hafens die Leiche Olsen Swens gefunden, mit mehreren, offenbar von einem Matrosenmesser herrührenden Stichen in der Brust. Da der Todte nicht beraubt war, so vermuthete die Polizei, daß er bei einem der in jenen Stadttheilen häufigen Raufhändeln umgekommen sei. Von dem Thäter fand man nicht die geringste Spur. Wir allein glaubten ihn zu kennen.

7.

Wieder war es Sommer geworden. Und wieder saßen wir an einem Sonntag Morgen am Kaffeetisch, Ella und ich. Unsere Kleinen hatten, eilfertig wie immer, ihre Milch und ihr Butterbrod genossen und tobten in der Wohnung umher, noch unbändiger wie gewöhnlich, weil ihre liebevollen Eltern so unbedachtsam gewesen waren, ihnen zu verrathen, daß um zehn Uhr eine Landparthie angetreten werden sollte. Da erschien der Briefträger und brachte auch für Ella einen Brief.

„Hier ist etwas für Dich, Schatz," sagte ich. „Aus Gastein."

„Von Auguste also!" Mit diesen Worten öffnete sie eilig den Umschlag und gleich darauf begann sie mir vorzulesen: „Ich bin so froh, daß der Vater täglich mehr der Alte wird," schrieb Auguste. „Er spricht wieder ganz frei und natürlich und zeigt für alle Angelegenheiten des täglichen Lebens einen aufgeweckten Sinn. Freilich: viel darüber hinaus geht sein Auffassungsvermögen noch nicht. Doch spricht unser hiesiger Arzt zuversichtlich die Meinung aus, daß der Vater mit der Zeit wieder in den Vollbesitz seiner geistigen Kräfte gelangen würde. — Was mich selbst betrifft, liebste Ella, so wundere ich mich oft, daß ich so heiter sein kann. Denn das bin ich wirklich meistens. Auch komme ich jetzt mit den Menschen wunderbar gut zurecht, was ja früher gar nicht meine Gabe war. Das Unglück hat mich wach gemacht. Ich erinnere mich sehr wohl, daß ich vorher nur so hinlebte, mich gleichsam treiben lassend, mit hier und da einem schüchternen Ver=

such eigener Bewegung. Die Leute, ich kann mir's denken, müssen mich für sonderbar gehalten haben —"

„Ueberraschende Selbsterkenntniß!" schaltete ich ein.

„Wenn Auguste sich nur nicht ein besseres Zeugniß ausstellt, als sie verdient," sagte Ella bedenklich. „Siehst Du, Fritz: da ist manch Einer, der nach Jahren aus fremden Ländern zurückkehrt und nun Wunder meint, was aus ihm geworden sei; die alten Bekannten aber, wenn sie genau zusehen, finden, daß er noch just derselbe Peter ist, wie ehedem."

Die versteckte Spitze in dieser Bemerkung großmüthig ignorirend, lobte ich: „Sehr gut beobachtet, Frau Ella Gehring. Da übrigens Augustens Brief nichts weiter von Wichtigkeit enthalten wird — wie wäre es, wenn Du Dich jetzt ernstlich um Deinen Anzug bekümmertest? Der Wagen wird in einer Stunde vor dem Hause halten, und eine Stunde ist, nach meinen traurigen Erfahrungen bei früheren ähnlichen Veranlassungen —"

„Mehr wie genug, um sechs junge Mädchen in Balltoilette zu stecken," prahlte Ella, mit absichtlicher Langsamkeit vom Schauplatze abtretend.

Die Verspätung, deren sie sich schuldig machte, betrug nur fünfzehn Minuten. Als ich großmüthig unterließ, ihr darüber einen Vorwurf zu machen, warf sie sich in die Brust. „Siehst Du nun, Fritz, wie pünktlich ich bin!" rief sie triumphirend.

Sie sah allerliebst aus in ihrem hellen Kleide. Das hielt mich aber doch nicht ab, zu sagen: „Pünktlich, mein Schatz, sind die Frauen nur einmal in ihrem Leben, nämlich an ihrem Hochzeitstage."

Ella verzog die Lippen und verließ mich mit einem ungnädigen Blick, die Kinder mit sich nehmend. Ich ging langsam nach, hoffend, daß ich sie mit den Kleinen im Wagen wohlverpackt vorfinden würde. Diese Freude sollte mir indessen nicht werden; sie stand vor der Thüre und schwatzte mit Doktor Strobel, an jeder Hand ein ungeduldig strampelndes Kind.

„Ich will Sie nur einen Augenblick aufhalten," empfing mich Strobel. „Es ist heute Morgen eine Nachricht gekommen, die auch Sie sehr interessiren wird."

Länger hielt Ella es nicht aus. „Denke Dir, Fritz," begann sie. „Euer geheimnißvoller Krankenwärter —"

„Dirk Siebels? Was ist mit ihm?"

„Ertrunken ist er, Fritz." Und nachdem sie es glücklich fertig gebracht hatte, mir diese Nachricht an den Kopf zu werfen, ging sie gehoben zum Wagen.

„Wissen Sie Näheres, Doktor?" fragte ich.

Strobel holte eine englische Zeitung hervor und sagte: „Wie es scheint, hat sich der Mensch nach dem an Swens verübten Morde auf ein gerade nach England gehendes Schiff geflüchtet und sich dann in Liverpool für die Brigg ‚Norma' anwerben lassen, die mit einer Ladung Kohlen nach der Westküste Amerika's segelte. Nun ist die Nachricht gekommen, daß auf der anderen Seite von Kap Horn die Ladung durch Selbstentzündung in Brand gerathen ist. Wie die Zeitung hier berichtet, hat sich die Besatzung so lange wie möglich an Bord gehalten. Dann aber ist der Höllenherd unter ihren Füßen plötzlich durch Zutritt der Luft in solche Gluth ausgebrochen, daß sich die Mann=

schaft Hals über Kopf hat in die Böte stürzen müssen. Dabei ist Einer, ein Norddeutscher Namens Dirk Siebels, zurückgeblieben und umgekommen."

„Das Schicksal!" sagte ich ernst.

„Genauen Bericht bringen die Ueberlebenden in einigen Monaten," fuhr der Doktor fort. „Wie er indessen auch lauten möge: wir Beide wissen am besten, weshalb Jener das Opfer sein mußte. — Doch Ihre Gattin wird ungeduldig; ich will Ihre Abfahrt nicht länger verzögern. Viel Vergnügen!"

Er grüßte und ging seines Weges.

„Endlich!" rief Ella vorwurfsvoll. „Ist es doch gerade, als ob wir niemals wegkommen sollten!"

Eine Minute später waren wir unterwegs. Und über dem Jubel meiner Kleinen vergaß ich bald das Drama im Hennig'schen Hause, das mir einmal wieder, sehr gegen meinen Wunsch, in die Erinnerung zurückgerufen worden war.

Künstlerliebe.

Historische Erzählung

von

M. Barack.

(Nachdruck verboten.)

1.

Am Morgen des ersten Osterfeiertages des Jahres 1704 drängte sich in Parma, der schönen Residenz des gleichnamigen Herzogthums, Alt und Jung nach der Hauptkirche der Stadt, der altehrwürdigen Kathedrale, wo das Fest der Auferstehung des Heilandes unter der Regierung des kunst- und prachtliebenden Herzogs Francesco mit ganz besonderem Pompe begangen wurde. Darum prangte auch die Façade der Kirche in ihrem festlichsten Schmucke. Kirchliche Fahnen und Standarten wehten aus den drei übereinander befindlichen Loggienreihen, und im Innern waren die drei Langschiffe, besonders aber der vom Langhaus durch eine sechzehnstufige Treppe geschiedene und erhöht liegende Chor, mit Kränzen und Blumen überladen — die klimatischen Verhältnisse des herrlichen Landes gestatteten ja eine derartige Verschwendung.

Wie stets an hohen kirchlichen Festtagen, so sollte auch

heute während des Hochamtes eine feierliche musikalische Messe für Solostimmen, Chor und Orchester vorgetragen werden. Seit einer Reihe von Jahren nun waren diese Messen, meist Werke alter Meister, stets dieselben gewesen, denn in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts war die Kirchenmusik von Seite italienischer Komponisten in hervorragender Weise nicht bereichert worden. Um so größeres Interesse fand darum unter der musikalischen Welt Parma's die Nachricht, daß am genannten Ostertage in der Kathedrale das Werk eines bisher gänzlich unbekannten Sicilianers aufgeführt werden solle, das — wie die Mitwirkenden versicherten — sich durch ganz außerordentliche Schönheit auszeichnete. Darum war Alles, was Anspruch auf den Namen eines Musikers oder Musikfreundes machen konnte, herbeigeeilt, um zu hören und sein Urtheil über das Werk zu fällen.

Auch der Herzog Francesco mit seiner Tochter, die ebensowohl durch ihre musikalische Begabung als durch ihre Schönheit bekannte und bewunderte Prinzessin Elisabeth, war anwesend. Die Prinzessin ganz besonders brachte dem aufzuführenden Werke das größte Interesse entgegen. Der Name des Komponisten, Emanuele d'Astorga, war ihr nicht unbekannt. Eine von ihm geschaffene Kantate, die sich durch tiefe Empfindung, heiße Seelengluth und eine wie ein Schleier darüber gebreitete ernste Trauer auszeichnete, hatte sie für den Komponisten eingenommen. Seither war es immer ihr Wunsch gewesen, noch ein anderes, bedeutenderes Werk des Meisters kennen zu lernen. Dieser Wunsch sollte sich nun heute erfüllen, ja noch mehr,

die Prinzessin sollte heute Gelegenheit haben, Astorga selbst zu hören, denn bei der Aufführung seiner Messe wirkte er persönlich mit als Sänger der Tenor-Solopartie.

Endlich gab die Sakristeiglocke das Zeichen zum Beginn des feierlichen Hochamtes, und unter der Leitung des Domkapellmeisters setzte das Orchester mit einem vollen, rauschenden Akkorde zu einem kurzen, einfach gehaltenen Präludium ein, auf welches sodann als vierstimmiger Chor das „Kyrie eleison“ folgte. Es war ein Satz von gewaltiger Wirkung, ein tieferst gehaltenes Gebet, in welchem die im Tenorsolo ausgesprochene und vom Chor stets wiederholte Bitte um Erbarmen in wahrhaft ergreifender Weise zum Ausdruck gebracht war. Die Musik war eine geradezu meisterhafte, und nicht minder schön der Vortrag, besonders der Gesang Astorga's selbst. Wie wundervoll klang dieses süße Organ, und wie herrlich verstand der Sänger die Dringlichkeit der in halben Tönen sich steigernden Bitte des immer sich wiederholenden Kyrie eleison zum Ausdruck zu bringen: das war das Flehen eines zum Tode Verurtheilten — aber eines unschuldig Verurtheilten!

Prinzessin Elisabeth fühlte sich gleich dem Herzog und sämmtlichen musikverständigen Zuhörern tief ergriffen von der dramatischen Gewalt dieser Musik, die sie — obwohl sie erst achtzehn Jahre zählte — zu würdigen verstand, wie wenige der in der Kirche Anwesenden. Von frühester Jugend an hatte sie ja in der Musik gelebt und gewebt. Es ist deshalb leicht begreiflich, daß die junge Fürstin den Herzog bat, den Komponisten an den Hof zu ziehen und ihr persönlich zum Lehrer zu geben.

Herzog Francesco war damit einverstanden; er hielt es geradezu für seine fürstliche Pflicht, dem Talente den Weg zum festen und sicheren Fortschreiten nach dem hehren Ziele zu bahnen und deshalb Astorga in einen Wirkungskreis zu berufen, in welchem seinem Genius die Möglichkeit geboten war, frei und ungehindert die Schwingen zu entfalten. Hierzu schien ihm die von seiner Tochter gewünschte Stellung des Künstlers, der seinem Namen nach zudem Edelmann sein mußte, die weitaus geeignetste zu sein, und deshalb ließ er Astorga alsbald durch einen seiner Kammerherren aufsuchen und ihn in den Palast entbieten.

Francesco hatte der Ankunft d'Astorga's mit Spannung entgegengesehen und war gleichwohl bei seinem Eintritt auf's Höchste überrascht. Er hatte sich das Aussehen des Komponisten ganz anders gedacht, als es in Wirklichkeit war, denn er sah einen wenig mehr als zwanzig Jahre zählenden Jüngling vor sich, von hoher, stolzer Gestalt, mit feinen und edlen Gesichtszügen, wallenden schwarzen Locken, den Degen an der Seite, kurz einen vollendeten Edelmann. Einem Menschenkenner hätte vielleicht die geisterhafte Blässe seines Angesichts und ein darauf lagernder schmerzlicher Zug angezeigt, daß das Leben den jungen Mann schon tüchtig in die Schule genommen hatte, daß er tief unglücklich war. Dem Herzoge fiel jedoch nur das edelmännische Aussehen des vor ihm stehenden Tondichters auf. Erfreut darüber, begrüßte er den jungen Künstler, indem er zu ihm sprach: „Seid mir willkommen an meinem Hofe, junger Meister! Ich hörte gestern mit meiner

Tochter in der Kathedrale die Aufführung Eurer Messe mit an, und Beide sind wir voll Bewunderung Eures Werkes. Die Prinzessin zumal ist es in einem Grade, daß sie Euren Unterricht zu genießen wünscht; ich danke Euch, daß Ihr so bereitwillig darauf eingegangen seid!"

„Gnädigster Herr," erwiederte Astorga, sich ehrerbietigst verbeugend, „an mir ist es, Euch zu danken für die hohe Gnade, mit welcher Ihr mir gestattet, mein Können im Dienste Eurer Hoheit und der durchlauchtigen Prinzessin zu verwerthen!"

Der Herzog nickte ihm freundlich zu. „So nehme ich Euch also hiermit in Amt und Pflicht. Doch sagt, wo habt Ihr Eure Studien gemacht?"

„In meiner Heimath und — im Kloster zu Astorga!"

„Ihr seid Sicilianer?"

„Ja, gnädigster Herr!"

„Edelmann?"

Des jungen Mannes Antlitz verdüsterte sich. „Ich bin es," sprach er stolz, „bin es noch, obgleich der edle Name meiner Ahnen mir geraubt wurde."

„Wie verstehe ich dies? — Ihr nennt Euch d'Astorga?"

„Nach dem spanischen Kloster, in welchem ich während der letzten drei Jahre lebte!"

„Und Euer wirklicher Name?"

„Eure Hoheit möge mir verzeihen," war die mit finsterem Blick gegebene Antwort, „ich habe geschworen, ihn nie mehr zu nennen, seit — mein Wappen entehrt und von Henkershand zerbrochen wurde!"

Der Herzog runzelte die Stirne. „Von Henkershand?"

sprach er. „Unglücklicher, so habt Ihr ein Verbrechen begangen?"

„Ein Verbrechen? Nein!"

„Doch für welche Schuld büßet Ihr?"

„Für die meines Vaters, der sein Vaterland mehr liebte, als den diesem aufgezwungenen Herrscher," rief Astorga in schmerzlicher Erregung. „O gnädigster Herr, Ihr reißt die Wunden meines Herzens wieder auf. Laßt mich schweigen, ich bitte Euch!"

Und wie um sich gegen den Anblick entsetzlicher, vor seinem geistigen Auge stehender Bilder zu schützen, schlug er die Hände vor sein bleiches Antlitz und stöhnte unter der schmerzlichen Last seiner Erinnerungen wie ein zum Tode Verwundeter.

Der edle Herzog aber blickte ihn mitleidig an. „Ich verstehe," sprach er, „und dringe nicht weiter mit Fragen in Euch. Unglücklicher junger Mann, Euer Vater gehörte zu der Zahl Jener, die gegen Philipp von Spanien sich erhoben und deshalb geächtet wurden. Wohlan denn," fuhr er sodann, seine Hand auf Astorga's Schulter legend, fort, „bleibe hier bei mir, an der Freistatt meines Hofes, und gewinne Dir durch Deine Kunst einen neuen Adelsbrief, ein neues Wappen, das für alle Zeiten unvergänglich geehrt sein wird und Dir niemals geraubt werden kann. Was ich hierzu beitragen kann, soll geschehen."

Da nahm Astorga die Hände weg von seinem Angesicht, beugte sein Knie vor dem edelmüthigen Fürsten und in brünstigem Dankesgefühl dessen Hand küssend rief er: „O gnädigster Herr, Eure Hoheit ist überschwänglich

gütig gegen mich; Gott und meine ewige Dankbarkeit mögen Euch dafür lohnen!“

„Bleibe nur immer Dir selbst und Deiner edlen Kunst getreu,“ erwiederte der Herzog, „dann werde ich mich hinlänglich belohnt fühlen durch die künftigen Werke, die Du als ihr Jünger mir und der Welt schenken wirst. Komm, folge mir, ich selbst will Dich in Dein neues Lehramt einführen!“

Mit diesen Worten schritt der Fürst voraus und geleitete den ihm folgenden Künstler durch eine Reihe prunkhaft ausgestatteter Gemächer nach dem westlichen Flügel des Schlosses. Es war eine ziemlich lange Wanderung, doch endlich machte der Herzog Halt vor der Portière eines Gemaches, aus welchem die vollen Akkorde einer Orgel erklangen.

„Wir sind zur Stelle,“ sprach er, und die Portière bei Seite schiebend, trat er, gefolgt von dem jungen Tondichter, über die Schwelle.

Es war ein gegen die prunkvollen Gemächer, durch welche Beide gekommen waren, merkwürdig durch Einfachheit in der Ausstattung abstechender Saal, in welchen sie traten. Der ganze, große Raum war in seinem Innern fast leer; nur eine größere Anzahl von musikalischen Instrumenten stand oder lehnte an den Wänden, vor allen eine prächtige, große Orgel mit zwei Manualen und einem Pedal, und neben ihr ein nach Art unserer heutigen Tafelklaviere gebautes Klavichord. Um diese Hauptinstrumente geschaart lagen, hingen oder standen dann so ziemlich alle zu damaliger Zeit bekannten und bei Aufführung von



Orchesterwerken verwendeten Streich- und Blasinstrumente, von der Violine bis zum Kontrabaß, der Trompete und Oboe bis zur Ziehposaune und dem Fagott. Außerdem stand noch eine größere Zahl von Notenpulten in einer Ecke; sonst aber waren keine Möbel im Saale, mit Ausnahme von etwa zwanzig Stühlen für die bei Konzerten Mitwirkenden und einer ringsum an den freien Wänden laufenden Reihe von gepolsterten Bänken für die Zuhörer.

Es war dies der Musiksaal der Prinzessin Elisabeth, in welchem sie nicht nur allein zu musiziren pflegte, sondern häufig auch unter Mitwirkung bedeutender Künstler und Virtuosen vor dem Herzog und dem Hofe Konzerte veranstaltete.

Beim Eintritt ihres Vaters erhob sich die Prinzessin von ihrem Sitze an der Orgel, auf der sie soeben gespielt hatte, und trat ihm zur Begrüßung entgegen.

„Mein Kind," begann der Herzog alsbald mit einer auf seinen Begleiter weisenden Handbewegung, „Deinem Wunsche gemäß führe ich Dir hier den Komponisten der gestern gehörten Messe zu: Signor d'Astorga."

Die kunstsinnige Prinzessin wendete ihren Blick mit Interesse auf den sich tief verbeugenden jungen Mann, und gleich ihrem Oheim schien sie von dessen Jugend und vornehmer Erscheinung überrascht. Unwillkürlich erröthend erwiederte sie den ehrfurchtsvollen Gruß des ihr Vorgestellten mit einem Neigen ihres schönen, stolzen Hauptes, und sprach sodann lächelnd: „Verzeiht, Signore, wenn ich Euch offen bekenne, daß ich mir den Künstler, der so ergreifend in Tönen zu malen versteht, etwas gereifter an

Jahren vorstellte. Gleichwohl aber habe ich an Euren mir nun bekannten Werken ersehen, daß ich trotz Eurer Jugend viel, sehr viel von Euch lernen kann, wenn Ihr nicht verschmähen wollt, mich in der Kunst, in welcher Ihr es schon zur hohen Meisterschaft gebracht habt, zu unterweisen."

Wie ein Blitz der Freude zuckte es da über des Jünglings blasses Antlitz, und für einen Augenblick verschwand der auf demselben sich widerspiegelnde Ausdruck der Trauer. Abermals sich verbeugend erwiederte er mit tiefbewegter Stimme: „O, gnädigste Prinzessin, nehmt meinen Dank für Eure gütige Beurtheilung meiner Fähigkeiten. Gerne werde ich diese mit meinem ganzen Sein Euch künftighin weihen — leider sind beide jedoch zu untergeordneter Art für eine so erhabene und ausgezeichnete Künstlerin, als welche Eure Hoheit von aller Welt gepriesen wird."

Prinzessin Elisabeth lächelte befriedigt, sie war nicht unempfänglich für das ihren musikalischen Leistungen gespendete Lob.

Der Herzog aber lachte laut auf über Astorga's welt- und hofmännisch gegebene Antwort. „Ihr seid zu bescheiden, mein junger Meister," sprach er. „Etwas mehr Selbstbewußtsein in Sachen Eurer Kunst könnte Euch für die Zukunft nicht schaden am Hofe — dies merkt Euch!"

Der schmerzliche Ausdruck in Astorga's Zügen kehrte wieder bei diesen Worten seines fürstlichen Gönners. „Das Selbstbewußtsein," erwiederte er, „habe ich längst verlernt, gnädigster Herr. Im Kloster, wo ich drei volle Jahre

weilte, wird man vor Allem an Demuth, an leibliche und geistige Unterwürfigkeit gewöhnt!"

„Ihr waret im Kloster?" fragte jetzt die Prinzessin. „Wolltet Ihr Mönch werden?"

„Ich wollte nicht, ich sollte es werden!" entgegnete der junge Mann finster. „Wider meinen Wunsch und Willen ward ich in's Kleid der Novizen gesteckt. Und doch," fuhr er nach einer kleinen Pause mit erhobener Stimme und leuchtenden Augen fort, „bin ich Jenen dankbar, die mich hierzu zwangen, denn im Kloster, unter der Anleitung des edlen Pater Ivo, eines hochbegabten und gebildeten Musikers, ward ich zu dem, was ich bin. Er, der mir Freund und Lehrer wurde, hat mich in die Arme der Kunst geführt, die Schaffensfreude in mir geweckt und mir eine neue Welt, die der dichterisch-musikalischen Gedanken erschlossen. Seitdem gehöre ich, der ich am Verzweifeln war, mir selbst wieder: ich lebe wieder — lebe im Reich der Töne!"

„Und wie Ihr es Eurem Lehrmeister danket," rief jetzt die Prinzessin begeistert, „so wird es dereinst auch die Welt ihm danken, wenn Ihr, Eure Bestimmung erfüllend, der geworden seid, der Ihr werden müßt: ein berühmter Tondichter!"

Da beugte sich Astorga nieder auf die schöne, ihm gereichte Hand der Prinzessin, und sie küssend sprach er: „Wenn ich es je werde, so werde ich's durch Euch — durch Euch, von der ich lehrend lernen will!"

2.

Drei Monate waren vergangen, seit Astorga am Hofe des Herzogs von Parma sich befand. Täglich hatte er während dieser Zeit mit der Prinzessin nicht nur die Werke der hervorragendsten Meister der Tonkunst studirt, sondern auch seine eigenen Theorien über das Wesen und die Aufgabe der Gesangsmusik ihr auseinander gesetzt. Diese bestanden hauptsächlich darin, daß er — ähnlich wie dies hundertfünfzig Jahre später Richard Wagner that — beim Gesange die Musik nicht für sich allein wirken lassen wollte, sondern nur in Verbindung mit den Textworten, denen sie vollständig angepaßt sein sollte. Hierdurch allein, so erklärte er, ließe sich ein wirkliches dramatisch-musikalisches Kunstwerk schaffen. Diese Theorie wollte er ganz besonders in der Kirchenmusik angewendet wissen, denn den Textworten der Messe oder jedes anderen kirchlichen Gesanges läge ja stets der Gedanke des höchsten, ergreifendsten Drama's, welches die Welt jemals gesehen, zu Grunde: das Leben, Leiden und Sterben unseres Herrn und Heilandes.

Die Prinzessin war entzückt von der Großartigkeit dieses Gedankens, der zwar einen Bruch mit allem Herkömmlichen bedeutete, ihr aber dennoch völlig berechtigt erschien. Unter dem Einfluß desselben betrachtete sie nunmehr Werke, welche sie bisher bewundert hatte, mit ganz anderen Augen. Sie konnte jetzt kaum mehr begreifen, was sie bisher an den triller- und figurenreichen Kanzonetten eines Alessandro Scarlatti oder den Serenaden eines Gaetano Greco hatte schön finden können. Wie so

ganz anders war dagegen die Kantate, welche Astorga in jüngster Zeit komponirt und ihr gewidmet hatte. Das waren mit Verschmähung jeglicher Effekthascherei nur in Töne übertragene Gefühle, es waren aus dem Herzen zu dem Herzen sprechende Klänge, wie sie nur — die Liebe der Liebe zu singen vermag.

Prinzessin Elisabeth hatte dies sofort erkannt, als Astorga ihr am Klavichord sein neuestes Werk vortrug; von diesem Augenblick an war ihr klar, daß er sie liebe mit der ganzen Kraft seines Künstlerherzens, und sie wagte sich kaum zu gestehen, daß sie seine Gefühle ganz und voll erwiedere. Aber mit dieser Erkenntniß war auch die Unbefangenheit ihres Verkehrs mit ihm dahin, und im Vollbewußtsein ihrer Standespflichten vermied sie es mit unverkennbarer Absichtlichkeit, fernerhin allein mit ihm im Musiksaale zusammenzutreffen. Sie kam vielmehr nur noch in Gesellschaft einer oder mehrerer ihrer Hofdamen dahin.

Astorga bemerkte dies wohl und ahnte die Gründe dieser Veränderung. Auch er nahm sich vor, über sich zu wachen und mit keinem Worte oder Blicke die Gefühle zu verrathen, welche sein Herz bewegten. Er schwieg und duldete, aber sein blasses Antlitz, auf welchem der Zug des Schmerzes und der Trauer stets schärfer hervortrat, sprach eine beredtere Sprache, als sein Mund oder seine Augen der Prinzessin hätten kundgeben können; aus ihm las sie, welche Qualen er litt.

So verging noch ein weiterer Monat, da machte ein Zufall der unnatürlichen Zurückhaltung der beiden Liebenden ein Ende.

Astorga hatte während dieser Zeit ein Werk zu komponiren begonnen, das — freilich erst drei Jahrzehnte später vollendet — sein bedeutendstes werden sollte: sein herrliches „Stabat mater". Vielleicht sich selber unbewußt hatte er in dieser Komposition alle die Qualen, die er im Leben schon ertragen und noch ertrug, in Tönen zum Ausdruck gebracht — eine förmliche Geschichte seines leidensvollen Lebens — und saß nun eines Abends ganz allein im Musiksaale an der Orgel und revidirte die Stelle, in welcher der Text schildert, daß ein Schwert das Herz der Mutter des Heilandes durchdrungen habe, jenes in der Komposition so wunderbar gemalte „pertransivit gladius", bei welchem die chromatisch gegen die melodieführende Oberstimme vorschreitenden Bässe wie mit Schwertesschärfe in das Tongefüge einschneiden und das langsame Eindringen des Stahles in's Herz Maria's schildern, daß der Hörer selbst es zu fühlen vermeint. Diese Stelle sang Astorga gerade mit vollen schmerzbebenden Tönen zur begleitenden Orgel in einer Weise, wie wohl nie mehr ein Sänger sie singen wird. In seinen Gesang war er so sehr vertieft, daß er nicht bemerkte, daß er eine Zuhörerin bekommen hatte in der Prinzessin, welche, von den Orgelklängen angelockt, leise und gegen ihre Gewohnheit allein in den Saal getreten war. Regungslos, mit thränenüberströmtem Antlitz, stand sie unter der Thüre und lauschte den wunderbaren Klängen. Endlich aber, als der junge Tondichter eine Pause machte, konnte sie es nicht mehr über sich gewinnen, noch länger schweigend an ihrem Platze zu verharren. Leise trat sie

zu Astorga heran, legte sanft ihre Hand auf seinen Arm und sprach: „Armer, armer Freund — was habt Ihr vom Schwerte erduldet, dessen Eindringen in das Leben Ihr so ergreifend schildert?"

Astorga erbebte; ein Zittern durchlief seinen Körper, als er, von seinem Sitze sich erhebend, Elisabeth in's schimmernde Auge sah.

„O Prinzessin," sprach er tief schmerzlich, „erkanntet Ihr's an den Tönen, die Ihr soeben vernommen, daß auch in das Herz dessen, der sie aus seinem Busen schöpfte, ein Schwert mit scharfer, marternder Spitze gedrungen sein müsse? Dann — ja dann ist mein Tongemälde wohlgelungen, und Ihr, Prinzessin, die Ihr in meiner Seele zu lesen vermöget, wie Niemand sonst auf der Welt, Ihr sollt es erfahren, was ich erduldet, Ihr sollt wissen, weshalb ich nie, niemals auf Erden glücklich sein kann.

Vernehmt denn, Prinzessin, meine Geschichte. — Ich bin, wie Ihr wißt, Sicilianer. Mein Vater entstammte einem der edelsten und reichsten Geschlechter unserer schönen Insel, das schon zur Zeit Roger's I. blühte und seinen Stammbaum direkt auf diesen ersten Grafen von Sicilien zurückführt. In den vielen Kämpfen, die seit den Tagen der normannischen Königsherrschaft gegen die nacheinander dem Lande aufgezwungenen Herrscher aus dem Hause Anjou und Aragonien stattfanden, erhoben sich meine Ahnen mit dem gesammten eingeborenen Adel stets für die Unabhängigkeit und Freiheit ihres Vaterlandes. Auch nach der Vereinigung Siciliens mit Neapel unter spanischer Herrschaft vergossen viele meiner Vorfahren ihr Blut für

die Unabhängigkeit, und als endlich vor nunmehr vier Jahren, am 1. November 1700, Philipp von Anjou, der Enkel Ludwig's XIV. von Frankreich, wider alles Recht zum Erben aller spanischen Lande erklärt wurde, schloß sich auch mein Vater dem allgemeinen Aufstande an und kämpfte gegen den verhaßten Fremden. Aber das Waffenglück war gegen die Kämpfer um ihre Unabhängigkeit. Mit mehreren anderen Führern des Aufstandes fiel auch mein edler Vater in die Hände der Sieger, und jetzt nahm der finstere Despot furchtbare, blutige Rache an denen, die gewagt hatten, Partei gegen ihn zu ergreifen. Alle, die nicht hatten entfliehen können, wurden zum Tode verurtheilt und hingerichtet. Auch mein unglücklicher Vater starb den blutigen Tod durch das Schwert des Henkers; meine Mutter aber und ich selbst wurden durch Henkersknechte, die uns festhielten, gezwungen, das schreckliche Schauspiel mitanzusehen und kein Auge abzuwenden von dem fürchterlichen Schwerte und der zuckenden, blutigen Leiche des Gatten und des Vaters!"

Ueberwältigt von dieser entsetzlichen Erinnerung bedeckte der Jüngling nach diesen Worten sein Antlitz mit den Händen, um seine rinnenden Thränen zu verbergen. Die Prinzessin aber stand tief erschüttert neben ihm und fand in ihrem Entsetzen keine Worte, den Unglücklichen zu trösten. Weinend lehnte sie ihr Haupt an seine Schulter und sprach nur wieder: „Armer — armer Freund!"

Astorga brauchte eine Weile, um sich zu fassen. Endlich aber fuhr er, sich ermannend, fort: „Jetzt, Prinzessin, wißt Ihr, was ich vom Schwerte erduldet habe. Auf

dem Richtplatze, wo es das Leben meines Vaters entzwei schnitt, drang es auch mir in die Brust — pertransivit gladius! Doch das Maß meiner Leiden war damit noch nicht gefüllt. Meine unglückliche Mutter sank, als der Todesstreich fiel, aufschreiend zu Boden. Die Fülle des Jammers hatte ihr treues, liebevolles Herz gebrochen, und der furchtbare Augenblick, der mir den Vater geraubt, hatte mir gleichzeitig auch die geliebte Mutter entrissen. Ich selbst aber war dem Wahnsinn nahe gebracht vor Schmerz und Jammer. Immer und immer wieder kehrte ich zurück an die Stätte des Entsetzens und weilte tagelang in einem an Bewußtlosigkeit grenzenden Zustande, dumpf vor mich hinbrütend, daselbst. So trieb ich's während mehrerer Wochen. Da endlich ließ die Fürstin Orsini, die als Oberhofmeisterin der Königin diese und den König vollständig beherrschte, mich aufgreifen und in der Absicht, mich dem Anblick meiner leicht erregbaren Landsleute zu entziehen, nach dem Kloster Astorga in Spanien bringen. Es war mir zum Heil. Dort in den stillen Klostermauern fand ich mich allmählig selbst wieder, und als mir Pater Ivo die Pforten der Kunst erschloß, begann ich wieder Lebenslust und Lebensmuth zu schöpfen. Als man mich aber zwingen wollte, das Kleid der Novizen, das ich trug, mit dem des Ordens zu vertauschen und Mönch zu werden, da entfloh ich aus dem Kloster und wandte mich hierher. Zu meinem Unglück," fügte er in verändertem Tone bei, „denn ein neues schweres Leid ward mir hier beschieden, das der heißen, hoffnungslosen Liebe — zu Euch, Prinzessin! O zürnet mir nicht, wendet Euer

Auge nicht ab von mir, weil ich, der entehrte Namenlose, es wagte, das meinige zu Euch, der Reinen, Hohen zu erheben; vergebens habe ich gegen diese wahnsinnige Liebe gekämpft — sie war stärker, als mein Wille, ich unterlag und deshalb — muß ich nochmals fliehen, muß fort von hier und von Euch!"

Astorga hatte sich bei den letzten Worten auf ein Knie niedergelassen und ergriff nun mit zitternder Hand das Gewand der Prinzessin, um dessen Saum zu küssen. Elisabeth aber legte milde ihre Hand auf sein Haupt, blickte wehmüthig lächelnd zu ihm nieder und sprach: „Ja, Ihr müßt fort, Astorga; und wäre es auch nicht Euretwegen, so müßte es geschehen meinetwegen, denn ich — ich liebe Euch wieder!"

Da zog es wie Sonnenschein über sein Antlitz. Mit einem Jubelruf sprang er auf und schloß sie, die das beseligende Wort gesprochen, in seine Arme, an seine Brust.

„Du liebst mich," rief er, „o Herr des Himmels, ist es denn möglich! Du Hohe, Herrliche, der ich nie anders, denn auf meinen Knieen zu nahen gedachte, Du — Du liebst mich? O mein Gott, träume ich denn? Kann ich solche Fülle des Glückes fassen und ertragen?"

Wie verzückt blickte er bei diesen Worten in ihr schönes Antlitz und wie trunken vor Wonne küßte er ihr Mund und Wangen. Elisabeth aber ließ es widerstandslos, durch Thränen lächelnd, geschehen und wiederholte nur ihr früheres: „Armer — armer Freund!"

Dies Wort ernüchterte ihn. „Unsinniger, der ich bin!" rief er aus, indem er erschreckt die Prinzessin aus seinen

umschlingenden Armen losließ. „O verzeiht einem Wahnwitzigen, der einen Augenblick lang vergaß, daß ihm niemals — niemals hienieden Glück beschieden ist. Nur zum Leid bin ich ja geboren; laßt mich scheiden, lebt wohl auf ewig — ich muß fort!"

Da legte sich eine Hand schwer auf seine Schulter. Es war die des Herzogs, der von Beiden ungesehen herangetreten war.

„Ja, Du mußt fort, armer, unglücklicher Jüngling!" sprach er mitleidig. „Erschrick nicht, ich habe Alles gehört, Alles gesehen!"

„Mein theurer Vater —" flüsterte verlegen die hocherröthende Prinzessin.

Francesco legte sanft seinen Arm um ihre Schulter und fuhr, sie an sein Herz schließend, zu sprechen fort: „Sei ruhig, Kind, ich zürne nicht darüber, daß Du ein Herz hattest und es der Liebe öffnetest. Du bist schuldlos, gleich ihm, der liebte, wo lieben so natürlich war. Ich allein bin der Schuldige, denn ich hätte dies voraussehen und wissen müssen, daß die Liebe nicht nach Stand und Namen fragt. Nun ist geschehen, was geschehen mußte und leider nicht ungeschehen zu machen ist, denn dem Geständniß Eurer Liebe kann nur die Trennung folgen."

Schluchzend barg bei diesen milden Worten die Prinzessin ihr Antlitz an ihres gütigen Vaters Brust, während Astorga auf das Knie sank und seines Urtheilsspruches harrte.

Der Herzog aber fuhr nach kurzer Pause also fort: „Elisabeth, Du bist zu klug, als daß Du nicht wissen

solltest, was Du, die Letzte unseres erlauchten Stammes, Deinem Namen und Dir selbst schuldig bist. Du gehörst Dir nicht selbst an; als dereinstige Erbin meines Landes bist Du verpflichtet, Dich ebenbürtig zu vermählen, damit Land und Krone auf Dich und Deine fürstlichen Nachkommen übergehen können. Du aber, Mann ohne Namen" — wandte er sich hierauf zu Astorga — „bist zu edeldenkend, als daß Du der Prinzessin das Opfer ihres Herzens auf dem Altar des Vaterlandes nicht thunlichst erleichtern solltest und wolltest. Deshalb mußt Du fort. Doch nicht heimlich, als ein in Unehre Entlassener fliehen sollst Du; nein, vor aller Welt und hochgeehrt als Künstler sollst Du Deiner Kunst wegen hinwegziehen, um Dich in ihr mehr und mehr zu vervollkommnen und Deinen angenommenen Namen zu höheren Ehren zu bringen, als den Dir geraubten. Nur für die Kunst sollst Du fortan leben — sie sei Deine einzige Liebe!"

Nach diesen Worten legte der edle Fürst dem unglücklichen Jüngling wie segnend die Hand auf's Haupt und führte die völlig willenlose Prinzessin hinweg nach ihren Gemächern.

— — — — — — — — — — — —

Noch am gleichen Tage schied Astorga von Parma, um sich, mit einem in den gnädigsten Ausdrücken abgefaßten Empfehlungsschreiben versehen, nach Wien zu begeben, an den Hof Kaiser Leopold's I., der, einer der musikliebendsten und musikverständigsten Fürsten seiner Zeit, jeden tüchtigen Musiker mit offenen Armen aufzunehmen pflegte.

Der künstlerisch so hochbegabte sicilianische Edelmann

fand darum auch am Wiener Hofe ein freundliches Asyl, und der Kaiser würdigte ihn bald selbst seiner persönlichen Freundschaft. Aber es war eben Astorga's Schicksal, nirgends eine bleibende Stätte und friedliches Glück zu finden. Schon nach acht Monaten, am 5. Mai 1705, starb Kaiser Leopold, und sein Sohn und Nachfolger Joseph I. hatte die musikalischen Neigungen seines Vaters keineswegs geerbt. Darum schied Astorga wieder von Wien und ging hinaus in die weite Welt. Lange Jahre hindurch zog er auf künstlerischer Wanderschaft von einem europäischen Hofe an den anderen. Aber überallhin trug er das Weh seiner unglücklichen Liebe zu Elisabeth, nirgends fand er Glück, Ruhe und Frieden.

Da zog er sich endlich lebensmüde in ein Kloster zu Prag zurück und legte freiwillig das Ordenskleid an, dem er in seinen Jugendjahren entflohen war. Er starb als Mönch zu Prag, man weiß nicht wann. Auch die Stätte, wo er endlich Frieden fand, sein Grab, kennt man nicht. Ein Denkmal aber, unvergänglicher als aus Erz oder Marmor, hat er sich in seinen letzten Lebensjahren noch selbst gesetzt in seinem herrlichen „Stabat mater", welches einst am Hofe zu Parma begonnen, im Kloster zu Prag seine Vollendung fand. Dies Werk macht Astorga's Namen unsterblich für alle Zeiten.

Prinzessin Elisabeth lebte zehn Jahre lang nur ihrer schönen Kunst und dem Andenken an den Geliebten. Im Jahre 1714 aber mußte sie wirklich, wie ihr Vater es einst prophetisch ausgesprochen hatte, ihr Herz auf dem Altare des Vaterlandes opfern: sie mußte ihre Hand dem

Könige Philipp V. von Spanien reichen, eben jenem grausamen Despoten, der Astorga's Vater hatte hinrichten lassen.

Im Innern der Erde.

Naturwissenschaftliche Betrachtung.

Von

Theo Seelmann.

Von allen Theorien über die Weltentstehung hat sich bisher keine einer größeren Verbreitung zu erfreuen gehabt, als die Kant-Laplace'sche Lehre, nach der sich unser Sonnensystem aus einem glühend heißen gasförmigen Urzustande zu feurig-flüssigen Massen verdichtete. Dieses Chaos habe sich dann wieder in größere und kleinere Komplexe getrennt, die sich allmählig abkühlten und mit einer festen Kruste umgaben. Einen Beweis für die Richtigkeit dieser Annahme sei in dem Entwickelungszustand dreier Weltkörper zu erblicken, denen unsere Aufmerksamkeit am regsten zugewendet ist, der Sonne, des Mondes und der Erde. Die Feuerfluth des Sonnenballs, die Erstarrung des Mondes und der Nachweis eines feuerflüssigen Erdinnern geben das Beweismaterial für die Kant-Laplace'sche Weltentstehungslehre ab.

Nun kann natürlich keine Weltentstehungstheorie, so



sehr sie auch unserem jeweiligen Wissen entsprechen mag, Anspruch auf absolute Gewißheit erheben; neuere Entdeckungen stellen stets das scheinbar schon außer Zweifel Gestellte wieder in Frage, und so darf es uns nicht wundern, daß in neuester Zeit eine erweiterte Kenntniß unseres Erdkörpers zu Ergebnissen geführt hat, welche mit der Kant-Laplace'schen Hypothese kaum zu vereinigen sind, auf alle Fälle aber unsere Vorstellung von der Beschaffenheit des Innern unseres Erdballes gänzlich über den Haufen zu werfen drohen. Die hierher gehörigen Thatsachen und Schlüsse sind es, welche uns heute beschäftigen sollen.

Es ist eine alte Erfahrung, daß sich die Bodentemperatur bei der Entfernung von der Oberfläche in die Tiefe der Erdkugel steigert, und zwar lehrt uns die Wissenschaft auf Grund ihrer Untersuchungen, daß auf eine Tiefe von je 30 Meter eine Temperaturzunahme von 1° C. zu rechnen sei. Stellt man sich nun, so lehren die Vertreter der Kant-Laplace'sche Hypothese weiter, die Temperatur mit der Tiefe regelmäßig wachsend vor, so wird der Fall eintreten, „daß schon bei etwa 3000 Metern die Hitze des siedenden Wassers herrscht, bei 60,000 Metern aber schon die meisten Mineralien geschmolzen sein müssen."

Sehen wir uns nun um, welches die Befunde sind, die zu dem Glauben an eine solche in bestimmtem Verhältnisse fortschreitende Wärmezunahme berechtigen. In erster Linie sind hierbei die Temperatursteigerungen in's Feld geführt worden, wie sie bei den zu bergmännischen Zwecken und Brunnenanlagen hergestellten Bohrlöchern beobachtet worden sind. Das älteste dieser Bohrlöcher,

dessen Temperaturverhältnisse festgestellt wurden, ist der bekannte artesische Brunnen von Grenelle bei Paris, der bei 548 Metern Tiefe eine Höchsttemperatur von 27,76° C. ergab. Wie verhielt es sich nun bei diesem mit dem Gesetz der proportinalen Wärmevermehrung? Bei 28 Metern zeigte sich eine beständige Temperatur von 11,7° C., bei 505 Metern waren 26,38° C. zu verzeichnen, und sucht man aus diesen Angaben das Verhältniß der Wärmesteigerung zu berechnen, so kommt durchschnittlich auf 32,2 Meter eine Erhöhung um 1° C. In Wirklichkeit ergab aber die Untersuchung für die obersten 226 Meter nur 27, in den untersten 264 Metern jedoch 41 Meter auf 1° C., d. h. es bedurfte in der größeren Tiefe schon 8,7 Meter über dem Mittel mehr, um das Quecksilber um einen Grad in die Höhe zu treiben. Mit der größeren Tiefe hatte also die Wärme zwar noch zugenommen, aber es war doch für jeden Wärmegrad die Durchbohrung einer längeren Strecke nöthig, als es in der Nähe der Erdoberfläche erforderlich gewesen war.

Bei dem Bohrloch von Sperenberg, dessen Tiefe 1334 Meter beträgt, machte man dieselbe Wahrnehmung. Bis zu 1268 Metern wurden Temperaturmessungen vorgenommen, die zuletzt 48° C. ergaben, während bei 1130 Metern schon 46° C. nachgewiesen werden konnten. Die Temperatur wuchs also bei den letzten 138 Metern nur um etwa 2° C. Leider wurde das Sperenberger Bohrloch aufgegeben, und die Bohrung nicht fortgesetzt. Ein drittes Bohrloch von beträchtlicher Tiefe befindet sich bei Schladebach. Es dringt bis zu 1748,4 Metern in den Erdkörper

ein, und seine Totalzunahme beläuft sich auf 47,63° C. Für die letzten 62 Meter ist nur eine Vermehrung von 1,13° C. zu verzeichnen.

Aehnliche Erfahrungen hat man auch in den Bergwerken gemacht, wenn auch die Natur des Gesteins und die Meereshöhe bei der Feststellung der Wärmezunahme gebührend berücksichtigt werden. Gesteine, in denen eine chemische Zersetzung vor sich geht, haben eine höhere Eigentemperatur als solche, bei denen ein chemischer Prozeß nicht stattfindet. Thonschiefer und Kohlen haben, mit Schwefelkies durchsetzt, einen höheren Wärmegrad, als Gneis und Granit; unter gleichen Verhältnissen ist Thonschiefer um 1,5° C. wärmer als Granit, und Kupfererze übertreffen dasselbe Mineral sogar bis um 2,7° C. Die Verschiedenheit der Eigenwärme kommt natürlich auch in der Durchschnittstemperatur eines ganzen Bergwerks zum Ausdruck und prägt sich hier noch um Vieles entschiedener aus.

So ermittelte Bischof in Kohlengruben eine Wärmezunahme von 1° C. auf 30,95 Meter, in schwefelkieshaltigem Schiefer des Urals kommt schon auf 25 Meter und im Erzgebirge sogar auf 16 Meter ein Wärmegrad; hingegen in Erzgruben ist erst bei einem Fortschreiten um 81 Meter auf eine Wärmezunahme von 1° C. zu rechnen.

Es hat sich ferner mit großer Wahrscheinlichkeit die Erfahrung ergeben, daß im Gebirge die Wärmestufe größer ist als in der Ebene. Interessant sind in dieser Beziehung die Befunde geworden, welche die Arbeiten in den Hochgebirgstunnels brachten. „Es hat sich dabei," bemerkt D. Brauns, „stets ergeben, daß die Temperatur eines

bestimmten Punktes unter der Erde in einer gewissen Abhängigkeit von der des ihm nächstgelegenen Theiles der Erdoberfläche steht, und daß die Wärmestufe erheblich niedriger, also die Zunahme der Temperatur in der Tiefe erheblich stärker in Thälern, als unter den höhergelegenen Gebirgspartbien ist."

Ein gewichtiger Beleg dafür sind die Angaben von Stapff über den Gotthardtunnel. Unter dem Kastelhorn, welches sich 2861 Meter über den Meeresspiegel erhebt, nahm die Temperatur erst bei 52 Metern, unter der Cima Loita duro sogar nur bei je 62 Metern um 1° C. zu, während unter dem Urserntbal das Thermometer schon für je 25 Meter um 1° C. stieg. Die Frage der Wärmesteigerung gewann hier unmittelbar praktische Bedeutung. Denn wäre die Zunahme am Kastelhorn, wie befürchtet wurde, ebenso groß ausgefallen, so hätte der ganze Bau überhaupt unterbleiben müssen. Glücklicherweise erwiesen sich die Besorgnisse als unbegründet, da die Wärmevermehrung kaum die Hälfte der erwarteten Höhe erreichte.

Ueberblicken wir nun die ganze Sachlage, so finden wir keineswegs, wie wir anfänglich vermutheten, eine stetige gleichmäßige Steigerung der Erdwärme, sondern ein stetes, gesetzmäßiges Abnehmen des Grades der Wärmezunahme. Die Strecke, welche zur Erhöhung der Temperatur um 1° C. zu durchdringen ist, wird mit der größeren Entfernung von der Erdoberfläche und der Annäherung an den Erdmittelpunkt immer größer. Denken wir uns dieses Verhältniß immer weiter fortgesetzt, so werden immer

größere Tiefen für die Zunahme um einen Grad nöthig sein, bis wir endlich einen Punkt erreichen, wo eine weitere Steigerung nicht mehr eintritt, also beständig eine gleichmäßige Temperatur herrscht.

Birgt das Erdinnere aber in Wirklichkeit ein ungeheures Centralfeuer in sich, so kann unmöglich der Fall eintreten, daß wir, je näher wir diesem glühenden Mittelpunkte rücken, eine desto größere Strecke zu durchlaufen haben, um die Erhöhung der Temperatur verzeichnen zu können, vielmehr müßte gerade das Gegentheil der Fall sein. Die Erdwärme gibt daher gar keine Berechtigung zu der Annahme an eine Feuerfluth im Innern, vielmehr sprechen die erkannten Temperaturgesetze gegen eine solche und deuten auf die Abwesenheit eines feuerflüssigen Erdinnern hin.

Wie aber, hören wir fragen, lassen sich bei dieser Annahme die Vulkane erklären? Sind sie mit ihren Ausbrüchen nicht unanfechtbare Zeugen für die Feuermassen im Erdkörper?

Bekanntlich sind die Vulkane nach dem Vorgange von L. v. Buch und A. v. Humboldt als die Sicherheitsventile angesehen worden, welche die Rückwirkung des feuerflüssigen Erdkerns gegen seine starre Kruste abschwächen und, indem sie den Expansivkräften einen Ausweg verschaffen, die Sprengung der Erdwandung verhindern. Die treibende Kraft bei den Ausbrüchen der Vulkane soll der Wasserdampf bilden. Nehmen wir nun einstweilen an, daß wirklich ein proportionales Wachsen der Tiefentemperatur stattfinde, so müßte eine Temperatur von

1250 bis 1650° C. vorausgesetzt werden, da erst bei dieser enormen Wärmeentfaltung das Schmelzen der Lavamassen eintreten kann. Zur Erreichung eines solchen Wärmegrades wäre aber nach der Kant-Laplace'schen Theorie eine Tiefe von 40—55 Kilometern erforderlich, und von dorther müßte der Wasserdampf die Lavamassen emportreiben können. Das ist nun aber durchaus nicht der Fall; trotz seiner gewaltigen Spannkraft vermag der Wasserdampf bei der angegebenen Temperatur noch nicht einmal eine Lavasäule von 10 Kilometern zu heben. Der Widerspruch liegt daher offen zu Tage.

Aber wir wollen auch diese Unmöglichkeit zugeben und den Herd der Vulkane in eine Tiefe von 55 Kilometer verlegen. Nach den Berechnungen von Hopkins, der selbst ein Anhänger von der Feuerflüssigkeit des Erdkerns ist, muß die feste Erdkruste mindestens ein Viertel des Erdhalbmessers betragen, also wenigstens 1600 Kilometer stark sein. Halten wir nun die angenommenen 55 Kilometer dagegen, so ergibt ein einfacher Vergleich der beiden Zahlengrößen, wie weit selbst nach den Vertretern des proportionalen Wärmewachsthums die Vulkanherde von einem feuerflüssigen Erdkern entfernt sind. Die Vulkane können also unmöglich ihre Auswurfsstoffe und Hitzemengen aus dem Erdinnern beziehen, sondern ihre Herde liegen bedeutend oberflächlicher, sie finden in örtlichen Umständen ihre Erklärung und bedürfen gar nicht der angenommenen Feuergluth des Erdinnern.

Welcher Art sind nun die örtlichen Vorbedingungen, welche die Bildung eines Vulkans ermöglichen? Wir haben schon bei der Besprechung der Bohrlöchertemperaturen

gesehen, daß gewisse Gesteine infolge chemischer Zersetzungen besonders hohe Eigenwärme zeigen, und die chemischen Vorgänge innerhalb der verschiedenen Gesteinsarten reichen ganz gut dazu hin, die Entwickelung bedeutender Hitzegrade in den Vulkanen annehmbar erscheinen zu lassen. In der Nähe von Hildesheim z. B. tritt an einzelnen Stellen Liasschiefer zu Tage, der sehr reich an Schwefelkies und Kohlenwasserstoff und im gewöhnlichen Zustande von bläulich-grauer oder schwärzlicher Farbe ist. Nun findet sich aber auf umfangreichen Flächen die Farbe völlig verändert — die Schiefer sind rothgebrannt. „Diese Veränderung der Farbe," sagt D. Brauns, „und der übrigen Eigenschaften des in diesem Schiefergestein enthaltenen Thones, die Umwandlung der in ihm enthaltenen Eisenverbindungen in Rotheisenerz erstreckt sich oft auf ziemlich große Parthien und namentlich so tief unter der Erdoberfläche, daß wir sie als einen durchaus natürlichen Vorgang — als Produkt einer Selbstentzündung — ansehen müssen, bei welchem eine Temperatur entwickelt worden ist, welche dem sogenannten ‚Gutbrennen' des Thones etwa gleich kommt."

Vergegenwärtigen wir uns, daß ein solcher Prozeß von Zersetzung der Schwefelverbindungen sich in der Nähe von Braun- und Steinkohlenlagern abspielt, dieselben ergreift, daß ferner durch Spalten und Risse im Gebirge für den Zutritt von Sauerstoff gesorgt ist, so wird sicherlich eine Hitzequelle angenommen werden müssen, die für die vulkanischen Erscheinungen von genügender Ergiebigkeit ist. Kommt dann noch durch irgendwelche unterirdischen Gänge

Wasser und, wie wir gleich vorweg sagen wollen, Meerwasser hinzu, so ist auch in dem sich bildenden Wasserdampf die Kraft gegeben, welche die glühenden Massen mit gewaltigen Armen emporhebt und den Ausbruch des Vulkans verursacht.

Wenn wir für die Entstehung von Vulkanen dem Schwefel eine besondere Rolle zuschrieben, so zeugen die vulkanischen Produkte für die Richtigkeit dieser Ansicht. Schwefelwasserstoff und auch schweflige Säure, Schwefelquellen und Schwefelablagerungen sind in vulkanischen Gebieten immer anzutreffen, wobei durch das Vorhandensein des Schwefelwasserstoffs neben der schwefligen Säure zugleich der Beweis erbracht wird, daß die vulkanische Hitze nicht überall groß genug ist, um die Verbrennung des Ersteren in die Letztere zu vollziehen. Auch die Hereinziehung der Kohlenlager bei der Entstehung der Vulkane gewinnt an Bedeutung, wenn wir sehen, wie sich Kohlenflötze theils in Ländern mit vulkanischen Distrikten vorgefunden haben, theils zu vermuthen sind, da Formationen vorhanden sind, in welchen Kohlenflötze zu ziehen pflegen.

Es war ferner das Meerwasser als unerläßlich für die Thätigkeit der Vulkane erwähnt worden. Für die Mitwirkung des Meeres bei den vulkanischen Ausbrüchen spricht nun deutlich die geographische Lage der Vulkane. Es treten nämlich Vulkane mit hochentwickelter Thätigkeit ausschließlich in der Nähe von Meeresküsten oder auf Inseln auf, während im Binnenlande nur erloschene oder dem Verlöschen nahe Vulkangebiete anzutreffen sind.

Es mag vielleicht die Frage aufgeworfen werden, wie

bei der Erklärung der Vulkanentstehung ohne feuerflüssigen Erdkern das jahrhundertelange Verlöschen von Vulkanen und ihr plötzliches Wiederaufleben gedeutet werden soll. Wir haben bei der Darlegung der natürlichen Ursachen eines Vulkans den Wasserdampf als die treibende Kraft walten und vorhergehend das Meerwasser zu Erzeugung desselben unumgänglich nöthig gesehen. Denken wir uns nun, daß durch Einstürze infolge von Auswaschungen oder Erdbeben der unterirdische Zugang des Meeres zum Vulkan versperrt ist, so wird allmählig der Wasserdampf bei mangelndem Zufluß von neuen Wassermassen ausgehen und damit die hebende Gewalt für die Lavamassen nachlassen — der Vulkan wird langsam verlöschen. Nehmen wir aber den Fall an, daß aus gleichen Ursachen dem Meere wieder der Zugang zu dem Vulkanherd gebahnt wird, so wird sich natürlich die ganze Entwickelung wiederholen, es wird sich von Neuem Wasserdampf bilden, und der Vulkan wird, so lange die übrigen Vorbedingungen noch vorhanden sind, erwachen.

Wenden wir uns jetzt zu den heißen Quellen und untersuchen wir, ob sie in unser System passen oder nicht. Das Wasser, welches durch die verschiedenen Gesteinsschichten in die Tiefen einsickert, nimmt auf diesem Wege bald die Temperatur der Durchgangsschichten an und wird daher, wenn es als Quellwasser wieder an die Oberfläche emporsteigt, einen Wärmegrad besitzen, der dem seiner Ursprungsstätte ziemlich gleich ist. Es hatte sich bei der Erörterung der Bohrlöcher herausgestellt, daß die Temperatur derselben auf nahe 60° C. steigen kann. Ganz

im Einklang damit stehen nun die Wärmehöhen der meisten warmen Quellen. So hat Aix in Savoyen 54,3° C., Barèges in den Pyrenäen 40° C., Bath in England 46,25° C. und die Hotwells bei Bristol nur etwa 30° C. Finden sich außerdem Quellen von höheren Temperaturen, so lassen sich diese Erscheinungen entweder auf besondere chemische Vorbedingungen oder auf vulkanische Ursachen zurückführen, mögen nun die Vulkane noch in Thätigkeit stehen, oder mögen die Austrittspunkte der Quellen nur in vormaliges vulkanisches Gebiet fallen.

Als die letzten Ausläufer eines einstigen Vulkanismus erscheinen beispielsweise die warmen Quellen, welche im südlichen und westlichen Deutschland entspringen. Der Kaiserstuhl in Baden, der Roderberg bei Bonn, die Vulkane der Eifel sind sämmtlich noch in der jetzigen geologischen Periode thätig gewesen, während in vorhergegangenen Zeiten ganz Hessen, die Rhön, der Vogelsberg und das Siebengebirge eine noch gewaltigere Vulkanthätigkeit aufwiesen. Die warmen Quellen tragen aber auch selbst noch heutzutage, wenn auch nicht immer, so doch in vielen Fällen, die Merkmale ihres Ursprungs und ehemaligen Vulkanismus an sich, indem sie sich durch den Gehalt an Mineralien, vornehmlich Schwefelverbindungen, auszeichnen.

Es wird nun noch übrig bleiben, die Erdbeben, unabhängig von dem feuerflüssigen Erdkern, zu erklären und anderweitige Entstehungsursachen dafür anzugeben. Bekanntlich nennt man den Ausgangspunkt eines Erdbebens sein Centrum, und es ist nun auf Grund genauer Beob-

achtungen gelungen, die Entfernung jedes Centrums von der Erdoberfläche zu berechnen. Es hat sich dabei herausgestellt, daß die bei verschiedenen Erdbeben für die Tiefe des Centrums gewonnenen Berechnungen weit hinter den Werthen zurückstehen, die sie eigentlich bei der Annahme eines glühenden Erdinnern haben müßten. Als größte Tiefe hat man 39 Kilometer gefunden, aber bei dem bekannten Erdbeben von Ischia lag das Centrum nur 1000 Meter unter dem Meeresspiegel. Nimmt man auch nur die höchsten Werthe für richtig an, so ist bei der verhältnißmäßig geringen Tiefe immer noch nicht zu begreifen, wie diese Erschütterungen mit einem feuerflüssigen Erdkern in Verbindung stehen sollen.

Von den Verfechtern eines Centralfeuers im Erdkörper ist lange Zeit hindurch aus der Häufigkeit der Erdbeben in vulkanischen Gebieten der Schluß gezogen worden, daß dieselben als Begleiterscheinungen des Vulkanismus anzusehen seien und daß sie eben als Beweis für die Richtigkeit der aufgestellten Vulkantheorie zu gelten hätten. Allein die Folgerung hat sich jetzt als irrig erwiesen, denn es sind nicht nur in unvulkanischen Gegenden überhaupt Erdbeben beobachtet worden, sondern sie gehören in einigen derselben auch zu den öfter wiederkehrenden Begebnissen.

Ergab sich also aus der geringen Centrumstiefe die Unabhängigkeit der Erdbeben von einem feuerflüssigen Erdkern, so ergibt sich jetzt auch durch ihr Auftreten in nicht vulkanischen Gebieten die Gewißheit, daß die vulkanische Thätigkeit mit ihren Gasen und Dämpfen nicht die Erregerin der Erderschütterungen sein kann. Man

hat ferner aus den Hebungen, die nach Erdbeben beobachtet worden sind, den Nachweis für eine treibende Kraft des Erdinnern ableiten wollen, aber auch hier erkennen müssen, daß nur durch die Senkung des einen Theils des Beobachtungsgegenstandes der andere gehoben erschien, oder sonstige Täuschungen die Angaben bedingt hatten. Es bleibt daher der Ausspruch von Fuchs zu Recht bestehen, „daß, seitdem Erdbeben wissenschaftlich beobachtet und deren Folgen untersucht wurden, sich unter vielen Tausenden von Erdbeben auch nicht ein Fall von Hebung zugetragen hat.“ Vielmehr sind die wesentlichen Störungen der Erdoberfläche immer nur Senkungen.

Diese Beobachtung gibt uns den Schlüssel zur Erklärung der Erdbeben. Da eine Senkung nur eintreten kann, wenn sich unter der senkenden Fläche ein hohler Raum befindet, in den die Senkungsmassen hineingleiten können, so wird sich als Ursache für die Erdbeben ergeben: der Einsturz beträchtlicher Massen von Gestein in Hohlräumen, welche sich im Innern der Erde ausdehnen. Die Einsturztheorie beseitigt alle Widersprüche, die sich bei der Annahme eines feuerflüssigen Erdkerns aufdecken ließen, und vereinigt alle Befunde zu einem Ganzen; sie stellt das Erdbeben als eine wellenförmige Erschütterung der oberflächlicheren Erdschichten hin, sie bedingt nur eine mäßige Entfernung des Centrums von denselben und sie erklärt das Vorkommen des Erdbebens in vulkanischen und nichtvulkanischen Gebieten.

Für das Vorhandensein meilenweiter Erdhöhlen zeugen die schon gemachten und immer noch hinzutretenden neuen

Entdeckungen, ganz abgesehen davon, daß eine Bildung derselben fortwährend stattfindet. Bei den Vulkanen wird der Vulkan die Aushöhlungen durch den Auswurf der Lavamassen selbst übernehmen, in unvulkanischen Gegenden die auslaugende Kraft des Wassers dieselbe Wirkung hervorbringen.

Zur Beurtheilung der Menge der vulkanischen Auswurfstoffe mag eine Berechnung dienen, die beim Vesuv gemacht worden ist. Derselbe hat seit dem Jahre 79 n. Chr. einen abgestumpften Kegel von ungefähr 600 Meter Höhe und einem Basisdurchmesser von 3 Kilometern ausgeworfen, also einen Berg, der nach ungefährer Bestimmung eine Drittelmilliarde Kubikmeter enthält. Bedenkt man, daß der Vesuv bei Weitem nicht der größte Vulkan und außer ihm noch eine lange Reihe anderer thätig ist, so wird man sich den Umfang der Aushöhlung vorstellen können, die im Erdkörper durch das vulkanische Feuer hervorgebracht werden. Das Wasser wird natürlich seine auslaugenden Eigenschaften am meisten in Gebirgsstöcken mit leicht löslichen Mineralien bethätigen und da am kräftigsten waschen und auflösen, wo sich Salz- und Gypslager erstrecken. So hat man für die Lorenzquelle in Wallis berechnet, daß sie den dortigen Gypsmassen Mengen entnimmt, welche für das Jahr einem Raum von etwa 2000 Kubikmetern entsprechen. In der That hat man denn auch in Gegenden mit derartigem Untergrund wiederholt Erdbeben zu verzeichnen gehabt. Für Erdbeben auf Salzlagern gibt es in Deutschland ein Beispiel, das um so lebhafteres Interesse erweckt, als die Ursache zu

denselben eine künstliche ist: Staßfurt. Wie bei einer natürlichen Erderschütterung wiederholen sich hier von Zeit zu Zeit schwache Erdbeben mit Senkungen, die in der Ausbeutung der reichen Salzlager unter Staßfurt ihren Grund haben und in Wirklichkeit durch das Einstürzen von Decken der künstlich angelegten Hohlräume hervorgerufen werden.

Ueberſehen wir noch einmal die vorgebrachten Gründe, welche gegen einen feuerflüssigen Erdkern und für eine anderweitige Ableitung der ihm zugeschriebenen Erscheinungen sprechen, so läßt sich kaum bestreiten, daß die Einwände gegen denselben ziemlich gewichtiger Natur sind, doch darf man nicht etwa annehmen, daß sie als absolut entscheidend zu gelten hätten. Die Geologie ist eine Wissenschaft, die in reger Entwicklung begriffen ist und der noch ein weites Feld zum Abbau vorliegt. Erst von der Zukunft ist zu hoffen, daß es der Wissenschaft gelingen möge, die Frage nach der Beschaffenheit des Erdinnern endgiltig zu entscheiden.

Friedrich's des Großen Friedenswerk.

Historischer Rückblick

von

Hanns v. Spielberg.

Ueber hundert Jahre sind verflossen, seit einer der hervorragendsten Herrscher und Menschen, welche die Geschichte kennt: Friedrich der Große, seine irdische Laufbahn beschloß. Zugleich ein Krieger, Staatsmann, Gesetzgeber und Philosoph, ein König, wie er nur selten geboren wird, hat er die Machtstellung Preußens begründet und durch seinen gewaltigen Kampf, den er sieben Jahre lang gegen ganz Europa siegreich durchgefochten, zuerst nach der namenlosen Schwäche und Erniedrigung des dreißigjährigen Krieges den Namen der Deutschen im Auslande wieder geachtet gemacht.

Die Kriegsthaten des großen Königs sind weit über die Grenzen des Vaterlandes hinaus bewundert und gepriesen, und von jeher anerkannt worden. Ungleich weniger bekannt aber sind die Friedensthaten des Herrschers. Blendend und geräuschvoll kündet der Schlachtenruhm sich an, still und bescheiden tritt die emsige Arbeit langer Friedens-

jahre in den Hintergrund. Ja, mehr als das. Je gewaltiger die Gestalt des großen Königs als des ersten Kriegshelden seiner Zeit der Mit- und der Nachwelt erscheint, desto mehr hat sich das Bild seiner friedlichen Thätigkeit verwischt.

Mit dem Schlagwort, daß er die Personifikation des „aufgeklärten Despotismus" sei, fand sich ein Jahrhundert lang die allgemeine Geschichtsschreibung ab, sie leugnete nicht geradezu, was er für sein geliebtes Preußen gethan, denn die Thatsachen ließen sich nicht leugnen, aber sie gefiel sich darin, in ihre Schilderungen wieder und immer wieder die bittere Bemerkung einzuflechten, daß seine Regierung, besonders in den letzten Jahrzehnten, denn doch nur von starrem Absolutismus geleitet gewesen sei, daß seine feste Hand mit eiserner Strenge auf Land und Volk geruht habe. Der königlich preußische „Kaffeeriecher", der die Straßen durchschnüffelte, um dem verbotenen Brennen der edlen Mokkabohnen nachzuspüren, der Zopf und der Korporalstock wurden zu Symbolen jener Zeit gestempelt, Friedrich selbst in seiner kühlen Haltung gegen die aufblühende vaterländische Literatur galt als Feind deutschen Eigenwesens, und als dann unter dem Ansturm der elementaren Gewalt napoleonischer Energie der Staat Preußen zusammenbrach, hielt man es für eine unwiderlegliche Thatsache, daß dieser Sturz zugleich den Zusammenbruch des „Friedericianischen Systems" bedeute. Wie aber gerade die festen Grundlagen, welche der große König seinem Staat gegeben, die Erhebung Preußens aus tiefster Erniedrigung ermöglichten, übersah man fast vollständig.

Erst ein eingehendes Studium der Archive, die Veröffentlichung zahlreicher Memoiren von Friedrich's II. Staatsdienern und Vertrauenspersonen in neuester Zeit, haben das Bild des Herrschers geklärt — sie haben uns den Friedensfürsten in ihm womöglich noch mehr bewundern gelehrt, als den lorbeergekrönten Kriegshelden!

In harter, eisernstrenger Schule war Friedrich gereift, die phantastischen Ideen seiner Jugend hatten sich verloren, ohne daß darum seine Seele an Schwung, sein Herz an Adel eingebüßt hätte. Er war ein Mann geworden, dem das strenge Gefühl der Pflichterfüllung obenan stand, und als Pflichterfüllung hat er seine königliche Aufgabe bis zum letzten Athemzuge angesehen. Er war und blieb allezeit der „erste Diener des Staates", er empfand ohne Unterlaß seine volle und schwere Verantwortung, sein ganzes Denken und Thun war gerichtet auf die Förderung des Gemeinwesens, auf die Hebung des Wohlergehens seiner Unterthanen, auf Recht und Gerechtigkeit. Wenn er sich selbst dem Gebot der Pflicht unbedingt unterordnete, so verlangte er diese Unterordnung auch von jedem, dem höchsten und geringsten seiner Bürger. Trotz der redlichen, hochverdienstvollen Arbeit seines Vaters und königlichen Vorgängers, übernahm er den Staat doch als ein noch unfertiges Gebäude, die neuen Glieder, die er ihm zufügte, mußten erst mit dem alten Stamm verschweißt werden, die Grundlagen eines jeden Kulturstaats: Bildung und wirthschaftliches Gedeihen, fehlten. Nach allen Seiten mußte der König selbst eingreifen, selbst leiten — was unter ihm geleistet wurde, ist daher sein eigenstes Werk.

„Die Pflege der Gerechtigkeit ist die erste Amtspflicht des Fürsten,“ hatte der Kronprinz Friedrich geschrieben, die ersten Friedensthaten des Königs galten der Justiz. Er hob die Tortur in allen seinen Staaten auf, er ließ von dem geistreichen Cocceji schon 1748 jene vortreffliche „Kammergerichts-Ordnung“ entwerfen, die mit einem Schlage das verrottete Gerichtsverfahren von dem Ballast der Jahrhunderte reinigte und Preußen zum ersten Rechtsstaat in Europa machte. Der Richterstand und die Anwälte, die Gerichtskosten und das Mündelrecht wurden durch diesen epochemachenden Akt neu organisirt, die Unabhängigkeit der Rechtspflege vor jeder Willkür ein für allemal sichergestellt.

Während in allen europäischen Landen die Kabinetsjustiz in vollster Blüthe stand und unbekümmert um Recht und Gesetz in das Gerichtsverfahren eigenmächtig eingriff, besaß Preußen seitdem einen Richterstand, dessen Gerechtigkeitsliebe und Unparteilichkeit niemals, selbst von den Feinden Preußens nicht, angetastet wurde. Wohl fehlte dem Lande noch ein alle Gebiete der Rechtspflege umfassendes Gesetzbuch, und es war der dringendste Wunsch Friedrich's II., ein solches noch bei seinen Lebzeiten einführen zu können. Schon mit Cocceji hatte er vor dem siebenjährigen Kriege die leitenden Gesichtspunkte für dasselbe bearbeitet, im letzten Jahrzehnt seines Lebens nahm er den Gedanken wiederum auf und übertrug dem verdienstvollen Justizgroßkanzler v. Carmer und dem gelehrten Suarez die Bearbeitung. Im Frühjahr 1784 wurden deren Entwürfe veröffentlicht, um — ein für

jene Zeit unerhörter Fall — das ganze Volk zu einer „gründlichen, redlichen und freimüthigen Prüfung" aufzufordern.

Es war dem König aber nicht vergönnt, den Abschluß dieser Arbeiten zu erleben, erst fünf Jahre nach dem Tode Friedrich's wurde der Entwurf als „Allgemeines Landrecht" eingeführt; immerhin verdankt der Staat seiner Initiative allein diese segensreiche, einheitliche Gesetzgebung.

Mit Ernst und Strenge griff der König in die Verwaltung des Landes ein: Wohlwollen für den gemeinen Mann, Förderung des Ackerbaues, des Handels und der Industrie sind die leitenden Gesichtspunkte in allen seinen Verordnungen. Schon vor dem siebenjährigen Kriege hatte er die Dienstbarkeit, die Frohnden der Bauern, um die Hälfte herabgesetzt; nach dem Friedensschluß sah er seine höchste Aufgabe in der Erleichterung der Lage der breiteren Schichten des Volkes. Es sah trübe aus in fast allen Provinzen des schwer heimgesuchten Staates. „Ganze Gegenden," schreibt der König selbst in seinen Denkwürdigkeiten, „waren in einem Zustand der Verheerung, in dem man kaum noch die Spuren menschlicher Wohnsitze entdeckte, ganze Städte lagen in Schutt und Trümmern, 3000 Häuser waren spurlos verschwunden, keine Saaten bestellt, kein Getreide vorhanden, 60,000 Pferde verloren, die den Bauern zur Arbeit nöthiger als je gewesen wären, und dazu ein Rückgang der Bevölkerung um 500,000 Menschen."

Dank seiner musterhaften Wirthschaft verfügte Friedrich bei der Beendigung des Krieges noch über hohe

Summen, die er aufgespart hatte, um für alle Fälle gerüstet zu sein. Jetzt gab er mit vollen Händen, Städte und Dörfer wieder aufzubauen. Die Artillerie mußte Pferde zur Feldbestellung, die Armeeverwaltung Saatkorn aus den Magazinen stellen, Schlesien wurde auf sechs Monate, Pommern und die Neumark auf zwei Jahre von der Steuer befreit. 20,389,000 Thaler zahlte der König den Provinzen, um sie von den drückendsten Kriegsschäden zu entlasten. Die Gründung landwirthschaftlicher Kreditvereine geschah auf seine Anregung, fortgesetzt drang er in allen seinen Reskripten auf die Urbarmachung der Oedländereien, in dem entvölkerten Pommern siedelte er Tausende von Pfälzern, in Westpreußen und vor Allem im Netzedistrikt über 11,000 betriebsame Württemberger und Badenser als freie Bauern an. Noch heute kennt man diese süddeutschen Gemeinden heraus, noch heute wird in den Gegenden von Kulm und Gniewkowo das Kirchweihfest mit dem heimischen Liede: „Heut isch Kürbi, morgen isch Kürbi, Bis zu Mittwoch Abend!" begrüßt, und noch heute tragen dort die Mädchen nach süddeutscher Art ihren Marktkorb auf dem Kopf zur Stadt.

Wir besitzen die genauen Rechnungsbelege über die Summen, welche in den einzelnen Provinzen den Bauern zum Aufbau ihrer Häuser, zur Feldbestellung vorgeschossen und dann meist geschenkt wurden, wir kennen die Beträge, welche des Königs persönliche Fürsorge für den Ankauf von spanischen Schafen zur Verbesserung der Wollzucht, für Maulbeerbaumpflanzungen, für Trockenlegung von Sümpfen u. s. w. bewilligte, das Staatsarchiv besitzt

Hunderte von Einzelverfügungen, in denen bald eine Regierung scharf getadelt wurde, weil sie nicht die gehörige Nachsicht bei den Steuereintreibungen gegen die armen Leute hatte walten lassen, oder die Rechte der Bauern nicht scharf genug wahrnahm, oder nicht häufig genug Bericht über den Stand der Bodenvermessungen eingereicht hatte — in Allem und Jedem aber spricht sich die bis in's Einzelne gehende Sorgfalt des Herrschers für das Leben und Gedeihen selbst des geringsten seiner Unterthanen aus. Er konnte hart, unerbittlich streng sein, wenn er argwöhnte, daß einem Armen sein Recht vorenthalten war, ja der einzige Fall, in dem die Forschung dem Könige Ungerechtigkeit vorwerfen muß, entsprang nur seinem, hier mißbrauchten, Gerechtigkeitsgefühl. Es ist die bekannte Prozeßsache des Müllers Arnold, der fälschlicherweise seinen Gutsherrn wegen Wasserentziehung verklagte und, von allen Instanzen abgewiesen, schließlich bei dem Monarchen seinen Verdächtigungen der Justiz Gehör zu schaffen wußte. Friedrich verurtheilte bekanntlich alle Richter und selbst den Großkanzler zu harten Strafen, weil sie seiner Meinung nach für den adeligen Grundherrn parteiisch geurtheilt hatten, und erst sehr spät stellte sich heraus, daß diesmal der Müller der Betrüger gewesen war.

Nicht anders als in der Fürsorge für den Ackerbau entfaltete sich Friedrich's Thätigkeit auf dem Gebiet der Industrie und des Handels. Wohl hat man den großen König gerade in seiner Wirthschaftspolitik kleinlich und engherzig genannt, man hat über den hohen Zoll, der

auf alle ausländischen Manufakturerzeugnisse gelegt wurde, gespottet, und die strengen Maßregeln, die der König gegen jede Art von Schmuggel ergriff, nicht stark genug tadeln zu können geglaubt — trotzdem spricht der Erfolg, der schließlich im wirthschaftlichen Leben doch der wesentlichste Faktor ist, in überzeugendster Weise für die Maßnahmen des Herrschers. Trotz des drückend schweren Harnisches, den Preußen um seiner Sicherheit halber tragen mußte, trotz der gewaltigen Ausgaben für die Armee, hat Friedrich in den zwölf Jahren von 1773 bis 1785 nicht weniger als 45 Millionen Thaler für Landesmeliorationen aller Art verausgaben, und seinem Nachfolger außerdem noch einen Kriegsschatz von baaren 55 Millionen hinterlassen können.

Gewiß sind die Mittel, welche der König zur Aufbringung des Staatsbedarfs anwandte, nicht immer im Einklang mit den Theorien der modernen Volkswirthschaft, aber die Verhältnisse der damaligen Zeit waren auch andere, als die heutigen, und erforderten daher andere Mittel. Seinen Zweck, durch eine Besteuerung von Gegenständen des allgemeinen Gebrauchs die Mittel zu gewinnen, um sowohl die äußere Sicherheit des Staates zu verbürgen, wie Ackerbau und Industrie kräftig heben zu können, hat Friedrich jedenfalls völlig erreicht.

Gerade über sein letztes Regierungsjahr liegen ziffermäßige Zusammenstellungen vor, aus denen unumstößlich hervorgeht, daß die preußische Industrie einen Jahresertrag von über 30 Millionen Thaler lieferte — bei dem Regierungsantritt des Königs war sie von ganz verschwindender Bedeutung gewesen. Die Leinwandfabrikation stand

besonders in Schlesien in hoher Blüthe, Berlin und Breslau waren stattliche Fabrikstädte geworden. Die königliche, bald zu glänzender Leistungsfähigkeit sich entwickelnde Porzellanmanufaktur, die Tabaksfabrik verdankten Friedrich ihre Entstehung, auf seine Veranlassung gründete ein unternehmender Berliner Kaufmann, Gotzkowski, die erste Bijouteriewaaren- und die erste Sammetfabrik in Preußen, mit des Königs Unterstützung und unter staatlicher Beihilfe entstanden zahlreiche Spinnereien und Seidenfabriken, Färbereien und Gießereien.

Die preußische Bank, welche der König 1765 nach dem Vorbild der englischen schuf und mit einem Grundstock von 8 Millionen Thaler ausstattete, war ein Werk seiner persönlichen Schaffenskraft und seiner tiefen Einsicht. Der Kaufmannsstand hatte sich ursprünglich dem königlichen Plan gegenüber ziemlich ablehnend verhalten, und erst als die Berliner Hauptbank und ihre durch alle Provinzen vertheilten Filialen ihre nutzbringende Thätigkeit entfalteten, leuchtete den ehrsamen Krämern die Brauchbarkeit des Unternehmens ein.

Eine der wichtigsten Errungenschaften, die Preußen allein dem energischen Willen und der tiefen, seiner Zeit weit vorauseilenden Weisheit Friedrich's verdankt, ist der allgemeine Schulzwang, welcher, wie die allgemeine Wehrpflicht, allmählig von fast allen europäischen Staaten eingeführt wurde. Das erste größere Werk des Königs nach dem Frieden war das „General-Landschul-Reglement", welches die Schulpflicht staatlich feststellte und zugleich Vorsorge für eine sachgemäße Ausbildung der Schullehrer

auf dem „Khurmärkischen Küster- und Schul-Seminario zu Berlin“ trug. „Geschicktere und bessere Unterthanen,“ schrieb der König, „sollten die Landschulen ausbilden,“ und mit nie ermüdendem Eifer ist er unter den schwierigsten Verhältnissen bestrebt gewesen, das Schulwesen zu heben und zu Ansehen zu bringen; wo er konnte, zog er fremde „Schulhalter“ in's Land, und immer wieder schärfte er den Regierungen auf's Strengste seine Schulvorschriften ein: „Eltern, Herrschaften und Vormünder müssen die ihnen anvertrauten Kinder vom fünften bis zum dreizehnten Jahre in die Schule schicken, bis sie nicht nur das Nöthigste vom Christenthum gefasset haben und fertig lesen und schreiben können, sondern auch von demjenigen Rede und Antwort geben können, so ihnen nach den von Unseren consistoriis approbirten Lehrbüchern beygebracht werden soll.“

Unter all' diesen Arbeiten versäumte Friedrich die Ausbildung und Vermehrung seines Heeres nicht. Er wußte, daß seines Staates Sicherheit und Ansehen nur durch ein schlagfertiges Heer gewährleistet werden könne. Unermüdlich wohnte er selbst der Detailausbildung der Regimenter bei, inspicirte die Truppen, nahm Revuen und Manöver ab, jene Manöver, zu denen, wie heute bei den Uebungen des deutschen Heeres, alljährlich Hunderte von Offizieren aus aller Herren Länder zusammenströmten, um zu bewundern und zu lernen. In eingehenden Instruktionen legte der König seine Anschauungen über den Krieg für seine Generale nieder — in jenen Instruktionen, die ihm nebst seinen kriegshistorischen Schriften heute noch eine

Ehrenstätte unter allen militärischen Klassikern gewährleisten.

Es erscheint in der That fast unglaublich, welche Arbeitslast der Monarch täglich bewältigte. Nur die streng geregelte Eintheilung seines Tagewerks ermöglichte diese Riesenleistung, von der ein gewöhnlicher Mensch erdrückt worden wäre. Wir besitzen die genauesten Angaben über diese Tageseintheilung: „Nachdem der König in den Abend- und Morgenstunden die Depeschen seiner Gesandten, die Berichte seiner Minister und Generale gelesen, ließ er um 5 Uhr früh seine drei Kabinetssekretäre eintreten, um ihnen die Antworten auf jene Schriftstücke und auf die zahllosen Zuschriften, Beschwerden und Bitten aus dem Lande mit wunderbarer Schnelligkeit und Schlagfertigkeit zu diktiren. Um 7 Uhr empfing er den Kommandanten von Potsdam, sodann seine Flügeladjutanten, um 11 Uhr seinen ersten Minister, den Grafen Hertzberg, um 12 Uhr nahm er meist allein sein Mittagsmahl ein. Am Nachmittag unterschrieb er die früh den Sekretären diktirten Anweisungen und Schriften, die inzwischen fertiggestellt sein mußten, von 5 bis 8 Uhr widmete er sich der Erholung, d. h. entweder der Geselligkeit mit den Gelehrten, die er an seinen Hof gezogen hatte, oder seiner ausgedehnten literarischen Thätigkeit. Um 8 Uhr folgte die Abendmahlzeit, dann ließ er sich vorlesen und ging früh zur Ruhe. In dem ganzen letzten Jahrzehnt seines Lebens fand er aber höchstens einige Stunden einen kurzen, wenig erquickenden Schlaf und stand häufig schon um Mitternacht wieder auf, um Depeschen zu lesen oder literarisch zu arbeiten.

Die schriftstellerische Thätigkeit Friedrich's würde allein genügen, ihm den Ruf eines berühmten Mannes zu sichern; seine „Histoire de mon temps", die Denkwürdigkeiten des Hauses Brandenburg, bezeichnet einer unserer ersten heutigen Geschichtsforscher als ein „glänzendes Zeugniß der ganz ungemeinen Befähigung, die der König für die schwierigsten Aufgaben des Geschichtsschreibers hatte." Nehmen wir aus seiner Jugendzeit den berühmten „Antimacchiavel", jene geharnischte Streitschrift gegen eine egoistische Regierungsweisheit, aus seinem Alter seine geniale Abhandlung über die Regierungsformen und die Regentenpflichten, ein Werk voll wahrhaft königlicher Gedanken, nehmen wir endlich seinen mehrere Bände füllenden Briefwechsel mit Voltaire und d'Alembert, den beiden großen Franzosen, so haben wir kaum die wichtigsten schriftstellerischen Aeußerungen des gewaltigen Geistes genannt, eines Geistes, der an Freiheit und Selbstständigkeit des Denkens seinem Jahrhundert weit vorausgeeilt war.

Schmerzlich ist freilich für uns, daß dieser echt deutsche Fürst seine unsterblichen Werke französisch schrieb, daß er nie ein volles Verständniß für die gerade in seiner Zeit kraftvoll sich entfaltende deutsche, vaterländische Literatur zu entwickeln vermochte. Deutsch war Friedrich in allem seinem Thun und Denken, Deutschlands Größe durch Preußen war sein höchstes Ziel, deutscher Fürstenstolz allein beseelte sein Herz, wie er und seine Thaten ja auch zuerst dem Volke seinen Nationalstolz wiedergaben, und trotzdem empfand er kein Interesse für das Erwachen der jungen deutschen Literatur. In französischer Zunge dich-

tete er, plauderte er, schrieb er Geschichte, lehrte er die Kriegskunst. Seine Jugendzeit, seine erste Erziehung hatte ihn nur in die Gebiete der französischen, damals allein die Welt beherrschenden Bildung eingeführt, noch dem Jüngling konnte die deutsche Literatur nichts bieten, denn wie hätten die Verse selbst eines Bodmer oder Gellert neben den formenschönen, gedankenschweren Dichtungen Molière's oder Racine's bestehen können, im Alter aber war es zu spät. Der König hat es selbst am schwersten empfunden, was ihm versagt blieb, schrieb er doch im Jahre 1780: „Ein Wandel bereitet sich vor. Auch wir werden unsere Klassiker haben, unsere Nachbarn werden Deutsch lernen, die Höfe werden es sprechen. Die schönen Tage unserer Literatur nähern sich. Ich kündige sie Euch an, aber ich werde sie nicht mehr schauen. Ich bin wie Moses: von Weitem sehe ich das gelobte Land, aber betreten werde ich es nicht!" Er hatte Recht. Schon hatten ein Klopstock, ein Lessing, ein Herder in deutscher Sprache geschrieben, und glänzend stieg am Horizonte bereits das Doppelgestirn Goethe und Schiller empor.

Das Leben des großen Mannes neigte sich dem Ende zu. Eine sechsundvierzigjährige Regierung, davon mehr als ein Jahrzehnt im Feldlager, hatte des Helden Körperkräfte aufgerieben, nur der riesenstarke Geist hielt den siechen Leib zur strengen Pflichterfüllung aufrecht. Er kannte keine Schonung. Nach wie vor spielte sich sein tägliches Arbeitswerk ab, und noch im August 1785 hielt er im strömenden Regenschauer sechs Stunden lang hoch zu Roß, um eine Truppenschau in Schlesien abzunehmen.

Das Jahr 1786 begann sehr trübe; zum Podagra war die Wassersucht getreten, die Aerzte gaben schon im April alle Hoffnung auf. Dabei spottete der König ihrer Bedenken und war durchaus nicht zu einer strengen Diät zu bewegen; es sind uns noch einzelne Speisezettel der königlichen Küche aus jenen Monaten aufbewahrt, in denen Friedrich's Lieblingsspeisen: auf's stärkste gewürzte Bouillon, in Branntwein gedämpftes Filet, Polenta mit Parmesankäse oder Aalpastete — nicht fehlen durften.

Die Kräfte nahmen schnell ab, der König konnte es Ende Juli bereits vor Schmerzen nicht mehr im Bett aushalten. Trotzdem arbeitete er nach wie vor und zwang sich sogar zu Scherzen. Dem Herzog von Kurland empfahl er sich seiner Schlaflosigkeit halber als Nachtwächter, und mit seinen gelehrten Freunden plauderte er über Literatur, über Kunst und Geschichte. Noch am 15. August diktirte er Depeschen, die dem besten Staatsmann Ehre machen würden, am 16. aber verließ ihn das Bewußtsein und in der folgenden Nacht hauchte er seine große Seele aus.

2,240,000 Unterthanen hatte Friedrich II. im Jahre 1740 übernommen, 2 Millionen hatte er seinem Staate durch die Erwerbung Schlesiens, Polens und Ostfrieslands hinzugebracht — um 2 weitere Millionen aber hatte sich unter seiner Regierung, trotz der verheerenden Kriege, die Einwohnerschaft vermehrt. Ein gefüllter Schatz und ein schlagfertiges Heer von 200,000 Mann sicherten Preußens Großmachtstellung, das Land zeigte überall einen kräftig aufblühenden Wohlstand, Justiz und Schulwesen waren

auf festen Fundamenten begründet — es war eine stolze Hinterlassenschaft, die sein Erbe und Nachfolger antrat.

Einen herrlichen, unvergänglichen Denkstein aber setzte sich der große König in seinem letzten Willen. „Unser Leben," hatte er geschrieben, „ist ein flüchtiger Uebergang vom Augenblick unserer Geburt bis zu dem des Todes. Während dieser Spanne Zeit hat der Mensch die Verpflichtung, zu arbeiten für das Wohl der Gemeinschaft, der er angehört. Ich habe alle Kräfte, welche die Natur mir verlieh, aufgeboten, nach meiner schwachen Einsicht den Staat, den ich die Ehre hatte zu regieren, glücklich und blühend zu machen. Ich habe Gesetz und Recht zur Herrschaft gebracht, ich habe Ordnung in den Finanzen begründet und eine Mannszucht in dem Heer erhalten, die dasselbe allen Truppen Europa's überlegen macht ... So empfehle ich meinen Verwandten, ihre persönlichen Interessen dem Wohl des Vaterlandes aufzuopfern. Wenn ich sterbe, werden meine letzten Wünsche seinem Glück gelten. Möge es allezeit beherrscht werden mit Gerechtigkeit, Weisheit und Kraft; möge es der glücklichste aller Staaten sein durch die Milde seiner Gesetze, der gerechtest verwaltete durch die Ordnung seiner Hilfsmittel, der am tapfersten bewahrte durch sein Heer, das nichts athme als Ehre und Thatenruhm. So möge es in Blüthe leben und gedeihen bis an's Ende der Jahrhunderte!"

Aus unseren kurzen Anführungen, die lange nicht das Verdienst des großen Monarchen erschöpfend schildern können, geht wohl zur Genüge hervor, daß Friedrich der Große nicht nur als Kriegsheld, sondern auch als Friedens-

fürst ein selten zu erreichendes Muster darbietet, und die Geschichte, die „unbestechliche Richterin der Könige“, ihm mit Recht den Namen „des Einzigen“ beigelegt hat.

Das deutsche Metallgeld.

Ein Gang durch die Berliner Münze.

Von

A. Berthold.

(Nachdruck verboten.)

Nachdem wir unsere Leser im 5. Bande dieses Jahrgangs bereits einen Blick in die Geheimnisse der Papiergeldfabrikation haben thun lassen, wird es denselben doppelt interessant sein, nun auch zu erfahren, wie die deutschen Gold-, Silber-, Nickel- und Kupfermünzen entstehen.

In neun verschiedenen Münzstätten, in Berlin, Hannover, Frankfurt a. M., München, Dresden, Stuttgart, Karlsruhe, Darmstadt und Hamburg, wird deutsches Reichsgeld geprägt, und wenn auch einzelne der verwendeten Maschinen in der Konstruktion von einander abweichen mögen, so vollzieht sich doch in diesen neun Münzstätten die Herstellung des Metallgeldes in ganz gleicher Weise. Der Leser wird wissen, daß jede Münze ihr Münzzeichen führt, d. h. daß an irgend einer Stelle, auf der Vorder- oder Rückseite der Münze, gewöhnlich aber auf der Vorderseite,

der Kopfseite, ein großer lateinischer Buchstabe angebracht ist, welcher den Ort angibt, wo sie geprägt wurde. Auf den deutschen Münzen bedeutet A Berlin, B Hannover, und so fort in der Reihenfolge des Alphabets wie der oben angegebenen Reihenfolge der Münzstätten bis J, welches das Münzzeichen von Hamburg ist.

Die deutschen Münzstätten prägen gleichmäßig Gold-, Silber-, Nickel- und Kupfermünzen, und nur vom Bundesrath wird ihnen vorgeschrieben, welche Summen von Metallgeld sie alljährlich auszuprägen haben, um dem Bedürfnisse zu genügen. Angedeutet mag noch werden, daß bei der nachfolgenden Beschreibung die Berliner Münze im Auge behalten wurde, welche die größte der in Deutschland vorhandenen Münzstätten darstellt. Sie leistet auch Vorzügliches auf dem Gebiete der Medaillenprägung, doch wollen wir uns mit letzterer, als nicht zu unserer Betrachtung gehörig, heute nicht befassen.

Man muß bei der Prägung aller Geldsorten folgende Manipulationen unterscheiden, welche nothwendig sind, um eine fertige Münze herzustellen: das Schmelzen des Metalls, das Gießen in Zaine, das Strecken, das Lochen, das Justiren und das Prägen.

Betreten wir eine große Münzstätte, so wird man uns naturgemäß zuerst in den Raum führen, wo die Metalle geschmolzen werden. Gewöhnlich stehen in einem verschlossenen Herd, der aus feuerfesten Ziegelsteinen hergestellt ist, große Töpfe, aus Graphit und Knochenkohle hergestellt, welche eine Gluth von vielen Hunderten, ja Tausenden von Graden vertragen können. Diese Töpfe

nehmen zwanzig bis fünfzig Pfund Metall auf und sind verschließbar. Wir sehen, wie in diese Töpfe Goldbarren geworfen werden, wie außerdem in jeden Topf noch ein Kupferzusatz kommt, denn bekanntlich muß sowohl den Gold- wie den Silbermünzen Kupfer zugesetzt werden, weil sich sonst die Münzen im Verkehr zu schnell abnutzen würden. Nachdem aus Graphit und Knochenkohle gefertigte Deckel auf die Töpfe gesetzt worden sind, wird der Herd geschlossen, und durch das Beobachtungsfenster sehen wir nun, wie blaue, weiße und gelbe Flammen diese Töpfe vollständig umspielen und zur Weißgluth bringen. Hin und wieder werden durch besondere Maschinerien die Deckel von den Töpfen abgehoben, damit man beurtheilen könne, ob sich Kupfer und Gold oder Kupfer und Silber auch genügend gemischt haben. Auch der Inhalt der Töpfe wird durcheinander gerührt, bis man erkennt, daß der Schmelzprozeß zu Ende ist.

Durch mechanische Vorrichtungen werden dann die Töpfe herausgehoben, und ihr Inhalt in Formen gegossen. In diesen erstarrt das Metall zu Barren, welche ungefähr 30 Centimeter lang und etwas über 1 Centimeter dick, sowie ungefähr 3 Centimeter breit sind. Diese Barren nennt man „Zaine“, und sie bilden gewissermaßen das Rohmaterial, aus dem das Geld hergestellt wird. Es mag bei dieser Gelegenheit erwähnt werden, daß auch unser Kupfergeld nicht aus reinem Kupfer, sondern aus Bronze besteht; es ist eine Mischung von Kupfer und Zink. Auch das Nickelmetall wird nicht rein zur Prägung verwendet, da es zu weich sein würde; es erhält ebenfalls einen kleinen Zusatz von Zink.

Die Zaine werden, nachdem sie gehörig ausgekühlt sind, nach einem anderen Raum geschafft, um „gestreckt“ zu werden. Zu diesem Zwecke gehen sie zwischen stählernen Walzen hindurch, durch welche sie in kaltem Zustande so gedrückt werden, daß sie dünner, aber breiter herauskommen. Haben die Zaine drei Walzen passirt, so sind sie so spröde geworden, daß sie in einem besonderen Ofen etwas angeglüht werden müssen. Dann bringt man sie wieder unter die Streckwalzen und läßt sie so lange unter denselben durchgehen, bis sie die vorschriftsmäßige Dicke haben, d. h. die Stärke, die das Geldstück haben soll, das man aus ihnen zu prägen gedenkt. Haben die Zaine die letzten Streckwalzen passirt, so sind aus ihnen dünne Metallbänder von ungefähr anderthalb Meter Länge geworden.

Diese Metallstreifen werden jetzt durch andere Maschinen „gelocht“. Diese Lochmaschinen sind kleine mechanische Kunstwerke. Jede wird von einem Arbeiter bedient, der nur die Aufgabe hat, den Metallstreifen zu fassen, ihn unter die Maschine zu halten und ihn mit der Hand zu führen. Durch Dampfkraft getrieben, senkt sich ununterbrochen ein scharfer Hohlstempel herab, welcher aus den Metallstreifen Plättchen von der Größe der zu prägenden Münzen stößt. Diese Plättchen fallen durch Röhren sofort in unten stehende Behälter, und die Maschine rückt selbst für den nächsten Stoß den Metallstreifen mit großer Geschwindigkeit vor, der Arbeiter braucht ihn nur zu führen, wird aber dabei durch die Maschine unterstützt, die es verhindert, daß er die Streifen schräg einsetzt. Auf der anderen Seite der Maschine sehen wir den Metallstreifen in

sonderbarer Form herauskommen; er zeigt jetzt Loch an Loch, und zwar so mit Ausnutzung des Raumes gesetzt, daß nur durch ein netzartiges Gitterwerk die verschiedenen gelochten Stellen in Metallstreifen zusammenhängen. Diese gelochten Metallstreifen nennt man „Schroote"; sie machen ein Viertel des Gewichts aus, welches der Metallstreifen hatte, als er in die Lochmaschine hineinkam. Die Schroote werden in besonderen, mörserartigen Apparaten zu kugelförmigen Klumpen zusammengepreßt und auf's Neue eingeschmolzen.

Die durch Lochen entstandenen Platten kommen in einen besonderen Raum, wo man sie glüht, und dann in Wasser, das mit Kupfervitriol vermischt ist, in dem man sie reinigt und abwäscht. Bis hierher sind Gold-, Silber-, Nickel- und Kupfermünzen gleichmäßig behandelt worden, von jetzt ab scheiden sich ihre Wege, und wir verfolgen zuerst die Nickel- und Kupfermünzen auf dem Wege zu ihrer Vollendung.

Die jetzt sauber gewaschenen Nickel- und Kupferplättchen werden zunächst gerändelt, d. h. der Rand der Plättchen wird durch eine Maschine etwas aufgestaucht und durch Zusammendrücken etwas breiter gemacht. Diese Rändelung erfolgt automatisch dadurch, daß die Münzplatten in ein Eisenrohr geschüttet werden, aus dem sie auf eine eigenthümliche Scheibe fallen, welche rinnenartige Vertiefungen von der Stärke der Münzplatten hat. Während sie diese Rinnen passiren, werden sie gezwungen, eine Drehung um sich selbst zu vollziehen, und der Druck, den sie bei dieser Drehung an ihren Rändern und an den

Seitenwänden der Rinnen erhalten, ist so stark, daß eben ihr Rand verbreitert oder, wie man sagt, „aufgestaucht“ wird. Das Rändelgeschäft vollzieht sich mit erstaunlicher Geschwindigkeit. Unablässig schüttet ein Arbeiter mit einer Holzschaufel in den Trichter des Metallrohrs die Platten hinein, und unten aus der Maschine sehen wir sie mit solcher Geschwindigkeit gerändelt herauskommen, daß man glaubt, flüssiges Metall aus der Rinne herausfließen zu sehen.

Haben die Nickel- und Kupferplatten hier die Rändelung empfangen, so bringt man sie nochmals in ein Bad, um sie von aller anhaftenden Fettigkeit zu befreien, und schafft sie endlich in den Prägesaal.

Hier stehen die mächtigen Prägemaschinen, auf deren Beschreibung man sich schwer einlassen kann, da es kaum möglich ist, sich ohne Hilfe von Zeichnungen ein Bild davon zu machen. Es sind mächtige Werke der Maschinentechnik, jede Maschine für sich bildet einen kleinen Bau, ist besonders fundamentirt und ruht auf vier schweren eisernen Säulen; ein Schwungrad, das von einem Transmissionsriemen in Umlauf gesetzt wird, treibt den Hebel, welcher den Stempelcylinder veranlaßt, sich ununterbrochen bald senkrecht, bald schräg zu stellen. Der wuchtige, breite Stempelcylinder trägt an seinem unteren Ende einen sich verjüngenden Ansatz, in dessen unterstes Ende der harte Stahlstempel eingesetzt ist, mit dem die Oberseite der Münze geprägt wird. Dieser Stempel paßt genau in eine Vertiefung im Amboß des Prägestockes, in dem sich der untere Stahlstempel befindet, der die Rückseite der

Münze prägt. Durch den Gang der Maschine fällt aus einer Metallröhre automatisch Münzplatte auf Münzplatte in die Amboßvertiefung, im nächsten Augenblicke stellt sich der Stempelcylinder mit dem Stahlstempel an seinem unteren Ende senkrecht, so daß er mit voller Kraft auf die Münzplatte drückt und diese von oben und unten die Prägung erhält. Im nächsten Augenblick steht der Stempelcylinder wieder schräg nach rechts oder links, so daß Platz unter ihm wird und durch Maschinenkraft das Geldstück aus der Vertiefung, in der es geprägt wurde, herausgeschleudert werden kann. Das geht Alles mit so wunderbarer Geschwindigkeit und Schnelligkeit vor sich, daß man bei dem ununterbrochenen „Knicknack" der Maschine eher glaubt, in jedem anderen Raum, als in dem Prägesaal einer Münze sich zu befinden.

Aus den Rinnen der Prägemaschinen fließen auch ununterbrochen die fertig geprägten Metallstücke in die untergehaltenen Holzmulden, um gewogen und fortgeschafft zu werden. —

Wenden wir uns jetzt zu den Gold- und Silbermünzen, die wir in dem Raume verließen, wo die Platten geglüht und gereinigt werden. Diese Platten kommen jetzt nach dem Justirsaale.

Gold- und Silbermünzen sind aus Metall hergestellt, welches werthvoll ist; sie müssen ein vorschriftsmäßiges Gewicht haben, d. h. sie dürfen nicht zu leicht sein, sonst würde das deutsche Reichsgeld bald bei anderen Nationen im Kurse sinken; sie dürfen natürlich auch nicht zu schwer sein, sonst hätte ja das deutsche Reich bei der Ausprägung

einen Schaden, der bei der großen Menge ein ganz bedeutender sein würde. Es handelt sich also darum, die Platten auf ihr Gewicht zu prüfen, und dieses Abwiegen der Platten und die Prüfung ihres Gewichts nennt man mit dem technischen Ausdruck „justiren".

Große Silberplatten, wie die zu den Fünfmarkstücken, werden gewöhnlich auf Handwagen und durch Menschen justirt. An langen Tischen sitzen Männer und Frauen, und jedes von ihnen hat vor sich eine kleine, außerordentlich sauber und genau gearbeitete Wage, die er zum Ausschlag bringen kann, wenn er an einem starken Bindfaden zieht, der über einer Rolle von der Wage durch den Tisch hindurch geht. Die Wage ist so eingestellt, daß sie genau das Gewicht eines Fünfmarkstückes anzeigt. Der Arbeiter wirft nun ein Fünfmarkstück auf die Schale, zieht den Faden an und sieht, ob die Schale stillsteht oder nach oben oder unten geht. Geht sie nach oben, dann ist die Platte zu leicht, der Arbeiter wirft sie bei Seite, und die so gesammelten Platten werden ohne Weiteres wieder eingeschmolzen, da sie nicht verwendet werden können. Sinkt die Schale herab, so ist die Platte zu schwer, und dann muß etwas Silber abgenommen werden. Durch große Gewandtheit und Uebung weiß der Justirer genau, wie viel von der Platte zu entfernen ist; mit einem Schabmesser, das ihm zur Seite liegt, schneidet er einen Metallspan von der Platte ab und wirft sie wieder auf die Wage. Sollte das Stück noch zu schwer sein, so schneidet er noch einen Span ab, die Justirer haben aber solche Uebung, daß gewöhnlich einmaliges Abschneiden eines

dünnen Metallspans genügt. Diese Sicherheit ermöglicht es auch den Justirern, mit einer solchen Geschwindigkeit zu arbeiten, daß man ihnen kaum mit den Augen folgen kann.

Bei den Justirern der Goldplatten jedoch handelt es sich um so winzige Gewichtstheile, daß die natürlichen Anlagen des Menschen kaum dazu ausreichen, und daß es seinem Geiste vorbehalten bleiben mußte, äußerst künstliche Maschinen zu erfinden, die fast den Glauben erwecken, es seien lebende Wesen, mit feineren Empfindungen ausgestattet, als wir Menschen. Wir wollen den Leser hier nicht damit quälen, sich in Gewichtsverhältnisse hineinzudenken, die im gewöhnlichen Leben niemals vorkommen. Das niedrigste Gewicht, das wir im bürgerlichen Leben kennen, ist das Gramm, ein an und für sich außerordentlich kleines Gewicht. Denkt man sich aber ein solches Gramm noch einmal in tausend Theile zerlegt, so bildet jedes dieser Theile ein sogenanntes Milligramm. Bei dem Justiren der Goldplatten handelt es sich nun meist nur um solche Milligramme.

Die automatischen Justirwagen sind von einem Oesterreicher erfunden, und stellen sich uns dar als große Glaskästen, die auf Tischen angebracht sind. In jedem dieser Glaskästen sehen wir nebeneinander zehn Metallstreifen, von denen jeder eine automatische Wage darstellt. Die Metallstreifen sind an verschiedenen Stellen durchbrochen und stehen mit einer Unzahl von Hebeln, die sie herunterdrücken oder aufheben, je nach der Belastung, in Verbindung. An der einen Langseite des Glaskastens befinden

sich zehn Metallröhren, deren jede auf eine der automatischen Wagen hinunterleitet. Mit Schaufeln werden die Goldplatten in die Metallröhren hineingeschüttet, sie rollen bis auf einen der Metallstreifen, der die Wage darstellt; hier werden sie durch Maschinenhebelkraft hin und her geschoben und sechsfach sortirt, d. h. von der Wage herunter kommen sie durch die großartige Einrichtung der Maschine in sechs verschiedene Rinnen, aus denen sie in untergehaltene Gefäße fallen.

In sechs verschiedenen Arten werden sie nach dem Gewicht sortirt, und jede Platte ist von der anderen um 5 Milligramm, also um 5 Tausendtheile eines einzigen Grammes verschieden. Was der Menschenhand und der menschlichen Geschicklichkeit nie möglich würde, das vollbringt die Maschine innerhalb weniger Sekunden. Dafür kostet aber auch eine jede 50,000 Mark. Die leichtesten Goldplatten haben nicht das normale Gewicht, sie müssen sofort nach dem Schmelzraum zurückgebracht werden; die anderen Platten sind zu schwer; es handelt sich darum, eine Kleinigkeit von ihnen abzunehmen. Da nach sechs verschiedenen Sorten sortirt worden ist, und die erste die zu leichten Platten enthält, so ist anzunehmen, daß die im zweiten Kasten liegenden ungefähr normal, dagegen die im dritten um 5, die im vierten um 10, die im fünften um 15, und die im sechsten um 20 Milligramm zu schwer sind.

Die Kasten, in denen sich die nach dem Gewicht sortirten Goldplatten befinden, werden Arbeitern zugeführt, welche Maschinen bedienen, die durch Schrauben so fein

einzustellen sind, daß Schabevorrichtungen von den unter sie gelegten Goldplatten Spänchen von fast mikroskopischer Kleinheit entfernen. In diesen werden die Goldplatten abgeschabt und dann wieder auf die Justirwage gebracht. Dies wiederholt man so lange, bis Alles stimmt.

Die ganze Kontrole in der Münze und beim Uebergang der Metallstreifen, Platten und Zaine aus einem Raum in den anderen geschieht lediglich durch Abwiegen. Aus dem Schmelzraume heraus werden nämlich immer bestimmte „Posten", d. h. Gewichtsmengen, in die anderen Räume gebracht, und zwar wiegt eine Kupferpost 35 bis 40 Pfund, eine Nickelpost 100 Pfund und eine Goldpost 40 Pfund. Postweise, d. h. immer in einer bestimmten Gewichtsmenge, wandern die Metallstreifen, Münzplatten u. s. w. von Raum zu Raum, und so ergibt sich durch das Gewicht und Zurückwiegen der Schroote und Späne eine höchst genaue Kontrole, die allerdings nur dort Werth hat, wo ehrliche und zuverlässige Arbeiter sich befinden. Man pflegt aber in allen Münzstätten die Arbeiter so gut zu bezahlen und so sorgfältig auszuwählen, daß es fast nirgends nothwendig und üblich ist, die Arbeiter beim Verlassen der Münzen körperlich darauf hin zu untersuchen, ob sie etwa Edelmetall oder fertige Münzen mit sich genommen haben.

Die justirten Silber- und Goldmünzen werden jetzt in eine Art riesenhaften Backofens geworfen, wo sie auf eisernen Becken geglüht werden. Heiß, wie sie sind, wirft man sie in eine Lösung von Weinsteinsäure in Wasser und bringt sie darauf mit rothem Weinstein und Wasser

in kupferne Trommeln, die mit Dampf geheizt und in beständiger Umdrehung gehalten werden. Aus diesen Trommeln kommen sie blitzblank und glänzend heraus und wandern nun in einen Saal, wo sie gerändelt werden.

Das Rändeln der Gold- und Silbermünzen ist etwas umständlicher, als das der Kupfer- und Nickelmünzen, denn der Rand der Gold- und Silbermünzen trägt bekanntlich eine Aufschrift. Dieselbe wird in höchst praktischer und rascher Weise aufgeprägt und bildet bei der Münzfälschung das größte Hinderniß, denn wenn es den Fälschern auch gelingt, die Prägung auf der Vorder- und Rückseite herzustellen, so gelingt es ihnen doch fast nie, die Rändelung sauber zu machen, weil dazu komplizirte Maschinen gehören. Von dieser Rändelung wird sich der Leser am besten einen Begriff machen, wenn er vor sich zwei wagerechte Metallstäbe gelegt denkt, von denen der eine sich beständig von links nach rechts und von rechts nach links hin und her schiebt, der ihm parallel liegende sich in entgegengesetzter Richtung, also von rechts nach links und von links nach rechts bewegt. Diese Metallstäbchen haben auf der Innenseite Buchstaben aufgeprägt, und bei den Goldrändelmaschinen trägt z. B. das eine Stäbchen die Worte „Gott mit", das andere das Wort „uns" und zwei Arabesken. Natürlich sind die Rändelmaschinen stets soweit auseinandergestellt, als die Breite des Geldstückes beträgt, das sie rändeln sollen. Kommt nun eine Goldplatte auf den Tisch, auf dem die Schlitten der Rändelmaschine hin und her gehen, so wird es von ihnen erfaßt und durch einmaliges Hin- und Herbewegen

der Schlitten um seine eigene Achse gedreht, ihm aber gleichzeitig die Umschrift „Gott mit uns!" mit den beiden Arabesken eingeprägt. Gleichzeitig wird auch durch das Rändeln, wie bei den Kupfer- und Nickelmünzen, der Rand etwas aufgestaucht, weil dies für die Prägung wichtig ist. Auch diese Rändelmaschinen werden mit Dampf betrieben und arbeiten so rasch, daß eine Goldpost von 40 Pfund, welche 2511 Zwanzigmarkstücke enthält, innerhalb 13 Minuten gerändelt wird. Die anderen, gewöhnlichen Rändelmaschinen arbeiten ebenfalls mit großer Geschwindigkeit; eine Nickelpost wird in 20 Minuten, eine Kupferpost, welche aus 25,000 Stück Kupferpfennigen besteht, in 35 Minuten gerändelt.

Die gerändelten und mit Randdruck versehenen Gold- und Silberplatten kommen dann in den Prägeraum, werden hier, genau wie die Nickel- und Kupfermünzen, geprägt und dann in den Raum gebracht, wo man sie zählt.

Das Zählen geschieht aber nicht etwa einzeln und mit der Hand, sondern durch Wagen. Im Packraum sind höchst empfindliche und dabei doch riesengroße Wagen aufgestellt, welche so genau gearbeitet sind, daß sie das Zählgeschäft vollständig ersetzen. Alle Münzen werden in Beutel verpackt, und der Inhalt der Beutel hat ein genau vorgeschriebenes Gewicht. Dasselbe ist bei der Genauigkeit aller Arbeiten, die mit den Münzen vorgenommen wurden, so gut bestimmbar, daß das Abwiegen gleichzeitig das Zählen vertritt. Wiegt z. B. ein Beutel mit Zwanzigmarkstücken 40 Pfund, so weiß man, daß gerade 2511 Zwanzigmarkstücke darin sind. Wenn man nachzählt, wird

man finden, daß nie ein Irrthum oder eine Abweichung vorkommen kann. Dieser Irrthum ist selbst bei den Kupfermünzen ausgeschlossen.

Das in Beutel verpackte Geld wird endlich in Holzfässer gethan, und diese durch die Post versandt. Gold- und Silbermünzen gehen gewöhnlich an Reichsbankstellen und an andere große Banken, Nickel- und Kupfermünzen, die als Scheidemünze viel begehrt sind, werden an die Hauptkassen der Provinzen verschickt und gelangen von diesen durch Zahlungen in den öffentlichen Verkehr.

Eine Tigerjagd in Venezuela.

Ein Reiseerlebniß.

Von

Friedrich J. Pajeken.

Mein Freund, Don Vacundo Vidal, allgemein in Caracas, der Hauptstadt der Bundesrepublik Venezuela, der „Karibe Vidal" genannt, da er von den Karibenindianern abstammte, war etwa zwei Meter groß. Im Verhältniß zur Länge war auch sein Körper überaus kräftig gebaut, und wenn ich ihn sein muthiges Roß tummeln sah, welches ebenfalls eine ungewöhnliche Größe und Stärke hatte, mußte ich unwillkürlich an die Heldengestal-

ten unserer alten Germanen denken, nur daß des Kariben Hautfarbe nicht weiß, sondern braun war, und seinen Scheitel anstatt rothblonder Locken tiefschwarze, glatte Haare bedeckten. Sein Reichthum verschaffte ihm großes Ansehen unter dem Volke, und wegen seines immer freundlichen, zuvorkommenden Wesens schätzte ihn auch Jedermann.

Vidal's Hauptgeschäft war Viehzucht. Er besaß mehrere tausend Stück Vieh, welches halb verwildert auf den unabsehbaren Grassteppen oder Savannen umherlief. Etwa sechzig englische Meilen von der Stadt entfernt lag sein Hato.*) Dort wohnte seine Familie und eine Anzahl Knechte.

Mein Freund kannte meine Leidenschaft für das edle Waidwerk. Als ich ihm einst erzählte, daß ich leider bisher nur Papageien, Tauben und andere Vögel geschossen und eine unbeschreibliche Sehnsucht hätte, auch einmal ein größeres Thier zu erlegen, versprach er mir, für eine Jagdbeute zu sorgen, mit der ich wohl zufrieden sein könne, und er hielt Wort. Eines Morgens sandte er mir einen seiner Peones (Knechte) mit der Aufforderung, ihn in einigen Tagen nach seiner Besitzung zu begleiten, wo in der letzten Zeit wieder mehrere Tiger**) unter dem Jungvieh Verheerungen angerichtet hätten.

---

*) Ansiedelung der Viehzüchter.

**) Der südamerikanische Tiger ist in der Naturgeschichte unter der Bezeichnung Unze oder Jaguar bekannt. Der letztere Name stammt aus der Sprache der Guaranos-Indianer, welche das Thier Jaguarete (Körper des Hundes) nennen.

Wer war froher als ich! Vidal kam, um mich abzuholen; und mit allem Nöthigen für die mir bevorstehende interessante Jagd ausgerüstet, verließen wir Beide am nächsten Morgen bei Tagesgrauen die Stadt.

Mir war von meinem Freunde ein Macho*) zuertheilt, welcher mit seinem großen, schweren Pferde gleichen Schritt hielt und dabei eine so leichte Gangart hatte, daß ich bequem wie auf einem Stuhle saß, wodurch mir der ungewohnt lange Ritt durchaus nicht unangenehm wurde.

Beinahe ununterbrochen führte der Weg über weite Steppen, auf denen nur vereinzelt ein Busch oder Baum stand. Mit jeder Stunde sandte die Sonne ihre senkrechten Strahlen glühender auf uns hernieder, und erleichtert athmeten wir auf, wenn uns von Zeit zu Zeit dichter Urwald umgab oder uns ein größerer Palmenhain Schatten bot.

Als gegen Mittag die Hitze gar zu unerträglich wurde, rasteten wir mehrere Stunden am Ufer eines Baches unter einigen großen Bäumen; dann ging es weiter, bis wir Abends eine kleine Anpflanzung erreichten, wo wir Nachtquartier machten. Früh am anderen Morgen setzten wir dann unsere Reise fort, und gelangten eine Stunde vor Sonnenuntergang an den Hato Don Vacundo's.

Von einer Anzahl hoher, mit Früchten beladener Mangobäume beschattet standen auf einem kleinen Hügel sechs Hütten. Alle waren mit Dächern aus Palmwedeln versehen, unter denen acht und mehr Pfähle im Quadrat

*) Männliches Maulthier.

durch Lehmwände miteinander verbunden waren, wodurch neben einem offenen Theil der Hütte ein geschlossener Raum gebildet wurde, welcher durch eine schmale Thüröffnung und durch ein kleines vergittertes Fenster Licht und Luft erhielt. Eine Bananen-, Kokos- und Yucca-Anpflanzung zog sich, von einer hohen Kaktushecke umgeben, an einem Bache entlang, dessen krystallklares Wasser zwischen den von Schlinggewächsen überwucherten Ufern plätschernd dahineilte.

Mehrere Peones kamen uns, begleitet von einer bellenden Rotte mittelgroßer, kurzhaariger Hunde, entgegen. Aus den Hütten traten Frauen, Mädchen und Kinder, von denen ich mit sichtlicher Neugier angestarrt wurde. Selten kam wohl ein vollständig Weißer in diese abgelegene Gegend.

Nachdem wir aus dem Sattel gestiegen waren, stellte mich der Karibe seiner Frau, einem jungen, schlankgewachsenen Weibe mit großen, schwarzen Augen, sowie zweien erwachsenen Mädchen, Töchtern von seiner ersten Frau, vor und führte mich dann zu der größten, von ihm und seiner Familie bewohnten Hütte, indem er mich bat, es mir bequem zu machen und sein Eigenthum ganz als das meine zu betrachten.

Von dem Hügel aus hatte man nach allen Seiten einen Blick über die unendliche Grasfläche, welche im Süden und Norden von dunklen Urwäldern begrenzt wurde. Am westlichen Horizont stand die Sonne wie ein mächtiger glühender Feuerball, und ihre bis zum Zenith emporschießenden Strahlen übergossen den Himmel und

die weite Savanne mit purpurnem Schimmer. In den Bäumen flog krächzend und schreiend eine Schaar Loritos*) von Zweig zu Zweig. Ein Pfeifen und Flöten anderer Vögel, ein Schnarren, Zirpen und Rasseln der Insekten tönte von der Anpflanzung her, und fern aus der Steppe schallte das Gebrüll der Stiere herüber.

Vor den Hütten wurden jetzt mehrere Feuer angezündet, an denen die Frauen und Mädchen die Abendmahlzeit zu bereiten begannen. Don Vacundo hatte mich verlassen, um seinen Knechten Anordnungen bezüglich unserer, für den nächsten Tag geplanten Jagd zu geben. Unterdessen versuchte ich, mich durch einige kleine Geschenke, Perlen, Ketten, Bänder und dergleichen, mit den zahlreich vorhandenen Kindern zu befreunden, von denen die Jüngeren ganz nackt, die Aelteren nur nothdürftig bekleidet waren. Bald umdrängten sie mich jubelnd und kreischend, während ich mit ihnen scherzte, bis die Sonne versank und es dann rasch zunehmend dunkel wurde.

In Gemeinschaft mit dem Kariben und seiner Familie nahm ich die Abendmahlzeit ein. Sie bestand aus einer Art Gemüsesuppe, dem Sancoche genannten Nationalgericht Venezuela's, das mir vortrefflich mundete. Da wir beabsichtigten, am nächsten Morgen früh zur Jagd aufzubrechen, und der andauernde Ritt mich ermüdet hatte, verfügte ich mich bald in meine Hängematte, welche meinem Wunsche gemäß in dem offenen Theil der Hütte befestigt worden war. Ein leichter, östlicher Wind brachte

*) Kleine, grüne Papageien.

eine erfrischende Kühle nach dem heißen Tage, und fest in meine wollene Decke gehüllt, schlief ich ein.

Noch vor Tagesanbruch wurde ich von meinem Freunde geweckt. Der Morgenimbiß, gebratene Bananen, Kaffee und Cassabebrod,*) erwartete mich bereits; auch hatten die Knechte schon mehrere Pferde gesattelt, welche, ungeduldig mit den Vorderhufen scharrend, an einem Pfeiler der Hütte angebunden waren.

Nachdem wir uns gestärkt hatten, bestiegen Vidal und ich, sowie zwei Knechte die Gäule. Laut bellend sprangen die Hunde an uns empor. Durch das ihnen wiederholt zugerufene Wort „Tigre!" schienen sie zu wissen, um was es sich heute handelte.

Langsam ritten wir in der Richtung nach Norden davon. Uns vorauf schritt ein kräftig gebauter, bis auf einen Schurz aus blauem Stoff nackter Indianer, welcher eine etwa 2½ Meter lange Lanze auf der Schulter trug. Mehrere Knechte folgten uns mit unseren Büchsen, dem übrigen Jagdgeräth, einigem Eßvorrath und Getränken.

Noch glitzerten die Sterne am nächtlichen Himmel, und erst eine Stunde nach unserem Aufbruch zeigte sich im fernen Osten ein lichter Schein, dessen Ausdehnung mit Blitzesschnelle zunahm. Plötzlich färbte sich der Himmel purpurroth. Die Sterne verschwanden. Wenige Minuten später tauchte die Sonne hinter einem violetten Dunstschleier am Horizont empor, und es war heller Tag.

*) Aus der Wurzel der bitteren Yucca hergestellt.

Eine halbe Stunde später erreichten wir den Rand des Urwaldes.

„Jetzt beginnt die Suche," sagte Don Vacundo, und von ihm und den Knechten wurde den Hunden abermals das Wort „Tigre!" zugerufen.

Die Nase auf dem Boden, zerstreuten sich die Thiere nach allen Seiten. Langsam folgten wir. Bisweilen lichtete sich der Wald. Umgeben von gewaltigen Baumriesen lag eine kleine Grasfläche oder ein mit langem Schilf und großblätterigen Farren umrahmter Wasserspiegel, von dem die verschiedenartigsten Vögel bei unserem Erscheinen sich kreischend erhoben und von dannen flogen.

Der Indianer vor uns bemühte sich emsig, die eifrig suchenden Hunde beieinander zu halten. Einen jeden rief er bei Namen und willig gehorchten ihm die Thiere. „Pedro, komm' hierher! — Agosto, nicht zu weit! — Wohin willst Du, Ines? — Sei nicht faul, Hilario! — So ist es gut, José! — Wo ist der Tiger? Ha! Wo mag er sein? — Vorwärts, Adolfo! — Bist Du toll geworden, Theresa? — Sieh' Dich vor, Juan! — Warte, Isabel! Ich werde Dir zeigen, was Deine Pflicht ist, alberne Hündin!" — So klang es unaufhörlich aus seinem Munde. Zwischendurch stieß er wieder sein mit Zischlauten begleitetes „Tigre!" hervor, welches Wort die Hunde zu immer größerem Eifer anspornte.

Alles Suchen schien jedoch vergeblich zu sein. Mitunter spitzten die Hunde wohl die Ohren, als witterten sie etwas Verdächtiges; aber jedesmal schüttelte der Indianer den Kopf, und wieder begann er seine Unterhaltung mit den Thieren.

Je weiter wir kamen, desto felsiger wurde die Gegend. Mächtige, mit Moos und Schlinggewächsen überwucherte Steinblöcke lagen zwischen den vereinzelter stehenden Bäumen. Hohes Gras, holzartiges Strauchwerk bedeckte hier und dort den Untergrund.

Plötzlich blähte Don Vacundo's Pferd die Nüstern, und an dem schön geformten, hoch emporgerichteten Kopf bewegten sich lebhaft die Ohren.

„Aha! Jetzt ist der Tiger nicht mehr fern," rief Vidal erfreut. „Mein Roß weiß es noch besser als die Hunde."

In demselben Augenblicke erhob sich unter diesen ein wüthendes Gebell, und eilig stürzten Alle vorwärts. Der Indianer folgte ihnen in behenden Sprüngen, bei denen er den Lanzenschaft als Stütze gebrauchte.

Rasch ritten wir nach; aber als wir jetzt der bellenden Meute wieder näher kamen, stutzten die Gäule und weigerten sich, dem Zügel und unseren Sporen zu gehorchen. Wir stiegen ab, und die Büchsen schußbereit in den Händen, ging es zu Fuß durch dichtes Gestrüpp weiter.

Immer näher klang das Gebell der Hunde, dazwischen hörte man deutlich die Stimme des Indianers. „Aha! So ist es brav, Theresa! — Vorwärts, José! Wer wird Furcht zeigen vor der Bestie? — Nicht zu dicht heran, Isabel! Willst Du Dich platt wie ein Cassabebrod schlagen lassen? — Prächtig, Hilario! Aha! Tigre! Tigre!"

Da theilte sich das Dickicht, und auf einer von Felsblöcken und hohen Bäumen eingefaßten Fläche bot sich mir ein interessantes Schauspiel. Am Fuße einer schroffen Steinwand lag niedergekauert der Jaguar. Sein breiter

Kopf ruhte auf den schweren Vordertatzen. Die funkelnden Augen folgten jeder Bewegung der Hunde, welche heulend und bellend dicht vor ihrem Feinde hin und her sprangen. Kam dem Jaguar ein Hund zu nahe, dann fuhr er mit einer der Tatzen blitzschnell unter seinem Kopfe hervor; doch ebenso rasch wich auch der Hund dem Schlage aus.

Etwa fünfzehn Schritte war ich von der umringten Bestie entfernt, als Don Vacundo mich aufforderte, näher zu treten und zu schießen. Zögernd kam ich seinem Wunsche nach. Auf zehn Schritt Entfernung von dem Jaguar wollte ich die Büchse zum Anschlag bringen, der Indianer hinderte mich daran und zog mich am Arm noch weiter vor. Heiß und kalt lief es mir über den Rücken.

Jetzt stellte sich der Indianer neben mich und stemmte seine Lanze, die Spitze nach vorn geneigt, auf die Erde gegen seinen rechten Fuß, indem er mir hastig zuflüsterte: „Schießt ihn in das Auge, Señor, und wenn Ihr mir einen Gefallen erweisen wollt, trefft.“

Der Jaguar schien uns bislang noch nicht bemerkt zu haben. Er hatte auch genügend zu thun, sich die wüthenden, immer toller auf ihn eindringenden Hunde vom Leibe zu halten.

Meine Hand zitterte, als ich die Büchse erhob. Mit Gewalt kämpfte ich meine erklärliche Aufregung nieder; genau nahm ich das linke Auge des Thieres auf's Korn und drückte ab.

Der Schuß krachte. Ein lautes, markerschütterndes Geheul erschallte. Gleichzeitig wurde ich durch einen kräftigen Stoß bei Seite und zu Boden geschleudert.

Als ich schnell wieder aufsprang, lag der Jaguar, mit den Tatzen um sich schlagend, auf dem Rücken, an der Stelle, wo ich soeben gestanden hatte. Die zweischneidige Lanze des Indianers steckte ihm tief im Leibe.

In dieser Weise wird der Jaguar überall im Lande erlegt. Sobald er von der Kugel getroffen wird, schnellt er aus seiner liegenden Stellung empor, setzt, seine letzten Kräfte sammelnd, über die Hunde hinweg auf seine Angreifer zu und springt so in die ihm vorgehaltene Lanze. Die Kaltblütigkeit und Geschicklichkeit, mit der die Indianer diese handhaben, ist bewunderungswerth. Mißglückt es, den Jaguar aufzuspießen, und ist derselbe nicht tödtlich verwundet, dann schwebt der Schütze und der Indianer in der größten Lebensgefahr. Im Allgemeinen sind die Jaguare feiger Natur und belästigen einen Menschen nur, wenn sie ihn schlafend antreffen und sie der Hunger plagt. Verwundet kennt jedoch das Thier in seiner Wuth keine Grenzen.

Heulend hatten sich die Hunde auf die Bestie gestürzt, deren Bewegungen rasch schwächer wurden, bis sie nach wenigen Minuten verendete. Meine Kugel war ihr dicht bei dem linken Auge in den Schädel gedrungen.

„Jetzt vorwärts, daß wir auch den anderen tödten! Wohl sah ich den Feigling. Vorwärts, meine Hunde!“ rief der Indianer begeistert. Mit einem Ruck riß er die Lanze aus dem Leibe des todten Thieres, und indem er die Hunde durch sein „Tigre! Tigre!“ zu neuem Eifer anfeuerte, eilte er in nördlicher Richtung fort.

Wir folgten ihm, nachdem mein Freund den Peones

Befehl ertheilt hatte, dem erlegten Jaguar das Fell abzuziehen.

Jetzt begann die Jagd sehr anstrengend für uns zu werden. Immer dichter wurde der Urwald und größer die Entfernung zwischen dem Indianer mit seiner Meute und uns. Soviel wie möglich bahnte mir Don Vacundo mit seiner breiten, hünenhaften Gestalt den Weg. Wo Ranken- und Schlinggewächse denselben gänzlich versperrten, gebrauchte er sein langes Messer (Machete).

Nach einer Weile ertönte ein lauter Schrei des Indianers in der Ferne.

„Vorwärts, Amigo! Der Tiger ist gefunden," rief mein Freund erfreut aus, und hastiger schaffte er sich mit wuchtigen Messerhieben Bahn.

Gleich darauf wurde der Weg freier. Der Untergrund war zum Theile sumpfig. In meinem Eifer achtete ich nicht darauf, bis ich weit über die Kniee in den Schlamm sank. Don Vacundo war an dem Sumpfe entlang vorausgeeilt, und, als ich glücklich wieder festen Boden unter den Füßen fühlte, an der anderen Seite der Lichtung im Dickicht verschwunden.

Jetzt verstummte das Gebell der Hunde. Um mich her herrschte eine unheimliche Stille, nur einige große, grün-, roth- und blaugefiederte Papageien mit langem Schwanz krächzten in dem Wipfel eines hohen Baumes, dessen mächtiger, mit Schlingpflanzen und feuerroth blühenden Orchideen überwucherter Stamm sich schräg über den Sumpf lehnte, mit welchem ich soeben Bekanntschaft gemacht hatte. Ich stand unschlüssig, wohin ich mich wenden sollte.

Wieder begann das Gebell der Hunde. Es klang näher und näher.

Da knackte und krachte in meiner Nähe das Gestrüpp und daraus hervor sprang, keine drei Schritte von mir entfernt, der verfolgte Jaguar. Einen Augenblick stutzte er, als er mich erblickte. Sein Schweif schlug heftig die Flanken, und knurrend zeigte er mir seine Zähne. Dann sprang er zur Seite, und in kurzen Sätzen flüchtete er nach dem Sumpf. Bis an den Leib versank er in dem schlammigen, mit Moos bedeckten Grunde.

Alle Vorsicht vergessend, trieb mich der Jagdeifer, auf den Jaguar zu schießen. Mit kurz abgestoßenem Geheul drehte das verwundete Thier sich um und setzte zum Sprunge an. Da brachen die Hunde aus dem Dickicht hervor und stürzten mit wüthendem Gebell auf ihren Feind zu. Bevor sie denselben jedoch erreichten und ihm den Rückweg abschneiden konnten, war er mit einem Satz neben dem über den Sumpf lehnenden Baum. Behende klomm er den breiten Stamm hinauf, zwischen dessen ersten Zweigen er sich niederkauerte und knurrend seine Verfolger erwartete.

Athemlos erschien nun auch Vidal und der Indianer. Als Letzterer den Jaguar auf dem Baume bemerkte, krauete er sich unwillig hinter dem Ohr. „Meine Arbeit ist hier beendet," sagte er, und als er meinen fragenden Blick auf sich gerichtet sah, fuhr er rasch fort: „Ich habe keine Furcht, Señor, wenn die Bestie nur auf der flachen Erde ist; aber den Sprung von der Höhe auf mich herab vermag ich nicht zu berechnen. Gebt Euch daher keine Mühe,

mich etwa überreden zu wollen, Euch behilflich zu sein. Ich thue es nicht, Señores."

Einer der Hunde war mittlerweile ebenfalls den schrägen Stamm hinauf. Seine Kühnheit mußte er theuer bezahlen. Heulend sprang der Jaguar vor, und mit einem Schlage seiner Tatze schleuderte er das arme Thier in den Sumpf. Vergeblich war es bemüht, sich aus dem Schlamm zu retten. Winselnd versank es unter der Oberfläche.

„Arme Theresa," murmelte der Indianer mitleidig. Einen zornigen Blick warf er nach dem Jaguar; fester packte er die Lanze, und es schien, als wolle er jetzt doch der Bestie gegenübertreten. Aber nach kurzem Besinnen schüttelte er den Kopf, und die Lanze in die weiche Erde stoßend, rief er hastig: „Nein, ihr Herren! Ich thue es nicht! Das hieße meinen Schutzpatron San Miguel zu sehr auf die Probe stellen."

„Wir wollen Beide zugleich schießen," meinte Don Vacundo. „Es wäre ein Jammer, wenn das Thier am Leben bliebe."

Ich war bereit. Sofort lagen unsere Büchsen im Anschlage. Gleichzeitig krachten die Schüsse. Ein grauenerregendes Geheul ertönte. Wohl setzte der Jaguar zum Sprunge an; doch denselben auszuführen, fehlte ihm die Kraft. Wankend glitt er vom Stamme herab in den Sumpf. Weit spritzte der schwarzbraune Schlamm umher.

Bellend und blind vor Eifer stürzten die Hunde vorwärts. Schnell war der Indianer mitten zwischen ihnen

am Rande des Sumpfes. „Vorsicht! Bist Du wahnsinnig, José? — Zurück, Hilario! — Laß ab, Juan! — Isabel, Du dummes Mädchen! — Zurück, ihr Lumpengesindel!“ schrie er laut und schleuderte, selbst bis an den Leib im Schlamm, ein versinkendes Thier nach dem anderen an das Ufer. Aber erst als der Jaguar wie die arme Theresa unter der schwarzen Oberfläche verschwunden war, beruhigten sich die Hunde, und vollständig erschöpft legten sie sich keuchend, die Zunge weit aus dem Halse gestreckt, auf den feuchten Boden nieder.

Eine halbe Stunde rasteten wir ebenfalls, dann kehrten wir nach dem Platze zurück, wo die Knechte während unserer Abwesenheit dem zuerst erlegten Jaguar das Fell abgezogen hatten. Dort lagerten wir uns auf unseren Decken im Schatten eines großen Mahagonibaumes und ließen uns den mitgenommenen Eßvorrath gut schmecken. Nachdem wir gesättigt waren, gönnten wir unserem, von der beschwerlichen Jagd ermüdeten Körper mehrere Stunden Ruhe, soweit dieses bei den unzähligen, uns fortwährend umschwärmenden Moskitos und anderen stechenden Insekten möglich war. Zweimal mußten wir außerdem, von großen, schwarzen Ameisen vertrieben, welche überall auf dem Boden, sowie an den Baumstämmen und Sträuchern umherkrochen, unseren Lagerplatz wechseln.

Am Nachmittag machten wir uns wieder auf den Weg nach dem Hato meines Freundes, welchen wir bei Sonnenuntergang glücklich erreichten.

Die Frauen, Mädchen und Knechte theilten unsere Freude an dem Gelingen der Jagd. Nach der Abend-

mahlzeit holten die Peones ihre Cincos*) und die bei keiner Volksmusik fehlenden Marracas**) herbei, und bis spät in die Nacht hinein erschallte der eigenthümliche, melancholische Gesang, zu welchem sich die Leute, wie es ihnen gerade die Stimmung eingibt, die Melodie bilden und die Worte aus dem Stegreif dichten.

Einen Tag verweilte ich noch bei meinem Freunde, dann verabschiedete ich mich. Don Vacundo ließ es sich nicht nehmen, mich persönlich nach der Stadt zu begleiten.

Noch einmal besuchte ich später den „Kariben" auf seinem Hato; aber eine Gelegenheit, Jaguare zu jagen, bot sich mir leider nicht wieder.

Es war meine erste und letzte Tigerjagd in Südamerika.

---

*) Ein Instrument ähnlich der Guitarre, nur bedeutend kleiner und mit fünf Saiten bespannt.

**) Ein sonderbares Nationalinstrument Venezuela's, mit dem nach dem Takte der Musik zischende Laute hervorgebracht werden.

Mannigfaltiges.

Humboldt als Mordbrenner. — Im Jahre 1829 reiste Alexander v. Humboldt durch Sibirien, versehen mit besonderen Geleitsbriefen von den höchsten St. Petersburger Regierungsgewalten, was aber nicht hinderte, daß er von verschiedenen übereifrigen russischen Beamten mit Mißtrauen beobachtet wurde. So kam er auch in die Stadt Ischim im Gouvernement Tobolsk, um dort astronomische Beobachtungen anzustellen. Hier erschien er dem damaligen Polizeimeister und Oberhaupt der Stadt so verdächtig, daß derselbe seinem Chef, dem Generalgouverneur von Sibirien, eiligst folgenden seltsamen Bericht einsandte:

„Vor einigen Tagen ist ein Deutscher hier eingetroffen, Namens Humboldt, schmächtig, nicht groß von Wuchs, von Ansehen unbedeutend, aber dabei sehr wichtigthuend und mit einem Brief von Eurer hohen Excellenz versehen, in welchem Sie mir vorschreiben, gegen ihn mich höflich zu verhalten. Ich bin ihm auch mit gebührender Achtung entgegengekommen, muß jedoch bemerken, daß mir seine Persönlichkeit verdächtig und sehr gefährlich erscheint. Er hat mir von vornherein mißfallen. Er spricht zu viel und mißachtet meine Gastfreundschaft, wobei er, die höchsten offiziellen Persönlichkeiten der Stadt seiner Aufmerksamkeit nicht würdigend, mit Polen und anderen politischen Verbrechern, welche hier unter meiner Aufsicht sich befinden, in Unterhaltungen sich einläßt. Ich erlaube mir Eurer hohen Excellenz zu vermelden,

daß dergleichen Unterhaltungen mit den politischen Verbrechern meiner Aufmerksamkeit nicht entgehen, namentlich seit er nach langen Verhandlungen mit ihnen Nachts in ihrer Begleitung auf einen die Stadt beherrschenden Hügel gegangen ist. Dort haben sie einen Kasten hinaufgeschleppt und aus demselben ein Instrument herausgeholt, das die Form eines langen Rohrs hatte. Nachdem sie dies Rohr auf drei Füßen befestigt, richtete er es direkt auf die Stadt, und Einer nach dem Andern trat heran und sah, ob es gut gerichtet sei. Hierin eine große Gefahr für die Stadt erblickend, da sie ganz aus Holz ist, habe ich einen aus einem Unterfähnrich und sechs Mann bestehenden Wachtposten mit geladenem Gewehr zum Hügel geschickt, um den Deutschen nicht aus dem Auge zu lassen und Alles, was er thut, zu beobachten. Eurer Excellenz dies mit besonderem Kurier vermeldend, erbitte ich weitere Verhaltungsmaßregeln und benutze die Gelegenheit, Sie meiner Bereitwilligkeit, meines Gehorsams und meiner Ergebenheit gegen Zar und Vaterland als ehrlicher russischer, schon über zwanzig Jahre im Dienst befindlicher Offizier zu versichern."

Dieser charakteristische Brief blieb natürlich unbeantwortet, Humboldt zündete auch mit seinem Teleskop die Stadt nicht an. Th.

Die Weißkappen in Indiana. — Man glaubt gewöhnlich, die „Regulatoren" und ähnliche Verbände zur Ausübung eigener Gerechtigkeit im „Wilden Westen" Nordamerika's gehörten der Vergangenheit an. Indessen ist dies ein Irrthum, noch heutigen Tages sind in vielen Gegenden der Vereinigten Staaten die ehrlichen Ansiedler gezwungen, die Ausübung der Gerechtigkeit in die eigene Hand zu nehmen. Schlimm genug ist es immer, wenn der Staat zu ohnmächtig ist, überall das Recht zu verwalten, aber geradezu unerhört und beschämend für die Kulturzustände der Union muß es erscheinen, daß selbst in Indiana und Kentucky, die schon lange civilisirt sind, noch heutigen Tags Lynchgerichte abgehalten werden.

Obwohl im Allgemeinen der Staat Indiana schon viele Jahrzehnte zu den kultivirtesten der ganzen Union gerechnet wird, so bildet doch die südöstliche Ecke desselben, besonders die vom Ohio bespülten und an Kentucky grenzenden Counties eine Ausnahme. Diese Counties bildeten von jeher eine förmliche Kolonie von Kentucky, in der Lynchereien, mangelhafte Schulbildung, Verbrechen gegen Person und Eigenthum, Rohheit und Unwissenheit mit heuchlerischem Temperenzfanatismus Hand in Hand gehen. Neuerdings spielt sowohl in Kentucky als in den oben bezeichneten Bezirken Indiana's die Bande der „Weißkappen" als Regulatoren eine bedeutende Rolle und ist zu einer wahren Landplage geworden.

Die Weißkappen haben ihren Namen von langen, steifen, aus weißem Zeuge gefertigten Kopfbedeckungen, welche sämmtliche Mitglieder der Gesellschaft tragen, wenn sie von ihrem Hauptmann zum Dienst beordert werden. Jeder Mann ist beritten und trägt eine Maske aus beliebigem Stoff. Die Waffen bestehen in einer langen Hickoryruthe und dem unvermeidlichen Revolver, dazu gesellt sich der Strick, welcher zur Anwendung kommt, wenn das Verbrechen des Opfers dieser Gesellschaft als ein todeswürdiges angesehen wird. Wirkliche Todesvollstreckungen sind übrigens nicht häufig. In einzelnen Theilen dieser lieblichen Gegend wird den Pferden der Weißkappen noch ein Fetzen weißen Musselins über Nacken und Vorderbeine gehängt, daß es in der That einen geisterhaften Anblick gewährt, wenn dieselben in Trupps von fünfzig und mehr Mann durch die dunkle Nacht dahin reiten, um ihre Opfer abzuholen.

In jedem County stehen die Weißkappen unter dem Befehl eines „Kapitäns", dessen Anweisungen unbedingt Folge geleistet werden muß. Es herrscht eine bewundernswürdige Disziplin unter diesen Banden, und bisher ist es noch nicht gelungen, die Mitgliedschaft auch nur einer einzigen Person ausfindig zu machen,

was jedoch unbedingt der Lauheit der Behörden zuzuschreiben ist, welche dem Treiben dieser Gesellschaft fast theilnahmlos zusehen. Die Verbindung ist eine zu mächtige, und schwerlich könnte in jenen Gegenden ein Geschworenengericht gebildet werden, ohne daß die Weißkappen nicht eine Anzahl ihrer eigenen Leute in eine derartige Körperschaft hineinzubringen verständen, die dann natürlich den Genossen freisprechen würden.

Ob die Weißkappen eine Art Gerichtsverfahren vorangehen lassen, ehe sie die Züchtigung eines ihnen anstößig erscheinenden Nachbars vornehmen, darüber hat sich nichts in Erfahrung bringen lassen. Häufig warnt man die zu Strafenden vorher. Eine solche Warnung besteht darin, daß der Betreffende eines Morgens ein Bündel Reisig vor seiner Thürschwelle findet, was etwa soviel bedeutet: der Schuldige habe binnen vierundzwanzig Stunden die Gegend zu verlassen. Kommt er dieser Weisung nicht nach, so hat er zu gewärtigen, in einer der nächsten Nächte aus dem Bett geholt und jämmerlich durchgepeitscht zu werden.

Selbstverständlich ereignet es sich nur zu häufig, daß völlig Unschuldige eine solche Strafe trifft. Wer nur irgend einen Feind unter den ihm völlig unbekannten Mitgliedern der Weißkappen hat, ist jeden Augenblick den entsetzlichsten Peinigungen ausgesetzt. Der Feind braucht ihn nur beim Kapitän zu verdächtigen, und es ist um ihn geschehen. So werden nicht selten recht ehrbare und schuldlose Menschen Opfer der Privatrache eines Mitglieds der Weißkappen.

Bei dem großen Einfluß, den jene Banden besitzen, geht mit der Auspeitschung in der Regel auch der finanzielle und geschäftliche Ruin der also Gestraften Hand in Hand. Die im Geheimen mit den Weißkappen sympathisirende Menge schließt aus der einfachen Thatsache, daß Dieser oder Jener ausgepeitscht worden ist, derselbe müsse ein schlechter Mensch sein, und die besten Freunde des Mißhandelten ziehen sich aus Klugheitsgründen von ihm zurück. Die Weiß-

kappen würden nämlich durchaus nicht zögern, an Denjenigen ihre Wuth auszulassen, die dem Aermsten ihre Freundschaft bewahren oder gar seine Partei nehmen. So wird das Schreckensregiment beständig aufrecht erhalten, und Niemand wagt, sich dagegen aufzulehnen, aus Furcht, er möge das nächste Opfer werden.

Soll eine Bestrafung vorgenommen werden, so versammeln sich die Mitglieder der Bande Nachts im Walde. Im Flüsterton gibt der Kapitän seine Befehle, und dann bricht die ganze Gesellschaft nach der Wohnung des Geächteten auf. Eine kurze Strecke vor dem betreffenden Hause wird abgesessen, und leise und in militärischer Ordnung marschirt die Bande zur Stelle. Eine entsprechende Zahl bewaffnet sich mit einem Baumstamm oder dergleichen und stößt, nachdem das Gebäude vorher umzingelt worden ist, die Hausthür ein. Beim ersten Stoß erhebt die ganze Bande ein wildes Gebrüll, und dann ertönt ein schriller Pfiff des Häuptlings. Zehn oder zwölf ausgewählte „Rächer" stürzen nun mit gespanntem Revolver in das Haus und ergreifen das oder die Opfer.

Alles geht so schnell, daß die Ueberraschten kaum Zeit haben, aus den Betten zu springen, und ehe sie noch recht zur Besinnung kommen, sind sie bereits gefesselt und geknebelt. Das Opfer wird in die Mitte genommen und lautlos, wie sie gekommen, zieht die Bande nach der vorher bestimmten Richtstätte ab. Der Gefangene wird an einen Baum gebunden, entkleidet, wenn er überhaupt Zeit gehabt, sich anzuziehen, und der Kapitän ruft die in Reihe und Glied aufgestellten Weißkappen der Folge nach auf, jedoch nicht bei Namen, sondern nach der Jedem zugetheilten Nummer. Sie treten Einer nach dem Anderen vor und versetzen dem völlig vertheidigungslosen Opfer Jeder etwa sechs Streiche mit der Hickoryruthe. Wenn der Eine mit der Züchtigung fertig ist oder wenn der Stock zerbricht, was häufig genug vorkommt, so ruft der Führer die nächste Nummer auf,

und die Peinigung wird fortgesetzt, bis die vorher bestimmte Zahl von Schlägen verabreicht worden ist, oder bis der Mißhandelte ohnmächtig zusammenbricht. Nach verabfolgter Strafe darf sich der Gezüchtigte, wenn er sich noch fortschleppen kann, nach Hause begeben, nachdem ihm vorher im Flüstertone gesagt worden ist, daß er innerhalb weniger Stunden die Gegend zu verlassen hat oder daß er sich bessern soll. In der Regel erfährt der Gezüchtigte jetzt erst, weshalb eigentlich die barbarische Strafe an ihm vollzogen wurde. Selten wird ein Gefangener mit weniger wie hundert Ruthenstreichen bedacht, doch werden auch 150 und noch mehr Hiebe ertheilt.

Einige Beispiele mögen hier zur Illustration des Vorhergehenden angeführt werden.

Das etwa 700 Einwohner zählende Städtchen English liegt ungefähr im Mittelpunkt der Gegend, in welcher die Weißkappen ihr Unwesen treiben; ihm war schon längst ein Besuch zugedacht worden, da es einem Gerücht zufolge verschiedene der Bestrafung Würdige daselbst geben sollte. Eines Abends drangen die Weißkappen plötzlich von allen Seiten in den Ort ein, und zwar zu Fuß. Die Pferde waren ein gutes Stück vom Platze entfernt zurückgelassen worden, weil viele derselben den Bewohnern des Städtchens wohl nur zu bekannt sein mochten. Die Bande war über hundert Mann stark und marschirte geschlossen nach dem Hause eines gewissen Wright, der jedoch schon vor der Ankunft der Schaar Fersengeld gegeben hatte. Das Haus wurde, so weit es möglich war, zerstört. Dann zog die Bande nach der Wohnung des Bruders des Wright, welcher überrascht wurde, aber doch noch Gelegenheit fand, sich durch ein Hinterfenster aus dem Staube zu machen. Hätten die Weißkappen ihn gepackt, so wäre er gelyncht worden, denn sie hatten Stricke zu dem Zwecke bei sich. Auch dieses Haus ward vollständig zerstört und der anwesenden Gattin des Entsprungenen

gesagt, daß ihr Mann jedenfalls gehängt werde, wenn er sich jemals wieder in der Gegend blicken lasse. Die beiden Brüder standen nämlich im Verdacht, einem betrunkenen alten Farmer 3000 Dollars abgenommen zu haben, doch hatte sich in dem angestrengten Prozeß ihnen nicht das Geringste beweisen lassen. Die Weißkappen aber glaubten, daß sie schuldig seien. Wüthend über den Nichterfolg bei den Beiden, begab sich die Bande nunmehr zu dem vor der Stadt gelegenen Hause einer Wittwe Jones und schleppte deren drei Söhne in den Wald. Jeder erhielt dort fünfzig Ruthenstreiche, weil ihre Pächter glaubten, sie lungerten zu viel umher und arbeiteten zu wenig.

Wirklich gelyncht worden sind bisher von der Bande fünf Personen, weil der Gang der Prozesse, welche gegen dieselben schwebten, ihr zu lange dauerte. Nach Andeutungen aber, die man hier und dort erhält, soll die Zahl der Ausgepeitschten schon mehr wie 100 betragen. Für Jemand, der sich in jener Gegend aufhält, ist es durchaus nicht rathsam, ein abfälliges Urtheil über das Treiben der Weißkappen abzugeben, denn er läuft Gefahr, ohne Weiteres selbst mit der Peitsche Bekanntschaft zu machen.

Sogar die Eisenbahngesellschaften haben eine heillose Scheu vor diesen Banden. Wenn eine Expedition der Weißkappen ausgedehnter ist, werden häufig die Bahnen benutzt. Doch hüten sich die Kondukteure sehr wohl, von diesen Leuten Bezahlung zu verlangen. Es ist schon vorgekommen, daß ein Zug auf freiem Felde angehalten wurde; die Leute stiegen ein und ließen sich auch wieder an einem von ihnen bestimmten Punkte absetzen. Die Bahngesellschaften finden es vortheilhafter, diesen Gesellen zu Gefallen zu sein; thun sie es nicht, so haben sie schwere Beschädigungen des Bahnkörpers zu gewärtigen.

Ein derartiges Unwesen treiben die Weißkappen thatsächlich seit Jahren. Wie lange dasselbe dauern wird, läßt sich schwer

sagen; vielleicht ermannt sich endlich die Staatsgewalt und setzt solchen abnormen Zuständen ein Ziel. O. v. Briesen.

Ein ungewöhnlicher Bittsteller. — Der erste Großherzog von Hessen-Darmstadt nach Erhebung des bisherigen Landgrafenthums zu dieser Würde, Ludwig I., war ein leidenschaftlicher Freund der Jagd und edler Pferde. Von letzteren fanden sich die kostbarsten Rassen in seinen Stallungen, und ein ausgewähltes, reich bezahltes Personal war mit der Wartung der edlen Thiere beauftragt. Zu diesem zählte seit Jahresfrist ein Bereiter Namens Buch, der sich durch sorgsame Behandlung seiner vierfüßigen Pfleglinge, namentlich aber durch vortreffliche Dressur derselben die besondere Gunst des regierenden Herrn erworben hatte; seine Obliegenheit ward ihm um so leichter, da Buch früher Mitglied einer Kunstreitertruppe gewesen war, aber an der zerfahrenen, nomadisirenden Lebensweise dieses Standes wenig Behagen gefunden hatte. Sonst ein nüchterner, besonnener Mann, traf den Bereiter, der in heiterem Kreise einmal über den Durst getrunken und dadurch seine Pflicht bei einem erkrankten Lieblingspferd des Großherzogs versäumt hatte, das Unglück, den Tod des kostbaren Thieres zu verursachen. — Ludwig I. war außer sich, und namentlich deshalb, weil er sein Vertrauen auf den Eifer und die Treue seines Bereiters so arg getäuscht sah. Er befahl, daß Buch sich innerhalb Tagesfrist aus dem Großherzogthum zu entfernen habe.

Vergebens suchte der bereuende, hart getroffene Mann Gehör bei dem zürnenden Fürsten zu erlangen, vergebens verwandten sich einflußreiche Personen des Hofes für den Verabschiedeten, der seine ganze Zukunft vernichtet sah, jede Fürbitte steigerte die Erbitterung des Großherzogs nur noch mehr, und um ihnen ein Ende zu machen, erklärte der Fürst schließlich, daß kein Mensch es fürder wagen solle, ihm zu Gunsten Buch's zu nahe zu kommen.

So brach der nächste Tag an, und wie gewöhnlich benutzte Ludwig den prächtigen Herbstmorgen zu einem Spazierritt nach seinem Jagdschloß Kranichstein. Von seinem Gefolge begleitet, trat er unter das Portal seines Palastes, um das seines erlauchten Reiters wartende Pferd zu besteigen, als aus der Richtung der Stallungen her ein prächtiger Schimmel in den Ehrenhof trabte, ein Blatt Papier sorgsam zwischen den Zähnen haltend. Einen Augenblick lang sah sich das Thier mit klugen Augen um, eine kaum merkliche Bewegung des hinter dem Großherzog stehenden Stallmeisters, wahrscheinlich eines Freundes des Bedrohten, schien es sofort zu rechtem Ziel zu leiten, um so mehr, als der überraschte Landesfürst ein paar Schritte vorgetreten war. Nun ließ sich der Schimmel vor Ludwig auf die Kniee nieder und bot ihm in zierlicher Weise das Blatt, der Großherzog, obwohl er den Inhalt ahnen mochte, wies es nicht zurück. Es trug den sauber geschriebenen Vers:

„Kein Mensch wagt den Versuch,
So hör' des Thieres Bitten:
Es bleib' Bereiter Buch
In Deinem Dienst gelitten."

Der Großherzog, dessen Herzensgüte sprichwörtlich geworden, lachte hell auf. „Das war schlau!" sagte er; „nun denn, um des Bittstellers halber will ich der Bitte Gewährung leihen; aber," fügte er zu seiner Umgebung hinzu, „bei ähnlichem Falle werde ich mir künftig auch thierische Vermittelung verbitten."

Der überglückliche Buch behielt seinen Posten, und vergalt die Gnade seines fürstlichen Herrn durch verdoppelte, unerschütterliche Diensttreue. H—d.

Ueber Nutzen und Schaden unserer Saatkrähe ist schon viel gestritten worden, doch kann ich nach meinen viele Jahre hindurch fortgesetzten Beobachtungen versichern, daß ihr Nutzen den Schaden weit übertrifft, wenngleich auch auf sie die Worte passen:

„Table mir Keinen von unten bis oben,
Daß nicht ein Plätzchen bleibe zum Loben;
Doch stopfe auch Keinen des Lobes so voll,
Daß nicht der Tadel noch weiß, was er soll.“

Es wird ihr nämlich zum Vorwurf gemacht, daß sie Saatpflanzen ausziehe, was ich ebenfalls beobachtet habe; allein es sind dies vorzugsweise solche, an deren Wurzeln ein Engerling, eine Erdraupe, eine Werre, oder sonst eine schädliche Larve hängt und dieselben benagt. Der Geruchssinn dieser Krähenart ist nämlich so fein, daß sie jeden Engerling unter der Grasnarbe wittert und mit ihrem scharfen Schnabel aushackt, ganz ähnlich, wie der Dachs und der Fuchs sie zu finden und mit der Schnauze auszubohren verstehen. Ferner habe ich beobachtet, daß sie in Frühlingen, in welchen die Maikäfer ihre Schwarmperiode feiern, den Vertilgungskrieg gegen diese Schädlinge planmäßig führen. Ein Theil der Krähen fliegt auf die Bäume, ein anderer harrt am Boden und verzehrt, was die oben Herumkletternden nicht ablesen, sondern abschütteln. Ist ein Baum gesäubert, so kommt die Reihe an den nächsten. Ebenso gehen sie den dem Getreide oft so nachtheiligen Brachkäfern, den etwas später erscheinenden Vettern der Maikäfer zu Leibe, und die in nassen Jahrgängen oft zur Landplage werdenden nackten Ackerschnecken lesen sie in ungeheuren Mengen aus den Kulturen ab.

Eine in ihrer Art wirklich großartige Leistung dieser Thiere habe ich auf dem dem Freiherrn v. Varnbüler gehörigen Rittergut „Ludwigshöhe“ beobachtet. Auf einer viele Morgen großen sonnigen Wiese, zwischen zwei Wäldern gelegen, beobachtete ich mehrere Tage nacheinander, so oft mich der Weg zu meinem Bienenstande daran vorbeiführte, eine viele Hunderte zählende Schaar von Saatkrähen, emsig beschäftigt mit Hacken auf dem fast gänzlich abgestorbenen Grasfilze. Neugierde bewog mich zu näherer Untersuchung. Und was fand ich zu meinem Erstaunen? Unter

jedem Quadratfuß Grasnarbe, die ich mit dem Stiefel umwenden konnte, lagen 10 bis 15 fette Engerlinge. In kurzer Zeit von 8 bis 10 Tagen haben diese Krähen die ganze große Fläche von diesen Schädlingen gesäubert. Was aber, fragte ich mich, wäre geworden, wenn diese Engerlinge zur vollen Verwandlung in Käfer gekommen wären, und diese wiederum ihre Eier dort und in der Nachbarschaft abgelegt hätten? Sie hätten sich bei der nächsten Schwarmperiode in's Unendliche vermehrt, so daß irgend eine Kultur auf dem Hofe unmöglich geworden wäre. Im darauffolgenden Frühjahre prangte besagte Wiese wieder im saftigsten Grün. Fr. Koch.

Eine Heirath durch Vertretung. — Die Wittwe des Grafen Henckel v. Donnersmark, des einstmaligen Adjutanten des Prinzen Heinrich im siebenjährigen Kriege, lebte nach dem Tode ihres Gemahls am Rheinsberger Hofe als eine Art Oberhofmeisterin, obgleich sie dieses Amt an dem „Junggesellenhofe" nicht offiziell bekleiden konnte. Ihr ältester Sohn, welcher Lieutenant in der Armee war, lag zu dieser Zeit mit seinem Regimente in der nur etwa vier Meilen entfernten kleinen Stadt Zehdenick und kam oft zum Besuche seiner Mutter nach Rheinsberg. Ihre Tochter war mit einem Dragonerrittmeister v. Pogwisch, der in Potsdam in Garnison stand, verlobt, und Prinz Heinrich hatte bestimmt, um der Gräfin einen Beweis seiner Zuneigung und seines guten Geschmackes zu geben, daß die Hochzeit der jungen Leute auf Schloß Rheinsberg gefeiert werden sollte. Der Bräutigam sollte dazu an einem bestimmten Tage daselbst eintreffen. Der Prinz hatte zur Feier drei Tage festgesetzt.

Plötzlich kam ein Brief von dem Bräutigam an, worin dieser anzeigte, daß er erst einige Tage später kommen könne. Prinz Heinrich, ärgerlich, daß sein Fest, zu dem alle Einrichtungen getroffen waren, verschoben werden sollte, schickte sofort einen Leibhusaren nach Zehdenick, der dem Bruder der Braut den Befehl

überbrachte, sich sogleich in Parade-Uniform in Rheinsberg zu melden. Als dieser dort ankam, sagte ihm der Prinz, daß er sich am folgenden Tage seiner Schwester in Stellvertretung des Bräutigams antrauen lassen müsse.

Als der Offizier sein Befremden äußerte und hinzufügte, daß dies doch nur bei großen Herren vorkäme, bei seinesgleichen aber nicht erlaubt sei, sagte der Prinz: „Das geht Ihn nichts an, das ist meine Sache!"

„Am anderen Tage," so erzählt der Graf in seinen ‚Erinnerungen', „versammelte sich Alles in Gala in einem der Säle des Schlosses. Ein Tisch mit einer Decke war aufgestellt und der Hofprediger dahinter. Nach einer salbungsreichen Rede über unsere gegenseitigen Pflichten wurde mein Ja abgefordert, und die Trauung ging vor sich. Der Prinz beglückwünschte uns. Nun ging es in ein großes Konzert, wo ‚meine Frau' rechts und ich links vom Prinzen sitzen mußten, und eine italienische Arie von der ersten Sängerin uns zu Ehren gesungen wurde; dann zum Souper — ich immer neben dem Prinzen — und von da in's Brautgemach, wo das Strumpfband ausgetheilt wurde. Im Herausgehen sagte mir der Prinz: ‚Morgen ist bei Ihm Dejeuner!' Mein Schreck war groß, denn ich hatte kaum zwei Thaler in Kasse. Ich stürzte ihm also nach mit der Versicherung, ich sei dazu gar nicht eingerichtet.

‚Versteht sich von selbst, daß ich bezahle,' erwiederte er, und so war ich wieder beruhigt. Den zweiten Tag also Dejeuner bei mir, großes Diner beim Prinzen, große Oper und Souper. Ich mußte stets die Honneurs als Bräutigam machen. Den dritten Tag war Ball. Die Bälle waren immer sehr sonderbar; denn da das Personal in Rheinsberg sehr klein war, so wurden dazu alle Kammerjungfern, die Familien der Schauspieler, Musici und Bürger aus der Stadt befohlen.

Während des Balles wurde ich hinausgerufen. Mein Schwager

war angekommen, wüthend, daß alle diese Ceremonien ohne ihn vor sich gegangen waren. Der Prinz wollte aber keine Notiz von ihm nehmen. Er mußte im Wirthshaus übernachten und wurde am anderen Morgen ganz früh mit meiner Schwester getraut, wobei aber Niemand in Gala erscheinen durfte, und der Prinz selbst seine Perrücke in Papilloten hatte setzen lassen, nur um dem wahren Bräutigam seinen Unwillen über seine Verzögerung zu zeigen."

Das älteste Kind aus dieser Ehe, Ottilie v. Pogwisch, wurde die Gattin August's v. Goethe, des Sohnes des großen Dichters.

Schl.

Kaffern-Aerzte. — Die Kaffern theilen alle Krankheiten in die beiden Fälle der allzugroßen Hitze oder der allzugroßen Kälte ein. Sie lassen bei Fieber niemals zur Ader, denn sie sagen: „Ein Fieber ist wie ein siedender Topf, daher man zur Heilung des Patienten das Feuer vermindern muß, ohne von der Flüssigkeit zu verlieren." Sie haben übrigens ihre eigenen Wege, um der gestörten Natur zu Hilfe zu kommen; so erzählt man von einem Reisenden, der durch einen Sturz vom Pferde eine Gehirnerschütterung erlitten hatte und in die Hände eines kunstverständigen Kaffern-Doktors gefallen war. Dieser ließ ihn um die Stirne ein Band von zwei Männern fest zusammenschnüren, während ihm ein Dritter mit einem Stück Holz an die Stirn klopfen mußte, „um das Gehirn wieder in die rechte Lage zu bringen." — Und wunderbar! Der Patient erklärte nach dieser Behandlung, daß er sich viel freier im Kopfe fühle. J. St.

Ein Extra-Extrablatt. — Als im Jahre 1814 Napoleon überall geschlagen war, und der Friede in Aussicht stand, brachte ein Berliner Blatt folgendes originelle Gedicht in Form eines Extrablattes:

„Den braven Bürgern dieser Stadt
Gab manches frohe Extrablatt

Zum Guten Kraft und Leben.
Da 's lange keins gegeben hat,
Wird heut' ein Extra-Extrablatt
Ganz gratis ausgegeben.

Ein Wütherich der Höll' entstieg;
Sein Leben war ein grauser Krieg,
Den hat nun Gott entschieden.
Erfochten ward ein Extrasieg,
Vollendet ist ein Extrakrieg,
Ihm folgt ein Extrafrieden.

Dem Extravolk der Extrastadt
Verkündet ihn dies Extrablatt,
D'rob freu' es sich nicht wenig;
Und wer dies Blatt gelesen hat,
Geh' seinen Weg und schrei' sich satt:
„Heil unserm Extrakönig!'" v. d. S.

Ein arger Lästerer des weiblichen Geschlechts war der von Schiller in seiner Kapuzinerrede zu Wallenstein's Lager nachgeahmte Pater Abraham a Santa Clara. „Frau und Fraus (lateinisch = Betrug)," sagt der satirische Kanzelredner, „sind nicht weit von einander. — Sie ist aber schön, heißt es wohl. Traue nicht; die Pillen der Apotheker sind auswendig vergoldet und dennoch bitter. — Sie ist aber weiß! Traue nicht; Silber ist auch weiß, und macht doch die Hände schwarz. — Sie ist aber schön roth! Traue nicht; ein Gimpel ist auch roth und hat gleichwohl einen üblen Schnabel. — Sie hat aber schöne Augen! Ein Pfau hat am Schweife auch schöne Augen und gleichwohl ein Geschrei wie der Teufel." Il.

Druck und Verlag der „Union" Deutsche Verlagsgesellschaft (früher Hermann Schönlein's Nachfolger) in Stuttgart.


UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 01908 0764


by Google


UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 01908 0764



